

**DIE
— NO
MI
NIER—
— TEN**

Theodor-Wolff-Preis

JOURNALISTENPREIS DER DIGITAL-
PUBLISHER UND ZEITUNGSVERLEGER

2022

MEINUNG

REPORTAGE

**BESTES
LOKALSTÜCK**

**BESTES LOKALES
DIGITALPROJEKT**

**THEMA
DES JAHRES**

Theodor-Wolff-Preis

JOURNALISTENPREIS DER DIGITALPUBLISHER
UND ZEITUNGSVERLEGER

**DIE
—NO
MI
NIER—
—TEN**

— Berlin 2022

VORWORT

Am Anfang ist nur ein leeres weißes Blatt auf dem Bildschirm, immer. Und dann erwachsen auf der blanken Folie Texte, Fotos, Stimmen, Filme, die neue Welten aufzeigen. Die uns mitnehmen in ein Kloster oder in ein Krisengebiet, in eine Sterne-Küche oder ein Minister-Büro, in einen Brennpunkt-Stadtteil mitten in Deutschland oder ein Dorf irgendwo in der Wildnis. Sie erwecken Zeitungs-Papier und Online-Seiten zum Leben, stoßen etwas an, erklären und berühren. Aber welche Reportagen, welche Meinungsstücke, welche Digital-Beiträge sind die besten des vergangenen Jahres?

Für die Jury ist die Auswahl ein Annäherungs-Prozess. Diskussionsreich und immer wieder von neuen Erkenntnissen geprägt. In jeder Runde muss – zwangsläufig – die Zahl der aussichtsreichen Arbeiten reduziert werden, und das Bedauern wächst: Es können nicht alle, die es verdient hätten, einen Preis bekommen. Am Ende gibt es nur einen in jeder Kategorie. Bei so vielen hervorragenden Bewerbungen eine schwere Entscheidung.

Was hat die Jury in diesem Jahr bewegt? Die Beiträge entstanden bis Ende 2021, also am Vorabend der Ukraine-Krise und des vernichtenden Krieges, der Europa seitdem in große Sorge und Not versetzt und nahezu alles andere in den Hintergrund schiebt. Für viele der eingereichten Themen – von Corona, über Flutkatastrophe bis Gendersternchen – musste sich die Jury bei den ersten Sichtungen im Frühjahr noch einmal zurück in ein anderes Zeitalter versetzen, wissend: Was vor dem Krieg wichtig war, ist es noch immer, wenn auch öffentlich anders wahrgenommen.

Vieles von dem, was die Jurorinnen und Juroren gelesen, gesehen, gehört haben, ließ sich nur schwer einer Kategorie zuordnen. Und vieles – gerade bei den Digital-Beiträgen – war kaum im Vergleich zu bewerten. Wie kann etwa innerhalb einer Kategorie ein neunstündiger Podcast mit einer Seite verglichen werden, die sich mit der Aufarbeitung historischer Fotos befasst? Die in diesem Jahr deutlich gewachsene

Vielfalt in der Digital-Kategorie hat die Jury begeistert, aber mehr auch als zuvor herausgefordert, neu zu denken und die Vergleichbarkeit auf die Frage einzugrenzen: Sind die Bewerberinnen und Bewerber der selbst gestellten Aufgabe mit ihren individuellen Mitteln bestmöglich gerecht geworden?

Wachsende Vielfalt und zunehmend qualitätvolle Einreichungen prägen auch die Kategorie Lokales, die uns immer wieder mit besonderen Einblicken überrascht, in diesem Jahr erstmals auch mit mehreren Bewerbungen von verlagsunabhängigen journalistischen Plattformen. Dass sich hier etwas bewegt und sich dies auch in Qualität niederschlägt, hat die Jury mit großem Interesse verfolgt.

Das alles überlagernde Thema war einmal mehr Corona, das in allen Kategorien mit immer wieder neuen Facetten präsent war und zeigt, wie weitreichend sich die Pandemie auf alle gesellschaftlichen Bereiche auswirkt. Das eigentliche Thema des Jahres »Deutschland hat die Wahl« blieb dabei etwas im Schatten.

Bei aller Anerkennung der Bedeutsamkeit ernsthafter und dramatischer Themen gibt es seit Jahren eine Sehnsucht der Jury nach Texten, die sich auch mit den leichteren Seiten des Lebens befassen. Diese Sehnsucht blieb aber auch in diesem Jahr eher unerfüllt. Ebenso der Wunsch nach angemessenen Artikel-Längen. Viel ist nicht unbedingt gut. Der Einsatz der richtigen Textmenge ist deshalb für die Jury ein Qualitätskriterium geworden.

Der Journalisten-Preis, für den die Jury auch in diesem Jahr fünf herausragende Arbeiten benennt, ist seit 60 Jahren mit dem Namen Theodor Wolff verbunden. Der Chefredakteur des »Berliner Tageblatts« hatte sein journalistisches Wirken »gegen Dummheit, Rückgratschwäche und Furcht« ausgerichtet. Der Publizist Kurt Hiller schrieb über ihn, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Diese Werte leiten seit Stiftung des Preises auch die Juroren und spielten in diesem Jahr eine besondere Rolle. Es gibt einen Sonderpreis für das Zentrum für Pressefreiheit in Lwiw. Vor dem Hintergrund des Ukraine-Krieges war es Jury und Kuratorium ein gemeinsames Anliegen, Journalistinnen und Journalisten zu ehren, die sich unter Lebensgefahr für eine unabhängige Berichterstattung im Kriegsgebiet einsetzen. Im 60. Jahr des Preises ist dies ein Signal für die Pressefreiheit – auch im Gedenken an den furchtlosen Journalisten Theodor Wolff.

Helmut Heinen

Vorsitzender des Kuratoriums

Cordula von Wysocki

Vorsitzende der Jury

INHALT

Thomas Löffelholz

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der Digitalpublisher
und Zeitungsverleger – Theodor-Wolff-Preis

10

Bernd Söseemann

»... so schwebt über jeder Wahrheit
noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor Wolff

24

DIE NOMINIERTEN UND IHRE ARBEITEN

MEINUNG

Stefanie Flamm Wo ist die alte weiße Frau? 48

Ingo Meyer Das Märchen vom Genderstertaler 56

Thomas Wochnik Die Leute gucken schon 66

REPORTAGE

Johannes Böhme Die andere Seite der Medaille 76

Marcus Anhäuser · Joachim Budde

Der Corman-Drosten-Test war eine Meisterleistung 98

Nora Voit · Maria Christoph Gruß aus der Küche 120

BESTES LOKALES STÜCK

Angela Boll Abschiednehmen in der Pandemie	142
Sigrid März Kidane und Herr Schweitzer	150
Judith von Plato Gustavs letzter Gang	160

BESTES LOKALES DIGITALPROJEKT

Christine Badke, Veit Ellerbrock und Team Flutprotokolle	168
Lea Hellbach Dissoziative Identitätsstörung: Die WG im eigenen Kopf	182
Jan Georg Plavec, Jan Sellner und Team Stuttgart 1942	194

THEMA DES JAHRES

DEUTSCHLAND HAT DIE WAHL –

Wie Sieger zu Verlierern werden und umgekehrt	
Roman Deininger · Boris Herrmann Lasst mich halt	218
Caterina Lobenstein · Stephan Lebert Der Letzte seiner Art	236
Amelie Marie Weber Du hast die Wahl	254

SONDERPREIS

Zentrum für Pressefreiheit in Lwiw	262
---	-----

Zeitungen und Plattformen	266
Preisträger 1962–2021	268
Preisträger A–Z	278
Kuratorium und Jury	284

Wer eine große Zeitung
leitet, muss immer auf der
**Suche nach neuen Talenten,
neuen Persönlichkeiten
sein.**



**THEODOR
WOLFF**

Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der Digitalpublisher
und Zeitungsverleger – Theodor-Wolff-Preis
von **Thomas Löffelholz**

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekanntenen jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlamentsdebatten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopien wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art von Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.

Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten **Die Welt** – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: Der **Welt** im von den Briten kontrollierten Norden stand **Die Neue Zeitung** in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezeugt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der **Neuen Zeitung**, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim **Berliner Tageblatt** gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das **Berliner Tageblatt** leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die

bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum **Berliner Tageblatt**, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das **Tageblatt** nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das **Berliner Tageblatt** – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das **Berliner Tageblatt** auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpasserisch, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vaterlandsverräter«. Sein **Tageblatt** wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht.«

Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingegengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehener Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebungs gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wolle man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten





fürchten, die ›Stiftung Die Welt‹ wäre doch nur ein Anhängsel der Welt-Verlagsgesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«, Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung. Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68-ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische »Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachtziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleure saßen – darunter Fritz Sänger, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der

sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fiduziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschrieben Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging und der 2016 eine Neuausrichtung erfahren soll. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«. Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Streck blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden. 1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngerer nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis ausschrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er

sollte für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben 13 Journalisten ihn erhalten.

Brillante Texte

Wer die fast 50 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzranke, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhallenbesitzers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beitrifft; über das glückliche Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewältigung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen

Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor rund 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barchelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor gut vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68-er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein ölverschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den Golf nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus.

Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Längst werden Zeitungen nicht mehr nur gedruckt, sondern auch digital gelesen. Jury und Kuratorium haben dem Rechnung getragen: Seit 2013 kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind. Im Jahr 2015 wurde der Preis ganz neu strukturiert. Seither wird je ein Preis in den Kategorien **LOKALES**, **REPORTAGE** und **MEINUNG** vergeben. Ein weiterer Preis wird für das von der Jury gesetzte »**THEMA DES JAHRES**« vergeben.

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

Thomas Löffelholz ist am 15. März 2018 im Alter von 85 Jahren gestorben. Der langjährige Chefredakteur von *Stuttgarter Zeitung* und *Die Welt* war Träger des Theodor-Wolff-Preises und gehörte von 2001 bis 2016 dem TWP-Kuratorium an.

»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von **Bernd Sösemann**

Die **Frankfurter Allgemeine Zeitung** lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung **Die Zeit** rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das **Neue Wiener Journal** den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung? Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873–1943), Karl Kraus (1874–1936), Thomas Mann (1875–1955), Max von Baden (1867–1922), Karl Helfferich (1872–1924) oder Walther Rathenau (1867–1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868–1957), Werner Sombart (1863–1941), Max Weber (1864–1920), Peter Behrens (1868–1940), Harry Graf Keßler (1868–1937) oder Max Halbe (1865–1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte

»en gros« die geblühten Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei Geschwister.

Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim **Berliner Tageblatt** (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen, Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beachtet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

»Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolfs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen

fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Hauptzielen werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872–1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen Nachrichtenorgans, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die

Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschaffte. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im Berliner Tageblatt schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.

Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusster zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaikischen Glaubens wegen ein hassenswerter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch



Theodor Wolff, porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.

lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnelllektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«. Mitunter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen

bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß ›Barabones Parlament‹, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlinge wie Salvay und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: ›Dieser Ebert ist wundervoll!‹ Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: ›Er ist ein Herr!‹ In der Tat, Ebert, der ›Sattlergeselle‹ war ›ein Herr‹ – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt und seine Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermoderten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem unerschütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte

die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus- Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitate gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein achtzehnjähriger Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

»Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der

schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigesetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre. Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

»Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein

Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die Literarische Welt im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankendürre zu verbergen.

Andererseits kannte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik aus den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der Literarischen Welt, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als

forttreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasieichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteileben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblassenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30-er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.



Blick in eine ungewisse Zukunft:
Theodor Wolff im französischen Exil





Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Untersuchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinandergesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40-er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepläne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern

einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

Endphase der Weimarer Republik

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts- und linksradikaler Politik. Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das Berliner Tageblatt und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das Berliner Tageblatt nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolschewistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. »Diktatur des Proletariats« war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der »Führergedanke«, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen »öffentlichen Meinung« mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. »Dynamik« ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit

der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte herumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

Verzeichnis der wichtigsten Werke Theodor Wolff: Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist, hg. von Bernd Söseman, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993–1997. – Bernd Söseman: Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung, Stuttgart, 2. überarb. Auflage, 2012. – Erlebnisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hg. von Margrit Bröhan, Boppard 1992. – Die Juden, hg. von Bernd Söseman, Königstein 1984. – Tagebücher 1914–1919, hg. von Bernd Söseman, 2 Bde., Boppard 1984. – Jürgen Fröhlich/Bernd Söseman: Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat, Berlin 2004 – Reingard Porges: Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933–1943, Münster 2010. – Söseman: »Ich will mir gern die Finger verbrennen.« Der Journalist Theodor Wolff, Berlin 2009. – Söseman: »Es ist im Grunde eine schöne Zeit« Vater-Tagebuch 1906–1913. Mit ausgewählten Dokumenten, Berlin 2018.

Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – Die Sünder, Berlin 1894 (Köln 21909). – Niemand weiß es, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – Pariser Tagebuch, München 1908 (21908; Berlin 31927). – Vollendete Tatsachen 1914–1917, Berlin 1918. – Das Vorspiel, München 1924 (Paris 1926). – Der Krieg des Pontius Pilatus, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937). – Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936; London 1936, Paris 1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: Die Wilhelminische Epoche). – Die Schwimmerin, Zürich 1937.

Der Autor Professor Dr. Bernd Söseman (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwerpunkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte« heraus und hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen Theodor Wolffs veröffentlicht. Von 1992 bis 2021 war er Mitglied im Kuratorium Theodor-Wolff-Preis.



Die in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet, sowie dem Privatbesitz von Bernd Sösemann.

**DIE—
—NO
MI
NIER
—TEN**

& IHRE ARBEITEN



MEINUNG

REPORTAGE

BESTES
LOKALSTÜCK

BESTES LOKALES
DIGITALPROJEKT

THEMA
DES JAHRES



**MEI
NUNG**

Stefanie Flamm


Wo ist die alte weiße Frau?

Ingo Meyer

Das Märchen vom Gendersterntaler

Thomas Wochnik

Die Leute gucken schon



STEFANIE FLAMM

Stefanie Flamm, geboren 1970 in Aachen, hat das Schreiben als Studentin in ersten Beiträgen für das »Kursbuch« für sich entdeckt. Zum Journalismus kam sie nach ihrem Abschluss über die »Berliner Seiten« der *F.A.Z.*, deren Redaktionsmitglied sie drei Jahre lang war. Ab 2002 arbeitete sie als Reporterin beim *Tagesspiegel* und seit 2005 bei der *Zeit*, zuerst im Reisetil, später im Ressort Entdecken, wo sie alltagsnahe, oft persönliche Texte schreibt, die das Große im Kleinen suchen. Zusammen mit Iris Hanika hat sie 2003 das Großstadt-Kaleidoskop »Berlin im Licht« (Suhrkamp) herausgegeben. Im März 2022 erschien »Neulich im Beet« (Knaur), das Buch zu ihrer erfolgreichen Gartenkolumne »Auf dem Boden der Tatsachen«. Sie lebt mit ihrer Familie in Berlin und in der Uckermark.



Stefanie Flamm ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Wo ist die alte weiße Frau?«, erschienen am 21. Januar 2021 in *Die Zeit*.

Wo ist die alte weiße Frau?

Alle reden über grauhaarige Männer mit Macht. Höchste Zeit, das weibliche Pendant kennenzulernen

Vor ein paar Wochen habe ich in der *Brigitte* ein sehr kurzweiliges Gespräch gelesen. Alte weiße Männer unterhielten sich darüber,

wie es ist, ein alter weißer Mann zu sein. Dabei legten sie alle Wert darauf, nicht so zu sein wie die typischen alten weißen Männer. Denn Männer, die ihr Geschlecht und die damit einhergehenden Privilegien reflektieren, kommen für diese Zuschreibung ja nur noch so halb in Frage.

In dem Gespräch, in dem es auch viel um Alltag und Kinder ging, machte der Schriftsteller Michael Kumpfmüller einen interessanten Einwurf: »Es gibt auch alte weiße Frauen.« Und ich dachte: Stimmt vermutlich. Warum spricht niemand über die? Ist es nicht ein Akt der Diskriminierung, dass diese Frauen in der Debatte überhaupt nicht vorkommen?

Nur, wer genau könnte das sein, die alte weiße Frau?

Sie müsste in etwa so alt sein wie der alte weiße Mann, also irgendwas zwischen 55 und 105, und sie ist wahrscheinlich keine Hausfrau. Ich sehe sie auch nicht als Kindergärtnerin oder Bibliothekarin. Die alte weiße Frau, die ich mir vorstelle, hat durchaus Einfluss, vielleicht sogar Macht und deshalb bestimmt auch Kritiker, die ihr vorwerfen, diese missbraucht zu haben. Eitelkeit und eine gewisse Sturheit dürften ihr nicht völlig wesensfremd sein.

Einem Kollegen fällt bei dem Stichwort Alice Schwarzer ein, die es, wie er findet, an Selbstgerechtigkeit mit dem alten weißen Mann aufnimmt. Ein anderer sagt: Monika Maron. Wenn der alte weiße Mann einer ist, der sich in die überschaubare Welt seiner Jugend zurücksehnt, dann gehört eine Schriftstellerin, die sich mit anschwellender Panik an der Migration abarbeitet, natürlich in seine Nähe.

Man kann den Begriff der alten weißen Frau natürlich als Kampfbegriff verwenden für alle älteren Frauen, die einem gerade auf die Nerven gehen. Aber das kommt mir zu einfach vor. Angela Merkel könnte eine alte weiße Frau sein, wegen ihrer Macht und der Selbstverständlichkeit, mit der sie sie verkörpert. Und mit ihr alle Frauen, die Positionen erreichen, die kulturell für sie nicht vorgesehen waren. Ich suche die alte weiße Frau also in Bereichen, die bis heute von Männern bestimmt sind: in Justiz, Medizin und Wirtschaft, versuchsweise auch im Sport.

Natürlich klingt »alte weiße Frau« nicht partout wie ein Kompliment. Der Vorwurf, nicht mehr ganz auf der Höhe der Zeit zu sein, schwingt da ja schon

mit. Ich bin deshalb kaum erstaunt, dass der Rücklauf auf meine Anfrage spärlich ist. Viele Frauen entschuldigen sich mit Termindruck, der Shutdown, Sie wissen schon. Andere verstehen mein Bemühen, mögen diesen Titel dann aber doch nicht tragen. Man gehe als Frau, die ganz oben ist, ja schon mit anderen Voraussetzungen durchs Leben als ein Mann: immer in der Minderheit, immer kritisch beäugt, auch von den eigenen Geschlechtsgenossinnen – und jetzt sogar von der ZEIT. Eine sagt: »Ich habe einen Job, von dem 98 Prozent meiner männlichen Kollegen nur träumen. Warum sollte ich mir Gedanken über mein Frausein machen?« Zitiert werden möchte sie nicht damit. Sie weiß, wie schnell einem so ein Satz um die Ohren fliegt.

Am Ende finde ich immerhin drei Frauen, die dem Begriff der alten weißen Frau etwas abgewinnen können: die vw-Managerin Hiltrud Werner, 54, die langjährige Präsidentin der niedersächsischen Ärztekammer Martina Wenker, 62, und die inzwischen 88 Jahre alte Lore Maria Peschel-Gutzeit, ehemalige Justizsenatorin in Hamburg und Berlin. Drei Frauen mit Humor. Und ich trete ihnen wohl nicht zu nahe, wenn ich sage: Sie verrenken sich nicht, um von allen geliebt zu werden.

Die vw-Managerin Werner, seit 2017 die einzige Frau im Vorstand ihres Konzerns, zementiert ihren Ruf als harte Chefin mit Sätzen wie: »Ich werde mein Führungsverhalten nie ausschließlich an Minderleistern ausrichten.« Die Ärztekammerpräsidentin Wenker ist nicht nur eine vehemente Gegnerin der ärztlich begleiteten Sterbehilfe, sie verteidigt auch das Werbungsverbot für Abtreibungen, was viele Feministinnen auf die Palme bringt. Und Peschel-Gutzeit? Hat nach ihrem Rückzug aus der Politik eine Kanzlei für Ehe- und Familienrecht aufgemacht und findet, dass sie in einem Alter ist, in dem sie den Leuten etwas zu sagen hat und nicht die Leute ihr.

Frauen, die sich in ihrer Opferrolle einrichten, begegnet die ehemalige Mitstreiterin von Alice Schwarzer mit großer Strenge. Denn: »Karriere ist nun mal nichts, was einem als Frau einfach so passiert.« Als sie 1951 an der Hamburger Universität mit dem Jurastudium begann, seien in ihrem Semester auf drei Frauen über hundert Männer gekommen. »Mir war vom ersten Tag an klar, dass die nicht freiwillig zur Seite rücken würden, um mir Platz zu machen. Dazu mussten sie gezwungen werden.«

Ich treffe sie in ihrer Kanzlei hoch über dem Berliner Kurfürstendamm. Dort sitzen wir pandemiekonform wie ein mittelalterliches Königspaar an den gegenüberliegenden Enden eines langen Konferenztisches. Als Peschel-Gutzeit aufsteht, um sicherheitshalber auch noch das Fenster zu öffnen, fällt mein Blick auf ihren furchtbar krummen Rücken. »Ich wurde vergangenes Jahr von einem Lkw überrollt«, sagt sie und geht dann bruchlos über zu

Vielen erfolgreichen Frauen ist nicht wichtig, wer ihnen nachfolgt. Die denken sich: Ich hab's doch auch allein geschafft.

einem Thema, das natürlich im Raum steht, wenn man über die alte weiße Frau spricht: der alte weiße Mann.

»Ich kenne den gut, mit einigen Vertretern bin ich sogar befreundet.« Es stimme fast alles, was über ihn geschrieben werde: Er könne noch im hohen Alter von der Macht nicht lassen, besorge sich vor der

Pensionierung irgendeinen wichtigen Posten. Von dort aus ziehe er dann weiterhin die Strippen und verhindere (meist ohne bösen Willen), dass ihm Leute folgen, die anders sind als er, also weiblich oder nicht weiß. »Dieses Verhalten sehe ich bei Frauen nicht. Die meisten räumen ihren Platz, wenn ihre Zeit vorbei ist.«

Peschel-Gutzeit macht eine Pause, und ich erwarte die übliche Rede darüber, dass es für Frauen eben mehr im Leben gebe als Ansehen und Macht. Aber sie sagt: »Das ist ein Problem. Vielen erfolgreichen Frauen ist nicht wichtig, wer ihnen nachfolgt. Die denken sich: Ich hab's doch auch allein geschafft.« Die ganze Netzwerkerei, die damit einhergehende Geselligkeit und der unbedingte Wunsch, die Zukunft zu bestimmen – das gehe den allermeisten Frauen ab.

Letztlich sagt sie also, dass ältere Männer mit jüngeren Männern solidarischer sind als ältere Frauen mit jüngeren Frauen. Das ist schon eine bittere Pointe. Denn so gesehen wäre die alte weiße Frau die Komplizin des alten weißen Mannes. Statt anderen Frauen Mut zu machen, genießt sie ihren Exotenstatus. Lore Maria Peschel-Gutzeit nennt diesen Typus »Königinnen«. Sie nimmt sich da selbst gar nicht aus.

Ich versuche, mir meine weiteren Gesprächspartnerinnen ein bisschen Marie-Antoinette-haft vorzustellen. Was nicht ganz einfach ist. Die Ärztekammerpräsidentin Wenker erinnert in Talkshows eher an Angela Merkel: irgendein Hosenanzug, irgendwelche Haare, große Sachlichkeit. vw-Vorständin Werner sieht man auch mal mit Rock. Die Mail, in der ihr Pressesprecher den Termin fix macht, wegen Corona leider nur online, geht allerdings an einen ganzen Hofstaat, an gefühlte zwanzig Leute bei Volkswagen.

Leider funktioniert die Bildübertragung nicht. Werner sagt: »Wie schade, dass wir uns jetzt gar nicht sehen.« Eine Königin hätte wohl eher gesagt: Schade, dass Sie *mich* nicht sehen. Während ihr Pressesprecher danebensitzt, erzählt sie dann sehr offen über ihren Werdegang, das Leben in der DDR, die Promotion, die sie nach der Wende aus Geldmangel abbrechen musste, die erste Zeit im Westen, in der sie sich gefühlt habe wie ein Zirkustier.

Hiltrud Werner hat nach der Geburt ihres zweiten Kindes erlebt, was immer noch vielen jungen Müttern passiert: Der Mann, der sie vertreten hatte, behielt ihren Job. Sie reagierte auf diese Demütigung allerdings anders als die meisten Frauen. Statt sich zu beklagen, fragte sie sich: »Was würde ein Mann jetzt tun?« Ihre Antwort: »Er würde kündigen und sich einen besseren Job suchen.« Das tat sie dann auch. Ihr Rat an Frauen, die sich wegen ihres Geschlechts benachteiligt fühlen: »Schaut euch doch mal um, wie viele Männer ihr kennt, deren Karriereplan nicht aufgegangen ist.« Das entspanne ungemein.

Verstehe. Eine Frau, die kein Opfer sein will, darf sich nicht mit schwesterlichem Wundenlecken aufhalten. Eine Frau, die mitmachen will in der Männerwelt, muss zusehen, wie sie mit dem Patriarchat irgendwie klar kommt. *If you can't beat them, join them.*

Abends am Telefon, die Pressesprecherin hat längst Feierabend, sagt auch Wenker: »Um Frauenfragen habe ich lange einen Bogen gemacht.« Die Präsidentin der Ärztekammer erklärt warum: »Ich hatte immer den Verdacht, dass Frauen, die sich nur darum kümmern, freiwillig dahin gehen, wo die Herren sie haben wollen: auf das Abstellgleis.«

Wenker ist Jahrgang 1958. Als sie 2002 erstmals ins Präsidium der niedersächsischen Ärztekammer gewählt wurde, durfte man unter Männern noch laut darüber lachen, dass Bundeskanzler Schröder seine Parteigenossin Christine Bergmann als Ministerin für »Familie und Gedöns« bezeichnet hatte. Da war es vielleicht kein schlechter Schachzug, als erste Frau in einem, wie sie sagt, doch recht selbstverliebten Männergremium zu sagen: »Ich mache Finanzen.« Wenker wurde nach nur vier Jahren im Vorstand Kammerpräsidentin und kurz danach auch Vizepräsidentin der Bundesärztekammer.

Meine Mutter, die generationell irgendwo zwischen Peschel-Gutzeit und Wenker liegt, aber garantiert keine alte weiße Frau ist, würde nun fragen: Warum war diesen Frauen das so wichtig, warum haben sie sich so ins Zeug gelegt, um etwas zu machen, das keiner von ihnen erwartet hat?

Peschel-Gutzeit, die aus einer hanseatischen Kaufmannsfamilie stammt, beantwortet diese Frage mit der ihr eigenen Entschiedenheit: Sie habe als junge Frau gesehen, wie die Generation ihrer Mutter, die nach dem Krieg nicht nur Trümmer weggeräumt, sondern auch Geschäfte geführt und Straßenbahnen gelenkt hatte, nach der Rückkehr der Männer wieder aus der Öffentlichkeit verschwand. »Das wollte ich nicht mit mir machen lassen.«

Wenker, die 26 Jahre jünger ist, erlebte die Angst, verdrängt zu werden, auf eine andere Art. Als Babyboomerin wuchs sie auf mit dem Gefühl »Wir sind zu viele«. Aus heillos überfüllten Hörsälen kam sie als Assistenzärztin in ein Krankenhaus, wo man ihr sagte: »Wenn du dir zu fein bist für

Freiheit es nicht?

Die Zahlen sinken, viele Menschen können nicht mehr. Warum das Virus uns trotzdem kaum eine Wahl lässt

DER NEUE LOCKDOWN

POLITIK, DOSSIER, WISSEN

NEUER CDU-CHEF
Der Unterschätzte
Kann man jemandem beim Umarmen den Arm umdrehen? Eigentlich nicht. Aber Armin Laschet kann es. Von MARIAM LAU

Als Theuer und Co. wird über die Wahl von Armin Laschet zum CDU-Vorsitzenden die News gratifisch Scherz wieder aus ein Fronten aus dem Bereich. Schon wieder als Blaudruckpublikum, ein weites Mainz, ein breites Böblingen, ein über Hochhausen. Warum haben sie keinen, grünen Hühner, ein die Spitze gezogen. Es heißt das Klima, ein Apokalypse, ein Nummer eines mehr, ein Tempolimit. Wilderhild und einen Winterschlaf. Klagen finden sie auf dem Hüften. Mit der CDU können man seinen Frieden machen, wenn sie, was in die Grünen weiter. Aber das ist zu müde. So ist die Partei des Apokalypse aus Rheinland und die Landtage von Apokalypse, ein Eisenbahnen und Mercedes und Schwabinger Kreis. Nur deshalb ist es die keine wertvolle Mitgeber ihres Typs in Europa. Mit den Grünen wird sie vertrieben, hundert - aber mit ihnen pragmatischen und personal vertrieben ihre nicht, denn dann ist es zu.

Hat die CDU die Klimawelt verwandelt, nötige Schritte klücken die Kartografie umzusetzen, sodass es gibt, bis hinzu? Keiner Frage, und Armin Laschet gibt es die Hauptprognosen dieser gefühlten Kriegstags. Über ein Taktik Instrument sein mit sich eigenen Methoden, ihrer eigenen Sprache und ihrer eigenen Redaktionspolitik. Laschet, der derzeit die einzig verbleibende schwarze Frageung führt, nicht für die Rhein-Teil-Mobilien, die sich Grüne mit Bündnis und Entsetzen beherrschen. Gemacht, Big Pharma, Forschungsabgegriffen, Rückzugspunkt plus städtischer Kooperation - Excellence, und zwar ein bisschen glückhaft.

Laschet CDU wird zur Achterbahnpartei - brandgefährlich für die SPD

habe von CDU gewählt, selbst eigentlich alle Abgemapfen im Witt-Brand-Haus. Für die Parteiwahlen sind im Einverständnis selbst Laschet in einer Frage abblende eine sehr Homosonanz der Die Ansehung hat eine unbedeutende Vertrauensworte. Momenten wie der Soem und die Kapital in Wohnungen haben die den Schritt auf Laschet. Das liegt ein Buch über die Umwegung vom Warten. Für die CDU ist die keine Selbstverständlichkeit. Das Wort drastischer - wenn es denn noch nicht so lange. Für ein die Entzug der Parteifunktion oder (Licht) und viele aufgewarte. Nicht, die müssen ja auch! Meinel hat sich die Nase an und tief der Anwesenheit mit der MD nicht liegen - gibt, das ist die glück zu wissen was nicht mehr nichts, sondern es wird die Überlegung gefahrt haben.

Laschet wird sich über Führung nicht mehr können und Sorgen und Nöte zu wenig abgeleitet haben, und die für ein gefühlvolles Beispiel. Und die Mutter sowie CDU, seine Regeln. Aber oben nicht die Kontexten, Handoff und Wunderwörter nach machen, die eine eigene Sprache sind über ihre eigene Sprache.

NICHT NUR NAWALNY
Maßlos mutig
Man darf ruhig Menschen für eine Entscheidung bewundern, ohne sie zu Helden zu machen. Von ALICE BOTZ

Er wisse doch, dass er verhaften werden würde, selbst er sich Russland bewegen würde? Dennoch war die russische Oppositionspolitiker Alexei Nawalny nach fünf Monaten in Deutschland am Sonntag die Rückkehr nach Moskau an. Warte noch bei der Grenzkontrolle abgeführt und auf eine Polizeikontrolle an 30 Tagen Haft. Als Ninkun dankt ihm eine nachjährige Heiligkeit. Warum hat Nawalny durch einen russischen Wintern die die Sicherheitsdienst aufgegeben die die Umkehr in einen russischen Keller für er ein Held oder ein Widerkämpfer?

Jede/r ist er eine Reizfigur, die für ihn in Deutschland politisiert und viele gar abstrakt. Er hat seine politische Karriere mit zentralen, herausgehobenen und zentralensthesisen Aussagen zwischen versucht. Hat Reaktionen abgerufen - Sowjetischer und Gestörten an den sozialistischen Ländern ab Kräftefeld versammelt. Da für in ein Jahrzehnte hat, und Menschen ändern sich. Schon lange hatte Nawalny seinen Durchgang und ging, mit dem einen Wintern hat sich die ein-über konservativen Mitter-Patt. Doch hat er hat die ein-über Kollegen im sich nicht abzugeben.

Alexander Lukaschko herunterfallen, und landest unter Premierminister. Anfang September versuchte Lukaschko nach Deutschland zu fliehen, wurde verhaftet. Nawalny hat nicht auf, wieder in Stuttgart leben können. Sie hat drei Jahre gearbeitet, hat Freunde, beherrschte die Sprache. Aber Mate Edelman hat sich gewepert. Hat sich die die Korke in einer Debatte angeschlossen, als er der Gattung physisch. Dem Posten, am dem hatte die Gebärdensprache gezeigt und nach Rückkehr. Belien ankommen. Die Debatte physische Heftigkeit. Kolumben und Nawalny können unerschütterlich nicht sein. Er - der heilige Heilige, sprachlich, funktionell. Sie - die bewusste Funktion. Ideal, ungeklärt. Die die beiden verbindet: er war. Er hat sich für die die Überzeugung entschieden. Beide wissen, dass der Post- oder hoch sein würde.

Erwartung ist die kleine Schwester von Putin, dem in Deutschland seitener wird. Diese vor bewahrt, überleben sie überleben, ist ein Taktik. Man muss jedoch nicht zurückgezogen, quer, überhaupt in Helden hochhalten, um sie in einen schicksalhaften Augenblick für eine eigene Entscheidung zu bekommen und nicht in Berlin. Russland und die Taktik-Mat, sondern hier oder in Deutschland, wir Menschen natürlich täglich und New Yorkerung zeigen, aber keine kompetent, unterschiedlicher Sicht gegen sich haben.



Der Familie entkommen man nicht

Wie die eigene Herkunft das gesamte Leben prägt. Und warum wir gerade jetzt auf die Familie zurückgeworfen sind - im Guten wie im Schlechten. Von BARBARA HILGERT



Wem gehört was im Internet?

Der YouTuber Rezo im Streitgespräch mit dem FAZ-Heftverleger Carsten Knapp. Von ULRICH GÜNTHER



Jammervortrag

Jedes Jahr wandern sich die Nennschlüssel, das ist an diesem Sonntag einundzwanzig in Köln, ein Erbe. Die Diskussion, ein 15. Februar ist die Besondere, ein, und die besessenen Rhetoriker haben sie in einem einsamen Arbeitszimmer. Jetzt müssen die Rhetoriker nicht ohne auf den Konferenzort vertrieben, sondern auch nach dem Motto: 'Vergeltung ergehen. Sie ist ein Jammern, aus dem heraus sie sich managen, mit dem, was ihnen die Handfläche unter

N° 4
IN DERBILDUNG C 1331 C
10274 10078 1

36-Stunden-Schichten, finden wir schnell Ersatz.« Ihr wurde klar: »Ich muss etwas machen, um aus der Masse herauszuragen.« Wie ungewöhnlich ihr nebenberufliches Engagement im Berufsverband war, dämmerte ihr erst, als eine verdutzte Vorstandsrunde sie mit den Worten begrüßte: »Ach, haben wir jetzt auch eine Quotenfrau?«

Was Hiltrud Werner damals antrieb, war noch existenzieller: »Als ich 1991 in den Westen ging, hatte ich daheim in Thüringen ein kleines Kind und einen arbeitslosen Mann. Ich wollte nicht, dass wir von Sozialhilfe leben müssen.« Ihr rasanter Aufstieg begann im Kundenservice eines Münchner Softwareherstellers.

Man kann wohl sagen: Alle drei Frauen fühlten sich unter Druck. Und sie beschlossen, ihm standzuhalten. Man wird keine alte weiße Frau, wenn man das Gefühl hat, die Welt stehe einem offen. Auch die sonnige Vorstellung, dass Freiheit wichtiger sein könnte als ein prestigeträchtiger Job, wäre wohl eher hinderlich gewesen. Lore Maria Peschel-Gutzeit fällt ein weiterer typisch weiblicher Karrierekiller ein: die Idee, dass Macht etwas Anrühiges sei. Frauen, die ihr sagen, es gehe ihnen vor allem um »die Sache«, fragt sie: »Und wie wollen Sie Ihre Sache umsetzen?«

Sie erzählt, wie sie Mitte der Neunzigerjahre, mittlerweile als Berliner Justizsenatorin, darauf stieß, dass sämtliche Urteile des Reichskriegsgerichts noch in Kraft waren. Die Widerstandskämpfer des 20. Juli galten nach wie vor als rechtens verurteilte Vaterlandsverräter! Peschel-Gutzeit schrieb ans Kanzleramt: keine Antwort. Sie schrieb an den Bundespräsidenten: dito. Auch der Bundesjustizminister ignorierte ihr Ansinnen. Ohne Rückendeckung vom Bund weigerte sich die eigene Behörde, mit der Revision der Nazi-Urteile zu beginnen. Also wechselte sie die Strategie: Erst als die Sozialdemokratin ihren bayerischen CSU-Kollegen im Boot hatte, kam die Sache in Gang.

Das verstünden viele Frauen leider immer noch nicht: Macht sei nichts, was einem qua Amt zuwachse. Sie müsse täglich neu ausgehandelt werden und manifestiere sich in vielen kleinen Dingen, für die manche Frau blind sei. Ein Mann, dem nach einer Beförderung eine zweite Sekretärin zur Seite gestellt werde, genieße diesen Zuwachs an Bedeutung, eine Frau sage: »Aber ich brauche doch nur eine!« 1991, in ihren ersten Tagen als Hamburger Justizsenatorin, fragte Peschel-Gutzeit ihren Staatssekretär, ob sie nicht Büros tauschen wollten. Dessen Zimmer war zwar kleiner, aber viel heller. Fortan galt sie intern als die Senatorin mit dem kleinen Zimmer. Sie dachte nicht: Da stehe ich drüber. Sie dachte: ein peinlicher Fehler.

Im Ernst? Muss man als künftige alte weiße Frau jeden Mist nachmachen, den der alte weiße Mann vormacht? Das frage ich mich, bin aber von diesem Vortrag in Statuskunde noch Tage später so beeindruckt, dass ich die

Ärztchammerpräsidentin Wenker für ihre Sekretärin halte, als sie mich einfach mal schnell zurückruft.

»Ach, wissen Sie, ich mach's nicht gern kompliziert«, sagt sie. Aber sie sagt auch, dass sie erst mit den Jahren zu dieser Lässigkeit gefunden habe. Als junge Verbandspolitikerin habe sie den alten weißen Mann bis zur Kenntlichkeit imitiert. Sie habe peinlich darauf geachtet, genauso lange zu sprechen wie er. Sie habe auch weitergeredet, wenn längst alles gesagt war, nur um zu zeigen: »Ich bin wichtig.« Oft habe sie sich gefühlt wie beim Tennis: »Man musste den Ball möglichst lange im Spiel halten und dann, zack, zuschlagen.«

Die vw-Managerin Hiltrud Werner, die viele Jahre alleinerziehend war, hat sich in diesen quälend langen Sitzungen oft gefühlt wie im Ausland. »Wenn ich mich verständlich machen wollte, musste ich eine neue Sprache lernen.« Wie unergiebig diese Männerrunden seien, merke man erst, wenn die Frauen mal ausnahmsweise in der Mehrheit seien. »Dann kommt man nämlich schnell auf den Punkt.«

Sie habe schon Kollegen erlebt, die sich in ihren Netzwerken derart verheddert hatten, dass sie nicht mehr zum Arbeiten kamen. Einmal, da war sie bei BMW für die interne Revision zuständig, begegnete ihr ein Vorgesetzter, der beim Blick auf die vielen Standard-Meetings in seinem Terminkalender verzweifelte. Sie bot ihm an, »da mal ein bisschen aufzuräumen«. Danach gab es im Konzern ein paar Gremien weniger.

Man kann sich gut vorstellen, was ihre Kritiker meinen, wenn sie Werner »beinhart« nennen. Aber man kann ihr nicht vorwerfen, dass sie sich nicht um den weiblichen Nachwuchs kümmere. Werner baut systematisch Frauen auf, von denen sie viel hält. Innerhalb weniger Jahre hat sie den Frauenanteil in ihrer Abteilung um mehr als zehn Prozent auf 37 Prozent gesteigert. Letztlich macht sie, was Männer schon immer machen: Netzwerke stricken und dafür sorgen, dass es so weitergeht, wie es einem passt. Aber nicht so sehr aus mütterlicher Fürsorge. Werner findet, »junge Frauen haben oft mehr Power«.

Als Männer wohlgerückt, nicht als sie. Niemand hat so viel Power wie die alte weiße Frau, von der ich mir inzwischen ziemlich sicher bin, dass es sie gibt. Was sie geschafft hat, hat sie geschafft, ohne dass ihr jemand galant den Steigbügel gehalten hätte. In der Männerwelt des Erfolgs kommt sie mir vor wie eine komplett assimilierte Migrantin: Sie verleugnet ihre Herkunft nicht, sie erzählt auch gern von früher, ist aber heilfroh, dass sie da weg ist. Man sollte sie nicht vergessen, wenn irgendwann die Nachrufe auf den alten weißen Mann geschrieben werden. Sie war der beste Kumpel, den er je hatte. Denn ihr musste er nichts mehr vormachen. Sie hatte ihn von Anfang an durchschaut.

Ingo Meyer, 1963 in Thüringen geboren, in Mecklenburg aufgewachsen. Abitur in Berlin, halbes Informatikstudium in Dresden. Buch-Expedient beim Verlag Volk & Welt. Studium der Anglistik und Germanistik in Berlin und Edinburgh. Danach freier Stadt- und Kulturberichterstatte für die *Berliner Morgenpost* und andere Blätter, Sachbuch- und Hörspiel-Autor. Zwischendurch drei Jahre nach Estland: die deutsche Sprache unterrichten. Derzeit freier Autor und Texter sowie Korrektor für den Berliner Verlag.



Ingo Meyer ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit »Das Märchen vom Gendersterntaler«, erschienen am 15. Mai 2021 in der *Berliner Zeitung*.

Das Märchen vom Gendersterntaler

Gender-Aktivistinnen wollen überall eine »gerechte Sprache« durchsetzen. Aber gibt es so etwas überhaupt? Unser Autor sagt nein.

Die Welt, wie sie ist, scheint näher an der Hölle als am Paradies. Schmelzende Gletscher, strandende Öltanker, Epidemien. Auslöser all dessen eine zweibeinige Spezies, die

sich seit Jahrtausenden bekriegt und unterdrückt. Und die trotzdem immer wieder paradiesische Tupfer in dieses Bild zu setzen vermag. Unsere Gesellschaft hat in den vergangenen Jahrzehnten große ethische Fortschritte gemacht. Sie wird liberaler, die Gleichberechtigung der Geschlechter wächst, die Menschen können sich in ihrer sexuellen Vielfalt immer offener zeigen.

Eine Sphäre dieses Fortschrittbemühens nennt sich Identitätspolitik. Diese Denkrichtung geht von der Benachteiligung einzelner Gruppen aufgrund ihres Geschlechts, ihrer Hautfarbe oder Herkunft aus, sie hat einen emanzipatorischen Kern. Aber sie hat auch Schattenseiten. An ihren Rändern sitzt das Gespenst einer Ideologie, die die Welt in *wir* und *ihr* teilt, die ein- und ausgrenzt, die Begriffe wie »transphob« und »woke« erfindet und Menschen damit kategorisiert. In jener Welt bin ich kein Ostdeutscher, kein Fußballfan, kein Tangotänzer, kein Journalist, kein Liebender, kein Sohn und Bruder. Dort bin ich ein »weißer Cis-Mann«.

Eines der Ziele der Identitätspolitik ist die Reinigung der Gesellschaft von allem, was als problematisch angesehen wird. Ging es anfangs um Statuen und Straßennamen, steht inzwischen auch der literarische Kanon im Fokus. Der »heteronormative Rassist« William Shakespeare verschwindet in ersten amerikanischen Schulen vom Unterrichtsplan. Eine weiße Frau soll keine Gedichte einer schwarzen Frau übersetzen, ein Heterosexueller im Film keinen Schwulen darstellen. »Wie konnten Linke ihre faszinierende Intelligenz, das Denken in Widersprüchen, verlernen?«, wundert sich der Dramaturg und Publizist Bernd Stegemann und bezweifelt, dass es sich hier überhaupt noch um linkes Denken handelt.

Das in der identitätspolitischen Bewegung vorherrschende Gruppendenken scheint den einzelnen Menschen mehr und mehr aus dem Blick zu verlieren. »Wieviel Identität verträgt die Gesellschaft«, fragte kürzlich Wolfgang Thierse und geriet mit seiner offenen Frage in die Schusslinie jener Kräfte, die die SPD gerade von innen her auffressen.

Was hat das alles mit dem Genderstern zu tun?

Ich arbeite als Korrektor im Berliner Verlag. In unseren Publikationen wie in der deutschen Medienlandschaft erlebe ich einen Sprachwandel in einem bislang unbekanntem Umfang. Er nennt sich Gendersprache und zeigt sich in Umschreibungen, Doppelnennungen, Partizipien und typografischen Zeichen – etwa dem Asterisk als sogenanntem Genderstern.

Gendersprache ist die Takelage der Identitätspolitik. Sie soll helfen, eine Ungerechtigkeit aufzulösen, nämlich dass Frauen und diversgeschlechtliche Menschen im deutschen Satz unsichtbar seien. Aus feministischer Sicht ist die sprachliche Gleichberechtigung in einer patriarchalisch geprägten Gesellschaft überfällig. Die Geschlechtsidentität einer Person in einer Erzählung müsse jederzeit betont werden, umgekehrt sollen sich alle Menschen angesprochen fühlen – durch *, ;, _ oder Binnen-I. Wo dies unmöglich sei, solle gerechterweise niemand benannt werden.

Auf ihrer Suche nach patriarchalischen Strukturen im Deutschen ist die feministische Sprachkritik beim generischen Maskulinum (kurz: Genum) fündig geworden. Behauptet wird, diese grammatische Form sei eine Diskriminierung, da sie nur Männer abbilde. Stimmt das?

Der Mond ist nicht männlich, die Erde nicht weiblich, das Weltall nicht sächlich. Es gibt ein biologisches und ein grammatisches Geschlecht. Die beiden können sich überlagern, müssen es aber nicht: Der Feger (vom Verb fegen) hat nur ein grammatisches Geschlecht, ebenso

Schönheit in der Sprache erwächst vor allem aus ihrer Funktionalität.

der Schalter. Im Wort »Bäcker« hingegen ist ein Mensch der Bedeutungsträger, und dabei ist völlig schnuppe, was er zwischen den Beinen trägt. Bäcker bezeichnet den Berufsstand des Backhandwerks, lange Zeit vorwiegend betrieben von Männern mit weißen Mützen. Irgendwann backte die Frau mit, das Wort »Bäckerin« entstand, es war von Anfang an weiblich markiert. Bäcker hingegen blieb männlich *und* generisch.

Das Genum meint keinen *mit*, es meint alle

Mit dem Ursprung des Genum im Blick wird klar, warum es weder zwangsläufig noch auf jeden Menschen gleichermaßen männlich wirkt. Vielmehr changiert es zwischen den Geschlechtern. Wie oft im sprachlichen Verstehen spielt der Kontext eine Rolle, sonst könnte man bei Schloss nie zwischen Märchen-, Tür- und Fahrradschloss unterscheiden. An wen denken Sie bei »die Täter«? An wen bei »eine Gruppe von Urlaubern«, an wen bei »die

kleinen Stromer«. Und bei »Ärzte«? Ich assoziiere hier weiße Kittel oder eine Rockband. Friseur ist für viele weiblich aufgeladen, Klempner für die wenigsten. Das Genum ist ein Sprach-Chamäleon, das sich an unsere individuelle Vorstellungswelt anpasst. Das kann es nur deswegen, weil es unmarkiert ist, »geschlechterblind«, wie Sprachwissenschaftler bekräftigen und es 2018 auch der Bundesgerichtshof klarstellte.

»Die potenzielle Mehrdeutigkeit maskuliner Nomen war und ist kein Problem«, sagt die Linguistin Ewa Trutkowski, »denn der sprachliche und außersprachliche Kontext reduziert die Auswahl unterschiedlicher Interpretationen meistens auf die eine wahrscheinlichste.« Sämtliche Studien, die gegen das Genum ins Feld geführt werden, operieren ohne solche Kontextualisierungen. Frauen und Diverse sind nicht unsichtbar in der Sprache. Sie sind unsichtbar in manchen Köpfen.

Sprachlich entstammt die Bäckerin also dem Bäcker so wie Eva der Rippe Adams. Alle abgeleiteten *in*-Formen krachen ohne das Grundwort in sich zusammen. Eine echt feministische Sprachkritik hätte ihre Axt eigentlich an diese Endung setzen müssen, statt generische Windmühlen zu bekämpfen. Wie es ohne *-in* geht, zeigen Anglizismen wie Fan oder Punk, sie sind auch im Deutschen völlig geschlechtsneutral.

Aber ist ein permanentes sprachliches Sichtbarmachen des biologischen Geschlechts überhaupt wünschenswert? Die Schriftstellerin Nele Pollatschek verneint dies: »Identität ständig anzuzeigen, diskriminiert«, sagt sie. Wo solle es hinführen, dass man ständig und überall markieren müsse, welchen Geschlechts man sei. Dies verstärke eine Sexualisierung in der Sprache, von der man sich in der Gesellschaft ja gerade freimachen will.

Blind und taub für solche Überlegungen möchte Gendersprache das generische Maskulinum aus unseren Köpfen kegeln. Was leisten ihre Ersatzmittel für das inhaltliche Verständnis, wie verändern sie die Wirkung von Texten?

Genderdeutsch bürokratisiert die Alltagssprache, die dadurch präziser wirkt, an Umfang gewinnt und an Anschaulichkeit verliert. Anstelle konkreter Personen verwendete Partizipien lassen die Handelnden verschwimmen. Wen sehen Sie klarer vor sich: schlafende Studierende oder schlafende Studenten? Wo würden Sie eher bremsen: bei »Vorsicht Radfahrende« oder »Vorsicht Radfahrer«?

Die häufig benutzte Doppelform erscheint inklusiver, aber der Eindruck trügt. Wenn es mit Genum heißt »Die Finnen lieben den Tango«, stelle ich mir ein buntes Völkchen vor: dicke Männer, große Frauen, ein paar Jugendliche, Kinder gar, Opa und Oma. In dem Satz »Die Finninnen und Finnen lieben den Tango« sehe ich nur noch Frauen und Männer in mittleren

Jahren – keine Kinder, keine Jugendlichen und eigentlich auch keine alten Menschen mehr. Aus einem offenen Assoziationsraum ist eine geschlossene Achse geworden, auf der sich Männer und Frauen zudem gegenüberzustehen scheinen.

Die Doppelform verkleinert aber nicht nur die Menge der Mitgedachten, sie führt auch oft auf semantische Abwege. »Terroristinnen und Terroristen« klingt seltsam respektvoll, »die Vertreibung der Armenierinnen und Armenier« verharmlosend, »um Luft ringende Patientinnen und Patienten« furchtbar entseelt. »Wenn man von Jüdinnen und Juden, kurz Jüd*innen, sprechen muss, weil Juden als Sammelbegriff unzulässig geworden ist, dann bekommen Leute wie ich auf neue Weise einen Stern verpasst«, sagt Ellen Presser, Leiterin des Kulturzentrums der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

Damit sind wir beim Genderstern. Mit ihm hält zum ersten Mal ein moralisches Signalzeichen Einzug in unsere Sprache. Während es in Orwells Dystopie »1984« darum geht, durch Abschaffen von Begriffen das Denken zu reduzieren, soll der Genderstern das Denken ausweiten, indem er signalisiert: Achtung, es gibt nicht nur Männer und Frauen, sondern auch intersexuelle Menschen! Ein Erkennungszeichen für etwa 0,3 Prozent der Bevölkerung. Kann Sprache, muss sie das leisten?

Ein Stern ist ein Stern ist ein Stern

»In der Schriftsprache ist das Sternchen eine überambitioniert anmutende Innovation, denn es überschreitet mit der ihm zugeschriebenen quasi unendlichen Referenz alles bisher Dagewesene«, kritisiert der Sprachwissenschaftler Tim Hirschberg. Die langgediente feministische Linguistin Luise Pusch befürwortet solch ein Legosteprinzip nur so lange, als es nicht »das Femininum in drei Teile zerreißt: männlicher Wortstamm, Genderstern, weibliche Endung. Dass wir Frauen in solchen Gebilden mit der Endung abgespeist werden sollen, ist unakzeptabel«.

Auch der Genderstern fällt durch den Praxistest. »Max und Elisabeth sind noch sehr jung und schon trockene Alkoholiker*innen«, schreibt die taz. Irgendwas stimmt mit dem Satz nicht. Die Frage »Hat sie*er persönlichen Kontakt zum*r Anführer*in« (Edition F) ist kaum noch les- oder sprechbar. Das Sternchen unterliegt auch einer systematischen Ungleichbehandlung: Demokrat*innen ja, Diktator*innen nein. Dagegen wirkt es trivial, dass Wortlücken – egal, wie sie kodiert werden – es verunmöglichen, sich authentisch aufzuregen. Wieviel Emphase bleibt in »Ihr Idealist*innen! Ihr Fantast_innen! Ihr Stümper:innen!« Wenn man das zu Ende denkt, kann man den Genderstern kaum ernster nehmen als ein Emoji oder ein Blümchen im Text.

Corruptio optimi pessima

Die Genderist*innen, wie ich sie ab sofort nennen möchte, finden den Stern trotzdem super und würden ihm gern flächendeckend zum Durchbruch verhelfen. Paradox: Einerseits bewerben sie ihn mit dem Argument, er sei in der Anwendung unauffällig, andererseits soll er als sprachlicher Stolperstein ein Mitdenken bewirken. Beide Behauptungen schließen sich aus, beide sind falsch. Die Idee, ein Symbol könnte mit Bedeutung gefüllt werden, funktioniert allenfalls eine Weile. Nach einiger Zeit automatisiert sich das Sprechen, und die kleine Pause wird zur Formalie, bei der niemand mehr etwas mitdenkt.

Ob Genderstern oder Ersatzformen: Konsequenz und Einfachheit sind zwei Qualitäten, die den Gendertechniken abgehen. Sie mögen im Community-Kontext zur Selbstvergewisserung von Individuum oder Gruppe hilfreich sein, als Sprachwerkzeuge einer vielschichtigen Gesellschaft taugen sie nicht. Selbst überzeugte Befürworter räumen ein, dass sich die Praxis nicht konsequent durchhalten lässt. Was aber nützt eine Idee, die Verständigung erschwert und ihr eigentliches Ziel verfehlt?

Sprache reflektiert individuelle Vorstellungen. Ein Beispiel für erfolgreichen Vorstellungswandel ist der Begriff Wähler. Hier stellte man sich vor 100 Jahren ausschließlich erwachsene Männer vor. Als auch Frauen wählen durften, änderte sich auch die Vorstellungswelt hinter dem Begriff. Was hätte hier eine Wortumformung von Wählerverzeichnis in Wählendenverzeichnis genutzt?

Halten wir fest: Gendersprache ist weder praktisch noch zielführend. Doch damit nicht genug: »Politisch korrekte Sprache ist richtig hässlich. Sperrig, irgendwie technisch und einfach nicht schön«, schreibt das Lifestyle-Magazin Vice. »Aber irgendwie muss man Menschen ja nennen.«

Leider verfängt das Schönheitskriterium bei den Genderist*innen nicht. Sie finden es nicht wichtig. Warum, weiß ich nicht. Schönheit in der Sprache erwächst vor allem aus ihrer Funktionalität. Aus dem sinnfällig-witzigen Lehrsatz »Alle Schotten sind Briten, aber nicht alle Briten sind Schotten« wird durch Gendern »Alle Schott*innen sind Brit*innen, aber nicht alle Brit*innen sind Schott*innen« oder »Alle Schotten und Schottinnen sind Briten und Britinnen, aber nicht alle Briten und Britinnen sind Schotten und Schottinnen«. Man kann förmlich dabei zusehen, wie sich in einem prägnanten Gedanken der Fokus verschiebt, während der inhaltliche Kern sukzessive verblasst. Schickte man den Satz an den Lehrstuhl für Gender Studies an der Berliner Humboldt-Universität, käme dies zurück: Alle Schottx sind Britx, aber nicht alle Britx sind Schottx. Spätestens hier wird klar: Wenn es nach dem Willen extremer Sprachreformer ginge, wäre der Genderstern lediglich eine Etappe auf dem Weg zu weiteren drastischen Eingriffen in

Syntax und Lexik des Deutschen. »Der Weg in die Sprachhöhle ist mit korrekten Absichten gepflastert«, sagt der Zeit-Herausgeber Josef Joffe.

Mein Hauptargument gegen das Gendern ist jedoch kein ästhetisches, sondern betrifft ein Missverständnis. Sprache entwickelt sich seit Jahrhunderten. Was funktioniert, setzt sich durch; was die Verständigung erschwert, wird abgeschliffen. Nie ist es ohne Schaden gelungen, diesen unbewussten Akt nachzuahmen. Zwar stimmt es: Wenn ich die Meldung »Sonntagsausflügler drängten ins Grüne« lese, stelle ich mir die Menschen derzeit vorwiegend weiß vor. Um diesen Satz für mich »gerechter« zu machen, bräuchte ich also vielerlei Hinweise. Gerecht in diesem Sinne wäre eine Formulierung wie »Die LSBTI+, PoC, alte und junge Menschen inkludierenden Sonntagsausflügler*innen drängten ins Grüne«. Das ist offensichtlich absurd. Sprache hat nicht die Aufgabe, von Dritten erwünschte Bedeutungen in unsere Köpfe zu pflanzen. Es gibt keine geschlechtergerechte Sprache. Es gibt überhaupt keine gerechte Sprache. Es steht uns aber frei, die vorhandene Sprache gerecht zu verwenden.

Wer könnte sich der Sache annehmen? Leider ist im Land der Zuständigkeiten niemand für die Sprache zuständig. Die Kultusministerkonferenz hat andere Sorgen, der Deutsche Presserat schläft, die Akademie für Sprache und Dichtung scheint mit Dichten vollends ausgelastet, der Dudenverlag will seine Umsätze steigern, der Rat für Rechtschreibung beobachtet.

In dieses Zuständigkeitsvakuum strömen verschiedenste sprachnormative Kräfte: Ministerien, Stadtverwaltungen, Gleichstellungsbeauftragte. Sie geben, selten unter fachlicher Begleitung, Leitfäden zum Gendern heraus, mit denen sie das Sprachproblem, das sie zu lösen vorgeben, selbst erschaffen. Bettina Hannover, Professorin für Schul- und Unterrichtsforschung an der Freien Universität Berlin, erklärt: »Ich wende in Vorlesungen und Vorträgen durchgehend geschlechtergerechte Sprache an und korrigiere das auch in den Hausarbeiten meiner Studierenden.« In einem FAZ-Interview berichtet Lukas Honemann, Lehramtsstudent an der Universität Kassel, in manchen Vorlesungen werde damit gedroht, »dass der Verzicht auf genderneutrale Sprache ein Grund sein kann durchzufallen«. Andreas Rödder, Mitinitiator des Netzwerkes Wissenschaftsfreiheit, beschreibt die wachsenden Ängste von Kollegen vor Nichtberücksichtigung ungenderter Forschungsanträge. Gendern droht zum Machtinstrument einer Ideologie zu werden, das freiem Denken und persönlicher Verantwortung zuwiderläuft.

Sprachzauberer hier, Gendertechniker da

Eingriffe in die Sprache – die etwas völlig anderes sind als systemische Eigenveränderungen – sind im Kern totalitär. Vielleicht fühle ich mich beim

Genderthema deshalb an mein Leben in der DDR erinnert, in der es eine ideologisch gefärbte Kunstsprache gab, die man in der Öffentlichkeit nachahmte und im Privaten parodierte. Als ich im vergangenen Herbst im Radio die ersten Male Sprechpausen in Wörtern hörte, fühlte ich eine Entfremdung, als wäre in meine Wohnung eingebrochen und die Hälfte der Möbel umgestellt worden. Der wiederkehrende Singsang von den »Bürgerinnen und Bürgern« lässt mich ähnlich benebelt weghören wie damals die Ernteberichte der Nachrichtensendung »Aktuelle Kamera«. Der Politikwissenschaftler Albrecht von Lucke vermochte es kürzlich, in fünf Rundfunkminuten etwa 30-mal die Formel »Ministerpräsidenten und Ministerpräsidentinnen« herunterzurattern, ab dem fünften Mal klang es wie »Generalsekretär der Sozialistischen Einheitspartei«.

Die mit dem Bachmann-Preis geehrte Autorin Olga Martynova beschreibt ihr post-sowjetisches Déjà-vu so: »Wenn ich von Kulturbeamten unterschriebene Flyer bekomme, wo Dichter*innen und Teilnehmende begrüßt werden, fühle ich mich unter Druck gesetzt. Ich als Autorin bekomme absurde sprachliche Empfehlungen von einer Kulturbehörde.«

Martynova sorgt sich vor allem um die Zunft: Wie will man auf Genderdeutsch

Literatur verfassen, Lieder singen, Filme synchronisieren? »Die Gendersprache, das Überkorrekte und das ständige Moralisieren lassen vor allem eines missen: das Liebevollste, Zärtliche, das Neckende, Spielerische und den Humor«, sagt der Hamburger »Bordsteinkönig« Michel Ruge.

Die Idee, mit einer Sprachänderung die Gesellschaft zu verbessern, klingt verlockend.

Sprache ist kein beliebig verfügbares Artefakt

Julia Ruhs ist Volontärin beim Bayerischen Rundfunk und kämpft vehement gegen das Gendern. Die 29jährige verortet diese Praxis in einer »akademischen Blase«, außerhalb der kaum gegendert werde. »Damit spaltet das gut gemeinte Sternchen, das es ja allen recht machen will, nicht nur die Worte in ihrer Mitte, sondern auch unsere Gesellschaft.« Durch Gendern in Radio, Fernsehen und Zeitungen verstärkt sich der Eindruck, es gäbe zu dem Thema einen breiten Konsens. Eine Umfrage von YouGov zeigt, dass es nur 14 Prozent der Befragten ein klares Anliegen ist zu gendern – 14 Prozent, die den 86 anderen Prozent einreden, in unserer Sprache obwalte strukturelles Patriarchat. »Das grenzt an eine Verschwörungstheorie«, sagt der Typograf Friedrich Forssman.

Bleibt die Frage, warum dieses Narrativ trotzdem bei manchen Menschen verhängt, warum die Genderist*innen so vehement darauf beharren und es wie einen Glaubenssatz gegen jeden Einwand verteidigen. Die Idee, mit

einer simplen Sprachänderung die Gesellschaft zu verbessern, klingt einleuchtend und verlockend. Das erklärt die fast hypnotische Anziehungskraft, die dieser Gedanke auf einige ausübt. Die Antwort auf den zweiten Teil der Frage ist heikler, und ich kann sie hier nicht abschließend geben. Sie wäre möglicherweise dort zu finden, wo Menschen in ihre Biografien schauen und sich an Benachteiligungen erinnern, die Wut oder Schmerz bei ihnen auslösen. Der Schmerz des Nichtgesehenwerdens wäre durch ein Gendersprachplacebo jedoch nicht zu heilen, sondern nur zu betäuben. Irgendwann würden die Wunden wieder aufbrechen, und man müsste die Sprache erneut ändern.

Sprache kreierte Welt, behauptet Foucault. Über dem Wunsch nach idealer Verständigung schwebt vor allem der Wunsch, alle Widersprüche aufzulösen und Menschen zu Sprachengeln zu machen. Wenn alle Straßen umbenannt, alle Statuen geschleift, alle Unwörter ausgelöscht sind, in welcher Welt leben wir dann? Mensch sein heißt für mich, Widersprüche in sich zu tragen, Ambivalenz anzunehmen, Hölle oder Paradies für andere zu sein. Wenn man sich das vor Augen führt, bestünde die Chance auf einen anderen Denkansatz. Und vielleicht würde sich das Gespinnst vom Nichtgemeintsein im Genum als das erweisen, was es ist: ein romantisches Märchen über Ausgrenzung und Unterdrückung.

Die Aktivisten der Identitätspolitik haben im Gendern eine hehre Aufgabe entdeckt, in die sie sich mit Leidenschaft verbissen haben. Im Moment sind sie dabei, sich im Gendersprachwald zu verirren. Das generische Maskulinum ist eine Bastion der integrativen Effizienz und Klarheit in einem langsamen, bürokratischen und ein bisschen verrückt gewordenen Staat.

Inklusiver Diskurs ist längst unter uns. Er ist überall dort, wo Menschen ihre Denkmuster hinterfragen, kreativ mit Sprache umgehen, subtil die Kontexte wandeln. »Die jungen Russen wünschen sich bessere Beziehungen zum Westen«, hieß es kürzlich in einem Beitrag dieser Zeitung. Über dem Text das Bild einer Frau.

B

Berliner Zeitung

Als Stasi-Jäger beim Spiegel: „Sie wollten Opfer- und Verlierergeschichten“

Ist Gendersprache die Zukunft?
Unsere Redaktion streitet. Der Auftakt

WOCHE ENDE 15./16. MAI 2021



Postvertriebsstück 405171/
Berliner Zeitung
Preis 2,20 € (Mo.-Fr.), 3,60 € (Sa.)



GORILLAS

GREIFEN

AN

Anzeigen: +49 (0)30 2327 50
abo@berlinerzeitung.de
abo@bzp.berlinerzeitung.de



Leserservice: +49 (0)30 2327 77
leserservice@berlinerzeitung.de
www.berlinerzeitung.de/leserservice

Berliner Verlag GmbH, 11509 Berlin
Tel. +49 (0)30 633 311 457
(Mo.-Fr., 13-14 Uhr)

Ein exklusiver Einblick in Berlins angesagtesten Liefersdienst, Seiten 23-26

Vom Glück, nicht alleine
zu leben: Wie eine Kommune
in Mitte funktioniert

Seiten 36/37

Drei Diplomaten aus Myanmar
protestieren in Berlin
und zahlen einen hohen Preis

Seite 5

Wenn Sie den QR-Code
scannen, erhalten Sie
auf berlinerzeitung.de



THOMAS WOCHNIK

Thomas Wochnik, Jahrgang 1980, schreibt seit 2018 für den *Tagesspiegel* und *Tagesspiegel Checkpoint*. Sein Schwerpunkt liegt auf kulturellen Themen. Gelegentlich ist er in der Radio1-Sendung *Soundcheck* als Musikkritiker zu hören. Zuvor arbeitete er an einer Dissertation in Medienphilosophie, die er für den Journalismus auf Eis legte, übte diverse künstlerische wie kuratorische Jobs in der Kunst- und Musikwelt aus, war Ghostwriter, Barkeeper und Gitarrenbauer.



Thomas Wochnik ist nominiert in der Kategorie »Meinung« mit mit »Die Leute gucken schon«, erschienen am 2. Mai 2021 in *Der Tagesspiegel*.

Die Leute gucken schon

Sozialen Aufstieg erreicht man nicht allein durch Bildung. Sondern durch die tägliche Überwindung einer vererbten Scham. Wie Klassismus wirkt

Das Kind quengelt an der Supermarktkasse, wird immer lauter, das Quengeln schaukelt sich auf, irgendwann wird es richtig laut, das Kind wirft sich zu Boden und schlägt nach allen Richtungen aus, verweigert Zuhören und jedwede Kooperation. Man kennt die Gesichtsausdrücke der Eltern, genervt, erschöpft und peinlich berührt. »Die Leute gucken schon«, sagt der Vater leise, den sichtlich verängstigten Blick nicht auf das Kind, sondern auf die Umwelt gerichtet.

Als gehe eine Gefahr davon aus, gesehen und gehört zu werden. Der Vater überträgt seine Angst auf das Kind, macht sich, sicherlich unbewusst, die Macht des Sozialen zunutze: Nicht er ist es, den das Kind gerade stört, sondern »die Leute«. Wenn es funktioniert, wird das Kind still vor Scham und »die Leute« ihm unheimlich. Und mit ihnen die Welt.

Die Scham des Vaters ist keine pädagogische Methode und nicht gespielt. Es handelt sich auch nicht um die bloße Peinlichkeit, die viele Eltern verspüren, wenn sie das eigene Kind nicht kontrollieren können. Es ist die Scham eines Menschen, der selbst dazu erzogen wurde, nicht aufzufallen, unsichtbar zu sein, sich nichts anzumaßen, bescheiden zu leben und niedrig zu stapeln. Die Scham also, überhaupt wahrgenommen zu werden, die in meiner Familie, wie in vielen Familien aus »einfachen Verhältnissen«, seit Generationen weitergegeben wird.

Wie jede Scham, löst auch die Klassenscham den Willen nach Verdrängung aus. So verstecken wir, Kinder aus prekären Verhältnissen, Nichtakademiker-Haushalten, von Niedrigverdiener:innen und Erwerbslosen, jeden Mangel und jede Benachteiligung nicht nur vor anderen, sondern vor allem vor uns selbst.

Klassistische Diskriminierung wird in der Folge weitgehend unsichtbar – das ist in der Klassismusforschung Konsens. Öffentlich zu Wort melden sich kaum aktuell Betroffene, sondern überwiegend die, die eine soziale Schranke überwunden und sich das Privileg gesichert haben, öffentlich reden zu können und gehört zu werden.

Denn Armut gilt in einer Kultur, in der man nicht über Geld spricht, als unfein. Und glaubt man daran, dass hierzulande jeder des eigenen Glückes Schmied ist, stehen die Unglücklichen immer unter Verdacht, nur nicht fleißig genug zu schmieden. Wie um den Verdacht zu zerstreuen, suchen und finden wir etwas an uns und unserem Umfeld, das vermeintlich nur uns

auszeichnet und andere nicht, bilden exklusive Kreise. Dem Vorurteil anderer begegnen wir mit einem zerbrechlichen Konstrukt: dem Klassenstolz.

Mit ihm verkehren wir die unterdrückte Scham in eine scheinbar positive Attitüde: Was wir uns nicht leisten können, wollen wir gar nicht haben. Wo wir keinen Zugang bekommen, wollen wir gar nicht hinein. Wir verdächtigen Menschen, die Erfolg ausstrahlen, der Unehrllichkeit, so wie sie uns der Faulheit, und entwickeln Methoden, uns, unter gleich welchen Umständen, selbst zu den Guten und Ehrlichen zu zählen.

Jede Woche stehen manche von uns mit einem Lottoschein in der Kiosk-Schlange an, um den einzigen vollkommen legitimen Weg nach oben zu beschreiten, der ohne Preisgabe der eigenen Werte gangbar ist. Der Lottogewinn als Korrektur ungerechter Erbverhältnisse. Und jedes Mal, wenn der Jackpot nicht bei uns landet, fühlen wir uns in der Annahme bestätigt, dass die Welt nur die Unaufrichtigen belohnt.

Bereits im Schulalter sabotieren wir auf sogenannten Problemschulen unsere Laufbahn, als gelte es, zu beweisen, dass wir nicht nach Höherem strebten – und also nach dem, was wir offiziell ja ablehnen. Und tun wir es nicht, bringen wir bessere Noten nach Hause und werden Lehrers Darling, ziehen wir in den Pausen, wenn wir Pech haben, nicht nur allein unsere Kreise um den Schulhof, sondern sind auch den Schikanen unserer Mitschüler:innen ausgeliefert.

Laut Hochschulbildungsreport 2020 erreichen nur acht von Hundert Kindern aus Nichtakademiker-Haushalten einen Master-Abschluss, nur eines promoviert. Bei Akademikerkindern mit gleichen Fähigkeiten sind es 45, von denen zehn promovieren.

Jedes Durchqueren sozialer Schranken bedeutet Entwurzelung. Diejenigen von uns, die schon als Kinder vereinzeln, kehren die Ablehnungshaltung auf ihr eigenes Umfeld um. Sie suchen sich für die Assemblage der eigenen Identität Referenzpunkte weit außerhalb ihrer Lebenswelt. Nicht Verwandte, Bekannte, Lehrer:innen oder Mitschüler:innen, sondern Figuren aus Geschichte und Literatur oder dem Pop-Universum werden zu brauchbaren Rollenbildern.

An meiner Schule hörten wir andere Musik als unsere Mitschüler:innen, kleideten uns anders und warfen unsere Identitätsanker in fernen Wassern aus, die wir nur aus medialen Darstellungen kannten. »Die Erinnerungen

Jedes Durchqueren sozialer Schranken bedeutet Entwurzelung. Diejenigen von uns, die schon als Kinder vereinzeln, kehren die Ablehnungshaltung auf ihr eigenes Umfeld um.

anderer Leute gaben uns einen Platz in der Welt«, bringt die Schriftstellerin Annie Ernaux die Entfremdung in ihrem autobiografischen Roman »Die Jahre« auf den Punkt.

Im Studium lernten wir, dass auch Bildung eine Form des Kapitals ist, kulturelles Kapital nämlich. Wenn wir aber Kommiliton:innen dabei zusahen, wie sie unbezahlte Praktika annahmen und Auslandssemester ohne finanzielle Nöte angingen, weil sie von den Eltern finanziert wurden, erfuhren wir die Grenzen dieser Kapitalsorte. Dieselben Eltern halfen beim Ausfüllen von Anträgen für Stipendien, von denen wir nie gehört hatten. Den Verdacht, dass am Ende doch nicht das Wissen, sondern Geld die Welt regiert, unterdrückten wir souverän, darin waren wir bereits geübt.

Die Bildung ermöglichte es uns, den negativ besetzten, pseudo-freiwilligen Verzicht auf materiellen Überfluss in einen positiven Minimalismus-Lifestyle zu verkehren, dem auch Wohlstandskinder frönen. Ein Etikettenschwindel, denn verzichten kann nur, wer die Wahl hat. Und wieder machten wir unsere Verhältnisse unsichtbar.

Wenn Kommiliton:innen verächtlich von Hartz-IV-Empfängern als den Asozialen sprachen, den Gelsenkirchener Barock belächelten oder wenig überzeugend die Sprache von Migrantenkinder nachäfften, lachten wir anfangs mit unterdrückter Hysterie mit, damit niemand merkte, dass wir mitgemeint waren.

Jeder dieser Sprüche erschütterte uns im Kern, weil er uns daran erinnerte, dass wir nicht in diese Kreise, diese Institution, diese Welt gehörten. Entsprechende Bildung vorausgesetzt, konterten wir irgendwann als kritische Akademiker:innen, ohne aber unsere gefühlte Zugehörigkeit preiszugeben. Oder erreichten den Gipfel der Entwurzelung, wenn wir selbst in den Chor des Armen-Bashings einstimmten.

Im Verborgenen unterschieden wir uns durch unsere Ehrfurcht vor der Institution Universität von denen, die nur studierten, weil sie nichts Besseres mit ihrer Zeit anzufangen wussten oder weil es von ihren Eltern erwartet wurde. Nach außen ahmten wir ihre Leichtigkeit nach, taten so, als nähmen wir das Studium nicht so wichtig.

Zugleich klammerten wir uns mit existenzialistischem Eifer an das Wissen, das wir uns aneigneten, weil wir es insgeheim für den Schlüssel dazu hielten, ein besseres Leben zu führen, vielleicht sogar die Welt mitzugestalten. Und weil es das einzige Startkapital war, zu dem wir Zugang hatten.

Nach außen ahmten wir ihre Leichtigkeit nach, taten so, als nähmen wir das Studium nicht so wichtig.

Noch beim Entgegennehmen des Abschlusszeugnisses schwang bei aller Freude ein Unbehagen mit: Statt sich vom erreichten Gipfel aus an der weiten Perspektive zu erfreuen, hatten wir die Fallhöhe vor Augen. Die Angst davor, eines Tages als Fremdkörper im eigenen Umfeld aufzufliegen, ist bekannt als Hochstapler- oder Impostor-Syndrom, das noch im Berufsalltag ständiger Begleiter bleibt. Du hier, unter denen?

Das kann nicht lange gut gehen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis du wieder an den Platz zurückfällst, den die Geschichte dir zugewiesen hat.

Ich höre innerlich beim Tippen dieser Zeilen imaginäre Zwischenrufe, wie: Ihr legt euch doch selber Steine in den Weg! Hört doch auf, euch zu beschweren und nutzt eure Chancen! Wer glaubt, dass man uns nur einmal nehmen und kräftig schütteln müsse, um uns zur gesellschaftlichen Teilhabe zu befähigen, hat nicht verstanden, was Selbstüberwindung bedeutet.

Sie ist keine Mutprobe, die ein kurzes Sammeln der Kräfte und dann einen beherzten Sprung erfordert. Sie ist ein ständig aufzubringender Widerstand gegen die eigene Intuition; tagein, tagaus, im beruflichen Alltag, bei Kulturveranstaltungen, beim Small-Talk mit neuen Freund:innen und Kolleg:innen und nicht zuletzt im Denken über sich selbst. Und es ist die Auflehnung gegen klassistische Sprüche, Tritte nach unten, existenzielle Angst und nicht zuletzt die faktische Unmöglichkeit, Möglichkeiten, die unsere Gesellschaft bietet, zu nutzen.

Angst macht Menschen bekanntlich politisch manipulierbar. Die Philosophin Martha Nussbaum beschreibt sie sogar als stärkste demokratiegefährdende Emotion. Das Schüren von Ängsten vor Fremden, von denen es heißt, sie würden uns etwas wegnehmen, gefolgt vom Versprechen der Linderung, gehören seit Jahrtausenden zum politischen Handwerkszeug.

Weit subtiler funktioniert die Linderung der Angst, für den eigenen sozialen Status verachtet zu werden. Neonazis etwa übertragen schlicht die Verachtung auf andere Gruppen, wenn sie Geflüchtete mit Attributen wie Faulheit und Schmarotzertum belegen, die im klassischen Vorurteilskanon erwerbslosen und einkommenschwachen Menschen zugeschrieben würden.

Wir mögen uns dadurch sogar einen Augenblick lang von unserer eigenen Statusscham befreit fühlen. In Wahrheit aber findet hier die künstliche Konstruktion immer neuer unterster Klassen und damit bloß eine Verschärfung klassistischer – und rassistischer – Diskriminierung statt.

Wollen wir stattdessen die Fluidität zwischen den Gruppen erhöhen, soziale Ungerechtigkeit ausmerzen und die Schranken, um die es hier geht, öffnen, müssen wir auch den Ängsten begegnen. Wenn wir aber meinen, uns darauf ausruhen zu können, dass doch allen de jure gleiche Zugänge zu Bildung und gesellschaftlicher Teilhabe eingeräumt sind, verdrängen wir die Wirklichkeit – und tragen weiter zur Unsichtbarkeit des Klassismus bei.

Die Klassenscham speist sich schon daraus, dass wir soziale Hierarchien sprachlich aufrecht erhalten und jede soziale Bewegung als Auf- oder Abstieg bezeichnen, dass wir materiellen Reichtum zu Glück verklären und so tun, als wäre er für alle erreichbar. Materielle Benachteiligung, wie sie schon das Erbrecht sichert, verstärkt soziokulturelle und psychologische Schranken, die wiederum die materiellen verstärken – ein Teufelskreis. Der gleiche Zugang zur Bildung ist nur die halbe Miete, wenn diejenigen, die ihn nutzen, Folgediskriminierungen erfahren, was im Übrigen auch Menschen kennen, die Erfahrungen mit sexistischer oder rassistischer Diskriminierung machen.

Was allen diskriminierten Menschen fehlt, ist das Vertrauen, das nicht diskriminierten selbstverständlich geschenkt wird. Der Teufelskreis wiederholt sich hier: Wer kein Vertrauen von seiner Umwelt erfährt, entwickelt statt Selbstvertrauen sein Hochstapler-Syndrom. Und Vertrauen bedingt Freundschaften, Partnerschaften, Kreditwürdigkeit. Es gibt folglich kaum einen gesellschaftlichen Bereich, in dem sich keine Spuren klassistischen Denkens finden ließen. Dieses Denken ist in uns allen, in den Diskriminierenden wie in den Diskriminierten. Klassismus wirkt nicht nur institutionell, sondern systemisch. Das heißt auch: Er nimmt uns alle in die Verantwortung, die eigene Intuition ständig zu hinterfragen.





**RE
POR
— TA —
GE**

Johannes Böhme

Die andere Seite der Medaille

Marcus Anhäuser

Joachim Budde

Der Corman-Drosten-Test war eine Meisterleistung

Nora Voit

Maria Christoph

Gruß aus der Küche

JOHANNES BOHME

Johannes Böhme, Jahrgang 1987, im Kreis Pinneberg aufgewachsen, was fast schon Hamburg ist, aber auch nur fast. In Maastricht am Liberal Arts College Politik und Philosophie studiert, Auslandssemester an der UC Berkeley, Master in Politischer Theorie und Ideengeschichte in Cambridge. Danach 36. Lehrgang der Henri-Nannen-Schule in Hamburg. Von 2016 bis 2022 freier



Journalist. Veröffentlichungen in *brand eins*, *Die Zeit*, *Süddeutsche Zeitung Magazin*, *Geo*, *The Believer Magazine*, *Los Angeles Review of Books*. Buchautor für Ullstein fünf. Preisträger beim Axel-Springer-Preis für junge Journalisten, beim Katholischen Medienpreis und beim Reporterpreis in der Kategorie »Freier Journalist«. Seit 2022 Redakteur im Ressort X von *Zeit Online*.

Johannes Böhme ist in der Kategorie »Reportage« nominiert mit mit »Die andere Seite der Medaille«, erscheinen am 13. August 2021 in *Süddeutsche Zeitung Magazin*.

Die andere Seite der Medaille

Nur 28 Soldaten wurden bisher mit dem Tapferkeitsorden der Bundeswehr ausgezeichnet. Sie alle haben in Afghanistan gekämpft. Wir schildern die Geschichten von fünf dieser Soldaten – ihre Erlebnisse zeigen, wie hoch der Preis dieses Einsatzes ist, der nun nach 20 Jahren zu Ende geht

Magisches Denken fängt mit Symbolen an: mit kleinen Zeichen, die große Wirkung entfalten sollen. Etwa mit der Hoffnung, dass etwas so Winziges wie ein Kreuz aus vergoldetem Metall seinen Träger verwandeln kann. Dass es seinen Schmerz lindert. Dass es ihn mit der Welt und seiner Vergangenheit versöhnt.

Der 6. Juli 2009 war regnerisch und kühl für einen Sommertag in Berlin. Wenige Kilometer vom deutschen Lager in Kundus entfernt starben vier US-Soldaten, als eine Bombe explodierte, und Angela Merkel verlieh die ersten vier Tapferkeitsorden in der Geschichte der Bundesrepublik. Im Foyer des Kanzleramts spielte eine kleine Blaskapelle Händel und Bach, nicht die Nationalhymne. Die Kanzlerin kam in einem grauen Hosenanzug. Er hatte fast den gleichen Farbton wie die Jacken der Fallschirmjäger.

Der damalige Verteidigungsminister Franz Josef Jung stand daneben, als die Soldaten das neue Kreuz auf die Brust geheftet bekamen. Einige der Männer lächelten, während Merkel an ihrer Brusttasche nestelte, andere fixierten einen Punkt in der Ferne.

In ihrer Rede ersparte die Kanzlerin dem Publikum die Details. Sie erwähnte nur, dass die vier nach einem Suizid-Anschlag versucht hatten, die Leben mehrerer afghanischer Kinder und Bundeswehrsoldaten zu retten. Dann fügte sie hinzu: »Wir alle, die wir glücklicherweise noch nicht in einer solchen Situation waren, können uns das gar nicht richtig vorstellen.« Und das gilt heute, nachdem 24 weitere Kreuze vergeben wurden, noch immer.

Die einzige Auszeichnung für außergewöhnlichen Mut, die die Bundesrepublik an Soldatinnen und Soldaten vergibt, trägt eine längliche Bezeichnung: Ehrenkreuz der Bundeswehr für Tapferkeit. In der Stiftungsurkunde für das Ehrenkreuz steht, dass »die auszuzeichnende Tat weit über das normale Maß der ›Grundtapferkeit‹ hinausgegangen« sein muss. Die Medaille ist je 48 Millimeter lang und breit, ein Balkenkreuz in Gold. Alle 28 verliehenen Auszeichnungen gingen an Afghanistan-Veteranen, allesamt Männer. Die Bundesregierung hatte den Orden geschaffen als Anerkennung für das, was den Soldaten am Hindukusch zugemutet worden war.

Zuletzt waren militärische Tapferkeitsorden in Deutschland im Jahr 1945 vergeben worden, in den letzten Tagen des Zweiten Weltkrieges, als sowjetische Truppen schon in Berlin standen. Im ganzen Krieg hatten die Nazis wohl mehr als drei Millionen Eiserne Kreuze verliehen, womöglich sogar fast fünf Millionen. Seither hatte es so eine Auszeichnung in Deutschland nicht mehr gegeben.

Zwanzig Jahre lang half die Bundeswehr, die afghanische Regierung gegen die fundamentalistischen Taliban-Gruppen zu verteidigen. Es waren blutige Jahre. Insgesamt starben auf allen Seiten im Konflikt in Afghanistan nach Schätzungen der US-amerikanischen Brown University zwischen 2001 und 2019 mehr als 157 000 Menschen.

In dieser Zeit waren mehr als 100 000 Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr in Afghanistan. Die Mehrheit verbrachte ihre Zeit dort in schwer gesicherten Camps, etwa in der Logistik, Medizin,

Küche. Sie bekamen vom Krieg nur einen kleinen Ausschnitt mit. Die Lager wurden hin und wieder beschossen, aber sehr viel gefährlicher war der Krieg für eine relativ kleine Gruppe von einigen Tausend Infanteristen – Jägern, Gebirgsjägern, Fallschirmjägern, Panzergrenadieren, Spezialkräften. Sie trugen die meisten Gefechte aus, sie erlitten die meisten Verwundungen in Sprengfallen und Anschlägen, sie beklagten die meisten der 59 toten deutschen Soldaten – und auf sie entfallen alle Ehrenkreuze für Tapferkeit.

Zurückgeblieben sind die Menschen, die in diesem Krieg gekämpft haben. Die ihre Wunden und ihre Triumphe mit nach Hause genommen haben.

Seit Ende 2014 schickt die Bundeswehr keine eigenen Truppen mehr in Gefechte, sondern konzentriert sich auf die Ausbildung der afghanischen Armee. Danach gab es auch keine Verleihung der Tapferkeitsmedaille mehr. Zurückgeblieben sind die Menschen, die in diesem Krieg gekämpft haben. Die ihre Wunden und ihre Triumphe mit nach Hause genommen haben.

In diesem Text geht es um fünf von ihnen. Sie haben Leben gerettet und genommen. Sie wurden verwundet, am Körper und an der Seele. Sie hatten oft unfassbares Glück und manchmal nicht. Einer ist heute General, einer ist Sportschütze, einer kämpft mit seinem Trauma, einer ruht neben dem Kirchturn in Hermsdorf in der Oberlausitzer Heide, unter der Statue eines Engels.

Der Soldat, der den Krieg verflucht

Engins Hände bewegen sich ohne Unterlass. Er presst sie zusammen, so fest, dass die Knöchel hervortreten. Engin redet so schnell, dass man manchmal das Gefühl hat, er möchte zwei Wörter gleichzeitig sagen, um es schneller

hinter sich zu bringen. Seinen Nachnamen will er nicht in der Zeitung haben. Er sitzt im Tarnfleck da, in der Kaserne in Seedorf, Niedersachsen, 60 Kilometer von Bremen, 80 Kilometer von Hamburg entfernt, im schmucklosen Büro der Presseoffizierin.

Engin kam spät zur Bundeswehr, mit 26. Er hatte erst eine Ausbildung zum Physiotherapeuten gemacht, einige Jahre gearbeitet, aber dann kam der alte Traum zurück: Soldat zu sein.

Seine Eltern gehörten zur türkischen Minderheit in Griechenland. Sie wanderten in den Sechzigerjahren nach Löhne aus, Ostwestfalen, 40 000 Einwohner, Deutschlands Küchenhauptstadt, wo vier Küchenhersteller jedes Jahr Zehntausende Möbel herstellen. Der Vater arbeitete als Tischler. Im Urlaub fuhren sie jeden Sommer mit dem Opel Kadett nach Griechenland und in die Türkei.

Engin sah dabei die Soldaten an den Grenzübergängen. Er war fasziniert von den jungen Männern mit ihren Waffen. Das hat ihn nie ganz losgelassen.

Die Eltern waren dann nicht begeistert. Sie verstanden nicht, wieso er seinen sicheren Job als Physiotherapeut aufgeben wollte, um sich aus Flugzeugen zu stürzen. Er ging zu den Fallschirmjägern, denen, die in den Kosovo geschickt wurden und nach Afghanistan, und wurde zum Scharfschützen ausgebildet.

Für die Bundeswehr wurde der Einsatz in Afghanistan 2006, in dem Jahr, in dem Engin Soldat wurde, plötzlich gefährlich. In den ersten Jahren war die Bundeswehr in Kabul noch Patrouillen ohne Helm und Schutzweste gefahren, in ungepanzerten Fahrzeugen. Die Taliban waren Ende 2001 geflohen oder untergetaucht. Die Verbündeten des Westens schienen die Lage im Griff zu haben. Im ersten Jahr hatten die USA lediglich 7000 Soldaten im Land, was völlig ausreichend erschien. Mitte 2006 eskalierte dann der Widerstand gegen die NATO-Truppen. Im Süden des Landes, in den Provinzen Helmand und Kandahar, brach ein Guerillakrieg aus. 139 Suizid-Anschläge, 1677 Attacken mit selbst gebastelten Bomben, 4542 bewaffnete Angriffe zählte die NATO im Jahr 2006.

Während einige Länder wie Kanada, die Niederlande und Frankreich ihre Kampftruppen in den folgenden Jahren abzogen, weitete die Bundeswehr ihren Auftrag aus. Deutsche Einheiten wurden in den Norden des Landes gesandt, nach Masar-i-Scharif, später auch in die Regionen um Kunduz und Baghlan. Viele erwarteten, dass der Norden ruhiger bleiben würde als der Rest des Landes. Aber die Gewalt erreichte die Bundeswehr auch dort.

Als Engin im Juli 2010 mit seiner Kompanie nach Afghanistan geschickt wurde, waren drei Monate zuvor drei Fallschirmjäger aus Seedorf bei einem Gefecht im Ort Isa Khel getötet worden. Während der Vorbereitung auf den Einsatz wurde Engin und den anderen gesagt: Ihr werdet Verluste haben.

In Kunduz, so berichtet Engin es heute weiter, war es heiß und trocken. Gleich bei der ersten Patrouille wurden sie beschossen. Das Land war fremd und doch manchmal merkwürdig vertraut. Engin verstand mit seinem Türkisch viel von dem, was die Usbeken auf den Märkten sagten. Er hatte gehaut, dass es hart werden würde. Aber nicht das.

Zwei Tage lang verteidigte er mit seinem Scharfschützenpartner und ein paar Kat kauenden afghanischen Polizisten einen kleinen Außenposten der Polizei vor Angriffen der Taliban. Wenn die Situation zu brenzlich wurde, kamen einige deutsche Soldaten zur Unterstützung. »Ich hatte Angst, da zu krepieren«, sagt Engin heute. »Ich habe meine Helmkamera gar nicht erst angeschaltet, weil ich dachte, ich filme vielleicht meinen eigenen Tod.«

Er sagt, er stand wenige Meter entfernt, als sich am 7. Oktober 2010 ein Jugendlicher am Eingang ihrer Stellung in die Luft sprengte und den Fallschirmjäger-Sanitäter Florian Pauli tötete. Engin hörte den Jungen noch nach dem Übersetzer fragen, auf Usbekisch, *Tercüman asker*, »Übersetzungssoldat«, dann der Knall. »Wir waren nur 15 Mann da. Der Sanitäter war tot, drei waren leicht verwundet, einer schwer, einer hatte was in die Augen bekommen.« Engin versorgte den Schwerverletzten mehr als eine Stunde lang, bis der Rettungshelikopter kam, während der Trupp ohne Unterlass beschossen wurde.

Später ging auf der Suche nach verdeckten Sprengfallen direkt neben Engins Fahrzeug eine Straßenbombe hoch. Engin lag zu dem Zeitpunkt ungeschützt oben auf einem Fuchs-Panzer, wo er mit seinem Gewehr den anderen Deckung geben sollte. Er wurde aus zwei Metern Höhe hinuntergeschleudert. »Meine ganze rechte Körperhälfte schwarz. Überall waren kleine Löcher in der Haut. Ich hatte Angst, dass ein Splitter in die Lunge durchgegangen ist.« Er blieb nahezu unverletzt.

Nach der Explosion der Straßenbombe hatte der deutsche Maschinengewehr-Schütze in Angst seine Waffe verlassen. Sie standen ungeschützt auf offener Fläche. Engin ging trotz seiner Verbrennungen ans Maschinengewehr und hielt die Stellung. Hierfür bekam er später das Ehrenkreuz für Tapferkeit.

Engin erzählt, dass er sich selbst damals in Gefechten manchmal zehn Sekunden gab, um das Gefühl der Angst zuzulassen. Er duckte sich dann kurz weg, hielt inne. Dann sei er wieder aufgestanden und habe weitergekämpft. »Ich habe damals gelernt, diese Gefühle zu unterdrücken. Ich habe Angst, Ekel, Hass, Hilflosigkeit einfach nicht mehr zugelassen. Ich habe funktioniert, oft sehr gut.« Er versteht die Auszeichnung bis heute als etwas, das er bekommen hat für »all die Scheiße, die mir passiert ist«. Es ist ein Orden für jene extreme Form der Belastbarkeit, von der niemand vorher wissen kann, ob er sie in sich trägt oder nicht.

Als er zurück in Deutschland war, begleitete ihn zunächst nur das Piepen im Ohr, der Tinnitus, der von der Bombe des Suizid-Attentäters zurückgeblieben war. Das Piepen ist noch heute da. Im Gespräch wird es immer lauter, so erzählt er es, je länger er von Afghanistan erzählt. »Ich habe seit fast elf Jahren keinen ruhigen Augenblick mehr gehabt«, sagt er.

Fünf Jahre nach seiner Rückkehr kamen die unterdrückten Gefühle hoch. »Alles, was ich tief in mir drinnen verschlossen hatte: Wut, Todesangst, Verzweiflung.« Oft dauere es bis zum Morgengrauen, bis er einschlafe. Aber in Deutschland, sagt Engin, verstehen die Menschen nicht, was mit ihm los ist. »Ich stand irgendwann an der Kasse bei Aldi und hatte Angst, dass ich gleich dort sterbe. Mein Verstand hat mir natürlich gesagt: Du musst einfach gleich 9,99 Euro zahlen. Das Gefühl passte überhaupt nicht dahin.«

Sechs Jahre nach seiner Rückkehr fuhr er auf einer Landstraße gegen einen Baum. Er sagt, er erinnere sich nicht einmal mehr daran, ins Auto gestiegen zu sein. Er glaubt, dass er einen Flashback hatte, eine plötzliche Erinnerung, in der er das Gefühl hatte, wieder in Afghanistan zu sein. Den Polizisten, die ihn aus dem Auto zogen, erschien er verwirrt. Im Krankenhaus fragte er wieder und wieder nach seinem Gewehr. Er überlebte mit einem zertrümmerten Becken, acht gebrochenen Rippen, einem gebrochenen

Es wurde für Engin immer schwerer, einen normalen Alltag aufrechtzuerhalten. Er war vergesslich und reizbar.

Lendenwirbel, einer gebrochenen Nase, einem Riss in der Milz und einem Bluterguss im Herzmuskel.

Es wurde für Engin immer schwerer, einen normalen Alltag aufrechtzuerhalten. Er war vergesslich und reizbar. Andere Soldaten schickten ihn schließlich zum Truppenpsychologen. Der wusste ziemlich schnell, was los ist. Engin ist nicht der Erste in der Fallschirmjägerkaserne mit posttraumatischer Belastungsstörung.

Engin ist bei der Bundeswehr geblieben. Die Menschen in der Fallschirmjägerkaserne sind für ihn zu einem wichtigen Rückhalt geworden. Es ist für die nächsten Jahre ein sicherer Job. Er kann sich inzwischen, nach 15 Jahren bei der Bundeswehr, auch kaum etwas anderes vorstellen. »Das, was ich hier erfahren habe, geht über Kameradschaft weit hinaus. Das grenzt an Nächstenliebe.«

Seine Tätigkeit als Ausbilder kann er inzwischen nicht mehr ausüben. Stattdessen hilft er nun regelmäßig als Physiotherapeut bei den Sanitätern aus: Er bringt Wärmetapes an und macht Übungen mit Soldaten, die sich beim Sport verletzt haben.

Zugleich kämpft Engin seit vier Jahren mit dem Bundesamt für Personalmanagement der Bundeswehr in Düsseldorf. Dort wird entschieden, wie stark seine Krankheit bei der Arbeit berücksichtigt wird. Eine Einsatzschädigung berechnet die Bundeswehr in Prozenten. Es klingt dann so, als würde über ein kaputtes Flugzeugtriebwerk gesprochen. Tatsächlich geht es darum zu bestimmen, wie belastbar ein Soldat noch ist und welche seiner Einschränkungen auf den Kriegseinsatz zurückgehen. In Engins Fall wurde diese Entscheidung »nach Aktenlage« getroffen, wie er sagt, ohne dass er dafür ärztlich noch mal genau untersucht worden wäre.

Vor zwei Jahren hat Engin erstmals Einspruch eingelegt, weil die Bundeswehr-Bürokratie ihn für gesünder hält, als er ist – zumindest sehen er und die Ärzte, die ihn bisher behandelt haben, das so. Vor fünf Monaten wurde ihm endlich angekündigt, er werde bald einen Termin mit einem Arzt bekommen. Aber er wartet bis heute darauf. Inzwischen hat er sich einen Anwalt genommen, der ihm vom Deutschen Bundeswehrverband gestellt wurde.

Nach einem Krieg leiden einige Soldaten sehr, andere scheint es kaum zu belasten. Warum? Mit Mut und Feigheit hat es nichts zu tun. Es gibt Soldaten, die im Einsatz keinen Moment der Schwäche gezeigt haben und hinterher dennoch zusammengebrochen sind. Entscheidender scheint stattdessen zu sein, wie die Gewalt wahrgenommen wurde.

In der Bundeswehr wird über Gewalt oft in Abstraktionen gesprochen. Wenn geschossen wurde, sagen Soldaten zum Beispiel, dass »auf den Feind gewirkt« wurde. (Im offiziellen Glossar der Bundeswehr heißt es: »Das Schießen mit der Waffe wird allgemein als Wirken bezeichnet, da es eine bestimmte Wirkung im Ziel erreicht.«) Manchen Soldatinnen und Soldaten gelingt es ziemlich gut, die Grausamkeit des Krieges nicht an sich heranzulassen. Bei Engin hat man dagegen den Eindruck, dass die Euphemismen nie verfangen haben.

Auf die Frage, wie er es erlebt habe, auf Menschen zu schießen, wird er das einzige Mal im Gespräch richtig wütend: »Ich werde das so oft gefragt, und ich empfinde das inzwischen als Frechheit. Das waren keine Kaninchen oder Rehe, das waren Menschen auf der anderen Seite, mit Ängsten, Träumen und Gefühlen. Ich weiß, dass ich in Afghanistan einigen Menschen großes Leid zugefügt habe. Damit muss ich leben.«

Selbst über den Attentäter, dessen Anschlag er knapp überlebt hat, sagt er: »Das war ein Junge. Der war noch nicht einmal im Stimmbruch, zwölf Jahre alt vielleicht. Der ist an dem Tag mitgestorben. Das darf man nie vergessen.«

Es gibt viele Formen des Mutes. Eine besteht vielleicht darin, die Beschönigungen nicht zu akzeptieren, die andere einem vorsetzen.

»Krieg ist richtig scheiße«, sagt Engin. »Was wir Menschen uns gegenseitig antun, ist einfach unglaublich. Ich habe mir das vorher nicht vorstellen können.«

Der Soldat, der ein Kind retten konnte und sechs nicht

Es war noch dunkel, als 160 deutsche Fallschirmjäger am 20. Oktober 2008 ihr Lager in Kunduz verließen. In der Morgendämmerung errichteten die Soldaten Checkpoints außerhalb des Dorfes Haji Amanullah. Sie sollten die Zufahrtsstraßen sperren, während die afghanische Armee nach Sprengstoff suchte.

Niemand hatte daran gedacht, dass Markttag war. Als die Sonne aufging, erschienen Hunderte von Menschen auf der Straße, die Obst, Gemüse und andere Waren trugen. Die Deutschen hielten sie anfangs auf. Aber die Dorfbewohner wurden immer frustrierter, als man sie stundenlang zurückhielt. Der Sicherheitsabstand zu ihrem Fuchs-Panzer schrumpfte, bis die Menschen direkt an den Fahrzeugen standen.

Es war Mittag, als Jan Berges den Knall hörte. Er spürte die Druckwelle, dann sah er die Staubwolke einige Hundert Meter entfernt dort, wo vier Bundeswehrsoldaten ihren Mungo, ein gepanzertes Transportfahrzeug, geparkt hatten. »Zwei unserer Männer kamen uns auf der Straße entgegen, einer von ihnen taub von der Explosion, der andere mit Schnitten im ganzen Gesicht«, erzählt Berges heute. »Vor dem Fahrzeug sahen wir Körper liegen. Sieben afghanische Kinder und einen von uns.«

Der deutsche Soldat am Boden hieß Patrick Behlke, ein junger Stabsunteroffizier, mit dem Berges einige Jahre zuvor mit einer Gruppe Soldaten im Skiurlaub gewesen war. Eng befreundet waren sie nicht, aber sie kannten sich gut. Behlke ist ehemaliger brandenburgischer Jugendmeister im Mountainbiken, ein Ausdauersportler, der auch Marathons lief und an 100-Kilometer-Märschen teilnahm. »Wir sahen, dass er sich noch bewegte. Zumindest haben wir uns das hinterher eingeredet«, sagt Berges. Der Mungo explodierte alle paar Sekunden aufs Neue. »Wir haben das zunächst gar nicht verstanden«, sagt Berges. Im Inneren des Transportfahrzeugs gingen deutsche Splittergranaten, ihre eigene Munition, in die Luft.

Berges und die anderen konnten sich nur langsam hinter einem gepanzerten Fahrzeug nähern. Sie bargen erst die Kinder. Fünf der Kinder waren schon tot. Behlke, der verwundete Soldat, lag am dichtesten neben dem Fahrzeug. Er war am schwersten zu erreichen. Als Berges und ein weiterer Soldat versuchten, zu ihm zu laufen, wurden sie von der Wucht der Explosionen von den Füßen gefegt und in einen Graben geschleudert. »Wir lagen da, haben uns angeschaut,

uns gefragt, ob wir das jetzt wirklich machen wollen. Dann sind wir wieder aufgestanden und losgerannt.«

Beim zweiten Mal packten sie ihn an den Armen und zogen ihn in den Graben am Straßenrand. »Er hat noch zwei Mal geatmet, und dann war es vorbei«, sagt Jan Berges. Behlke war tot.

Als Nächstes versuchte Berges, eines der zwei lebenden Kinder zu retten, einen kleinen Jungen, vielleicht vier oder fünf Jahre alt. Aber in seinem Medizinbesteck war alles zu groß: die Schläuche, die Spritzen, die Morphinportionen. Berges wollte die Atemwege des blutenden Kindes freihalten, indem er ihm einen Guedel-Tubus, ein hartes Plastikrohr, in den Rachen schob. Auch der passte nicht. Er gab dem Jungen eine kleine Menge Schmerzmittel. Kurz darauf starb er in seinen Armen. Am Ende war die einzige Überlebende ein afghanisches Mädchen, die ältere Schwester des toten Jungen. Berges schätzte sie auf etwa sechs Jahre. Ein Hubschrauber flog sie ins Bundeswehrlazarett. Sie überlebte mit schweren Knochenbrüchen.

Er gab dem Jungen eine kleine Menge Schmerzmittel. Kurz darauf starb er in seinen Armen.

Bei der Ehrung, acht Monate später, sah Jan Berges sehr jung aus neben den anderen Soldaten. Der Ausgeh-Anzug saß etwas weit, die Hose schlackerte locker um seine Beine, als Angela Merkel ihm die Medaille an der Brusttasche befestigte. Er überragte sie um einen Kopf. Die Kanzlerin führte ihn und die anderen selbst durchs Kanzleramt. Sie zeigte ihnen ihr Büro, trank ein Glas Sekt mit ihnen, machte Small Talk. »Die war wirklich nett«, sagt Berges. »Die Auszeichnung war mir am Ende trotzdem egal. Als Held habe ich mich sicher nicht gefühlt.«

Berges war in herumfliegendes Granatenschrapnell gesprungen. Er hatte sein Leben für andere riskiert. Er und die anderen hatten einem Mädchen das Leben gerettet. Aber so viel an diesem Tag war auch vergeblich gewesen. Patrick Behlke war gestorben, ebenso wie ein weiterer Bundeswehrsoldat, Roman Schmidt, der im selben Wagen gesessen hatte. Sechs Kinder hatten ihr Leben verloren. Und selbst die Geschichte des Mädchens, das überlebte, war mit komplizierten Gefühlen verbunden. Als Berges und die anderen danach das Mädchen im Krankenhaus besuchten, um ihr einen Teddybär zu bringen, traf er ihre Eltern an. Die waren nicht etwa dankbar, dass ihre Tochter gerettet war, sondern wütend, weil ihre Kinder durch die Bundeswehr zum Ziel geworden waren. Berges erinnert sich daran, dass sie sogar versuchten, eine Entschädigung von den Deutschen einzufordern.

Im entscheidenden Moment hatte Berges, so erzählt er es, kaum Zeit, Angst zu spüren. »Dieser kleine Moment, in dem man sich entscheidet aufzuspringen, ist ja schon die ganze Tat«, sagt er. »In wenigen Sekunden ist alles vorbei.«

Treffen mit Berges auf einem kleinen Flugplatz im Saarland, er ist ein großer Mann mit hellen blauen Augen. Es strengt ihn merklich an, sich jene Erlebnisse wieder ins Gedächtnis zu rufen. An den Namen des Mädchens erinnert er sich zum Beispiel nur noch vage. Er meint, dass sie Amina hieß.

Berges ist immer noch bei den Fallschirmjägern. Eigentlich soll er an diesem Tag noch aus einem Flugzeug springen. Aber das Wetter ist schlecht, und das Flugzeug steht am Mittag immer noch in Magdeburg. Die Soldaten standen den ganzen Vormittag lang im Nieselregen auf dem Flughafen. Sie haben viel geraucht, literweise Kaffee getrunken, aber nach fünf Stunden ist klar, dass an diesem Tag niemand mehr springen wird.

Soldaten verbringen viel Zeit mit Warten. Sie sind leere, ausgedehnte, unausgefüllte Stunden gewohnt. Und dann geht manchmal alles so schnell, dass es hinterher schwer greifbar ist.

Der Soldat, der befohlen anzugreifen

Nur ein hoher Offizier hat das Ehrenkreuz für Tapferkeit bisher erhalten. Jared Sembritzki war Oberstleutnant, als er es bekam. Heute ist er Brigadegeneral. Er hat 2000 Menschen unter sich.

Beim Ehrenkreuz für Tapferkeit war von Anfang an klar, dass es irgendwann auch um das militärische Kerngeschäft gehen würde: angreifen, verwunden, töten. Und es gab von Anfang an die Befürchtung, dass sich durch diese Ästhetisierung des Krieges etwas fundamental verschieben würde. Sembritzki schien dann diese Vorbehalte zu bestätigen. Seine Auszeichnung ist die umstrittenste der vergangenen zwölf Jahre.

Im Sommer 2010 war er Kommandeur der Quick Reaction Force 5 in der Provinz Baghlan, im Norden von Afghanistan. Sembritzki befehligte 500 Soldaten, vor allem Gebirgsjäger und 50 Panzergrenadiere. Sie gehörten zum kleinen Kreis jener deutschen Truppen, die sich dauerhaft außerhalb eines befestigten Lagers bewegten. Sie lebten vier Monate lang in einem kleinen Außenposten in der Nähe des Baghlan-Flusses auf einem Hügel, wo sie ihre Fahrzeuge als Wagenburg aufstellten und Schützengräben aushoben.

Jared Sembritzki ist unter hohen deutschen Offizieren eine seltene Erscheinung. Einer, der mit seinen Soldaten auf Luftmatratzen unter Zeltplanen schläft, wochenlang Ein-Mann-Packungen mit Fertignahrung isst, sich in Campingduschen vor aller Augen wäscht, mit seinen Soldaten Patrouille fährt und sich beschießen lässt. Und der so freimütig und so kalt über das Töten spricht. Der General ist ein groß gewachsener Mann, schmale Lippen, kantiges Kinn. Er ist gerade von der Bundeswehr an die US-Armee in Wiesbaden abgestellt, wo er als Stabschef für den Oberkommandeur der

us-Streitkräfte in Europa und Afrika arbeitet. Es ist einer der prestigeträchtigsten Posten, die die Bundeswehr zu vergeben hat.

Sembritzki ist ein beliebter Kommandeur. Er hat einen Instagram-Account, auf dem ihm Soldaten aus dem Afghanistan-Einsatz immer wieder Nachrichten hinterlassen. Unter dem Foto eines brennenden Fahrzeugs auf einer afghanischen Landstraße schrieben ihm gleich mehrere: »Herr General, mit Ihnen jederzeit wieder«, oder: »Herr General, es war mir eine Ehre!«

Als Sembritzki mit seinen Truppen in Baghlan ankam, war kurz zuvor eine kleine Gruppe von ehemaligen islamistischen Kämpfern auf die Seite der afghanischen Regierung übergelaufen. Überläufer waren selten, und die NATO wollte weitere Deserteure ermutigen. Sembritzki sollte mit den Abtrünnigen zusammenarbeiten. Sie hatten zur Gruppe des Warlords Gulbuddin Hekmatyar gehört. »Das waren letztlich Verbrecher, ziemlich finstere Gestalten«, sagt Sembritzki über die Überläufer. »Die hatten die Leute da erpresst und ihnen Schutzgeld abgenommen. Aber ich war auch ziemlich froh, dass die nicht meine Feinde waren.«

Sembritzki sollte die Überläufer vor Racheakten schützen. Er beließ deutsche Truppen im Dorf Shahabuddin, wo die Überläufer zu Hause waren. Er half ihnen, eine Art Festung zu bauen, mit Schutzwällen und Wachtürmen. Lange Zeit passierte wenig. Die Deutschen zogen wieder ab.

»Ich lag schon im Bett, als der Anruf kam, dass die angegriffen werden«, sagt Sembritzki. Die deutschen Soldaten sahen von ihrem Hügel aus, wie zehn Kilometer entfernt gekämpft wurde. Aber sie kamen nicht hin. »Die hatten die einzige Brücke gesprengt und den ganzen Weg dorthin mit Straßenbomben gespickt«, sagt Sembritzki. Eine Zeit lang kamen noch Textnachrichten an, dann wurde es still. Sembritzki ahnte, dass in Shahabuddin niemand mehr am Leben war.

In diesem Moment entschied sich Sembritzki, etwas zu tun, das kein Vorgesetzter ihm befohlen hatte und das seine afghanischen Verbündeten von der offiziellen afghanischen Nationalarmee für sinnlos hielten: Er ließ angreifen, mit allen Soldaten, die er auf bringen konnte, mit Schützenpanzern, Fliegerbomben und Mörsern.

Auf dem Weg nach Shahabuddin kamen den Deutschen bereits afghanische Familien entgegen, die nicht zwischen die Fronten geraten wollten. Sie trugen ihr Hab und Gut auf Karren mit sich, all ihr Vieh, ihre Kühe und Ziegen, führten sie davon.

Die Gefechte dauerten drei Tage. Die Taliban hatten sich in befestigten Stellungen eingegraben. Sie verteidigten sich erbittert. Zwischendurch gerieten selbst die Schützenpanzer in derart heftiges Feuer, dass sie nicht mehr weiterkamen. Sembritzki gab den Abwurf einer 2000-Pfund-Bombe

von einem US-Jet frei. »Da zitterte die Erde, man spürte den Druck am ganzen Körper, und dann ging eine riesige Staubwolke hoch, die den ganzen Tag über dem Tal hing. Danach war absolute Stille«, sagt Sembritzki. »Man hatte das Gefühl, dass selbst die Vögel aufgehört hatten zu singen.«

Die NATO hat in Afghanistan prinzipiell die getöteten feindlichen Kämpfer nicht gezählt. Auch nach diesem deutschen Angriff nicht. Sembritzki schätzt dennoch, dass sie eine »mittlere bis hohe zweistellige Zahl Aufständischer« getötet haben.

Als die ersten deutschen Truppen in Shahabuddin ankamen, sahen sie überall die Leichen der Überläufer liegen. »Die Taliban haben die abgeschlachtet«, sagt Sembritzki. Unter den Toten war auch der Kommandeur, mit dem Sembritzki wenige Tage zuvor Tee getrunken hatte. Sembritzki zeigt das Foto von dessen Leiche inzwischen in seiner Powerpoint-Präsentation über den Afghanistan-Einsatz, die er manchmal vor anderen Offizieren hält. »Der sieht übel aus, aber man erkennt ihn.«

Unter den deutschen Gebirgsjägern gab es damals während des ganzen Einsatzes mit Sembritzki keine Toten, nur einige Leichtverletzte. Dass er alle lebendig nach Hause gebracht hat, wird Sembritzki bis heute hoch angerechnet. Auch wenn es teilweise großes Glück war. In der Kaserne in Bad Reichenhall kann man heute den Helm von Valeri Müller bestaunen, der ein Loch hat, groß wie ein Mantelknopf. Müller war aus nächster Nähe in den Kopf geschossen worden. Die Kugel ging einmal durch seinen Helm durch, verbrannte seine Haare und trat auf der anderen Seite wieder aus. Müller stand sofort wieder auf und erschoss die Angreifer, wofür auch er später das Ehrenkreuz für Tapferkeit erhielt.

Als die ersten deutschen Truppen in Shahabuddin ankamen, sahen sie überall die Leichen der Überläufer liegen.

Seinen umstrittensten Befehl gab Jared Sembritzki am Tag, nachdem die Bundeswehr Shahabuddin zurückerobert hatte. Als die Eindrücke der vorigen Tage noch frisch in den Köpfen waren. Auf einem Feld entdeckten seine Soldaten zwei Männer, die Funksprüche absetzten. Sembritzki sagt, dass die gleichen Funksignale über Wochen hinweg immer wieder vor und bei Angriffen entdeckt worden waren.

Er erkannte die Männer nur als Punkte auf einem Monitor, durch die Überwachungsbilder einer Drohne. Waffen konnten die Bundeswehrsoldaten auf den unscharfen Bildern nicht entdecken. Sembritzki ließ sie drei Mal mit Mörsern beschießen. Die Geschosse gingen laut Sembritzki fast einen Kilometer daneben. »Meine Mörserschützen haben da das erste Mal im ganzen

Einsatz scharf schießen dürfen, nicht nur mit Leuchtspurnmunition, und das ging komplett daneben«, sagt Sembritzki. »Ich war stocksauer.« Hinterher sagten sowohl eine Rechtsberaterin als auch die Luftleitoffiziere der Bundeswehr, sie hätten Sembritzki von dem Angriff abgeraten, weil sie zivile Opfer befürchtet hätten.

Monate später prüfte der Generalbundesanwalt ein Verfahren gegen Sembritzki wegen Kriegsverbrechen. »Meine damalige Frau saß weinend im Bett, als der Brief aus Karlsruhe ankam«, sagt Sembritzki. Auch das ARD-Magazin *Fakt* und die Berliner Zeitung *Tagespiegel* berichteten über Sembritzki. In der Öffentlichkeit entstand schnell das Bild eines Offiziers, der sich im Einsatz irgendwann nicht mehr um Regeln scherte.

Die Juristen in Karlsruhe sahen nicht einmal einen Anfangsverdacht. Die zwei Personen, die auf dem Feld gefunkt hatten, seien »legitime militärische Ziele« gewesen, heißt es in einem Schreiben der Generalbundesanwaltschaft vom 16. Januar 2012. Es hätten sich auch keine Häuser in der Nähe befunden, die Sembritzki mit dem Beschuss in Gefahr gebracht habe, wie es etwa im *Tagespiegel* berichtet worden war. Es gebe keine Hinweise darauf, dass überhaupt jemand zu Schaden gekommen sei.

Im September 2011 bekam Jared Sembritzki durch den damaligen Verteidigungsminister Thomas de Maizière das Ehrenkreuz für Tapferkeit verliehen, für »Mut, Führungskönnen, Entschlusskraft« und den »selbstlosen Einsatz im Angesicht des Feindes«, wie de Maizière sagte. Omid Nouripour, der Verteidigungsexperte der Grünen im Bundestag, sagte danach im *Tagespiegel*, die Auszeichnung für Sembritzki sei »ein fatales Signal« – jemand, der sich derart über Einsatzregeln hinwegsetze, dürfe nicht belohnt werden. Der General selbst sagt, dass er das allermeiste genauso wieder machen würde. Die Auszeichnung versteht er als »Bestätigung, dass wir in Baghlan das Richtige getan haben«.

Es verschob sich damals etwas im deutschen Verhältnis zur Gewalt: Sie war nicht mehr nur ein notwendiges Übel. Wenn deutsche Soldaten angriffen und töteten, konnte das nun explizit ein Anlass für Auszeichnungen und öffentliche Ehrungen sein.

In ihrem großen pazifistischen Essay *Drei Guineen* schreibt die britische Schriftstellerin Virginia Woolf, dass das »Zurschaustellen von Wert irgendeiner Art« mithilfe von »Metallstückchen, Bändern, farbigen Überwürfen oder Talaren« eine Barbarei sei, die nur dazu diene, »junge Männer durch ihre Eitelkeit dazu zu verlocken, Soldaten zu werden«. Sie glaubte, der Hang zur Kriegstreiberei könne nur überwunden werden, wenn man die speziell männliche Ästhetisierung des Kämpfens verweigere.



Obwohl es ihm an Selbstvertrauen nicht mangelt, sagt Sembritzki, er tue sich schwer damit, als Einzelner hervorgehoben zu werden. »Ich wurde letztlich ausgezeichnet dafür, dass meine Truppe so gut gekämpft hat. Das habe ich ja nicht alleine gemacht.«

Die Monate in Baghlan sind heute für Sembritzki anscheinend weit weg. Er hat eine anstrengende Aufgabe, die er vor allem vom Schreibtisch aus erledigt. Alle Informationen für den US-amerikanischen Europa-Kommandeur laufen bei ihm zusammen. Wenn Hubschrauber vom Balkan ins Baltikum verlegt werden, muss Sembritzki sich genauso darum kümmern wie um Großübungen mit Tausenden Soldaten.

Sobald er über den Afghanistaneinsatz in Baghlan redet, schleicht sich manchmal etwas ein, das nach Sehnsucht klingt. »Ich habe da ein hohes Maß an Freiheit, Selbstständigkeit und Verantwortung empfunden«, sagt er. »Ich konnte meine eigenen Entscheidungen treffen. Die ganzen Neunmalklugen, die waren in Baghlan weit weg.« Es falle ihm letztlich schwer, den ganzen Tag im Büro zu sitzen. »Ich bin hier lebendig begraben«, sagt Sembritzki.

Der Soldat, der jetzt auf Scheiben schießt

Der Raum des Schützenvereins Etzhorn in Oldenburg ist ungeheizt, der Betonboden kalt, die Lichter ausgeschaltet, das Vereinslokal leer. Es ist ein eisiger Januartag, man sieht den Atem in der Halle. Tim Focken ist der Einzige hier. Der Schützenverein ist wegen der Pandemie geschlossen. Nur er kommt seit Monaten jeden Tag für einige Stunden, um mit dem Kleinkalibergewehr zu schießen.

Der Lauf braucht 15 Schuss, bis er die richtige Temperatur hat. Man sieht die Einschüsse mit bloßem Auge nicht. Das Ziel ist 50 Meter entfernt, ein schwarzer Punkt, groß wie eine Handfläche. Nur über einen Computer erkennt Focken, wie genau er getroffen hat.

Beim Sportschießen geht es darum, 60 Schuss innerhalb von 60 Minuten in dasselbe Ziel zu setzen. Es hat eine Monotonie, einen eigenen, langsamen Rhythmus. Man scheitert dabei immer etwas an sich selbst, am Schwanken und Zittern des Körpers und an den Gedanken im Kopf.

Focken bereitet sich seit sieben Jahren auf die Paralympischen Spiele vor. Er hat diesem Ziel alles untergeordnet, war in den vergangenen Jahren oft 270 Tage im Jahr unterwegs, hat die Einschulung seines Sohnes verpasst, die Geburtstage seiner Tochter, aber dann wurden die Spiele in Tokio um ein Jahr auf August und September 2021 verschoben, und so trainiert er hier noch immer.

Das filigrane, metallene Sportgewehr ruht auf einer Metallfeder auf dem Tisch. Seinen linken Arm kann Focken nur noch zu 30 Grad vom Körper

abspreizen. Sein Schultergelenk wurde von den Chirurgen im Bundeswehrkrankenhaus so gut es ging mit zwei Platten und 16 Schrauben wieder zusammengesetzt, nachdem die Kugel es zertrümmert hatte.

Focken erinnert sich an den Tag seiner Verwundung nur in Bruchstücken. Er weiß, dass er auf einem Hausdach lag, in einem Dorf im Distrikt Char Darah nahe Kunduz. Dass sie angegriffen wurden, dass Kugeln und Panzerfäuste aus drei Richtungen kamen. Irgendwann robbte er weiter nach vorn auf dem Dach, um besser sehen zu können. In der Ferne glaubte er eine Bewegung zu erkennen. Dann spürte er etwas, das sich anfühlte wie ein Starkstromschlag. Er versuchte, die Leiter hinunterzuklettern, aber der linke Arm bewegte sich nicht mehr. Hier setzt seine Erinnerung kurz aus.

Als er wieder zu sich kam, waren die Schmerzen unerträglich. Der Sanitäter brauchte mehrere Versuche, bis er endlich den Autoinjektor mit Morphium durch die reißfeste Hose gejagt hatte. Die Kugel des Scharfschützen war vorn in Tim Fockens Schulter eingedrungen. Sie steckte intakt zwischen den Platten seiner Kevlar-Weste, hinter seinem zertrümmerten Schulterblatt. Hätte der Schütze wenige Zentimeter weiter links getroffen, wäre es vorbei gewesen.

Niemand weiß besser als Focken, was für eine Nuance sein Leben rettete, eine Verschiebung des Körpers beim Atmen vielleicht, ein leichtes Zittern des Schützen, ein Windstoß aus den Bergen oder vom Fluss.

Der Schmerz, sagt Focken, war kaum auszuhalten. Aber er bestand darauf, selbst zum Rettungshubschrauber zu laufen. Als sie losrannten, knallte es überall. Er fühlte sich schutzlos ohne sein Gewehr. Dann hörte er die Rotoren hoch über sich in der Luft. Der Hubschrauber setzte zum Landen an, setzte kurz auf dem Boden auf und musste dann wieder abdrehen, als eine Panzerfaust direkt in der Nähe explodierte.

Focken lag danach in einem ausgetrockneten Graben neben einem Sanitäter, wie lange, weiß er nicht mehr. Direkt neben ihm deutsche Soldaten, die aus allen Rohren feuerten. »Ich dachte: Hier sterbe ich also. In dem Moment bin ich gedanklich komplett weggetreten. Ich war auf einmal bei meiner Frau und meinem wenige Monate alten Sohn. Es war alles so unwirklich.«

Als der Helikopter doch noch landete, weigerte sich Focken, sich tragen zu lassen. »Ich hatte das Gefühl, komplett versagt zu haben. In dem Moment wollte ich bloß niemandem mehr zur Last fallen.« Er sprintete selbst hin. Der Helikopter schoss nach oben, presste ihn in den Sitz. Durchs Fenster sah er den Rauch und die Explosionen am Boden. Er spürte, sagt er heute, keine Erleichterung.

Er wurde nach Koblenz geflogen, kaum 17 Stunden nach seiner Verwundung lag er auf dem Operationstisch. »Ich bin nach der OP benebelt aufgewacht, habe aus dem Fenster geschaut und gesehen: Ich bin wieder in Deutschland. Ich bin in Sicherheit. Und dann kam dieses Gefühl, wie so ein Schauer im Nacken. Schuldgefühle.«

Er glaubt bis heute, dass er die anderen im Stich ließ, als er sich zu weit aus der Deckung wagte. Er hielt das lange Zeit für einen kaum verzeihlichen Fehler. Denn Focken wusste ab der Sekunde seiner Verwundung, dass sich nun andere Menschen in Lebensgefahr begeben würden, um ihn zu retten: diejenigen, die ihn vom Dach hievten, die Sanitäter, die ihn beim Laufen stützten, die Helikopterpiloten, die im Kugelhagel landen mussten.

Focken sagt, er sei immer Perfektionist gewesen. Er dachte, dass ihm so etwas nicht passieren könnte. Dass er jede Situation kontrollieren könnte. Diese Illusion war plötzlich zerstoben.

Als ihm einige Monate später mitgeteilt wurde, dass er das Ehrenkreuz für Tapferkeit bekommen sollte, für seinen Mut und seine Selbstkontrolle an jenem Tag, war sein erster Impuls, es abzulehnen.

»Ich konnte damit nicht umgehen«, sagt er. »Ich habe mich ja überhaupt nicht als Held gefühlt.« Er fuhr nach Seedorf, jenen Ort zwischen Bremen und Hamburg, wo die Fallschirmjäger-Kaserne liegt, und fragte jene, die am Tag seiner Verwundung dabei gewesen waren, einzeln um Erlaubnis. Erst als sie ihm ihren Segen gegeben hatten, nahm er die Medaille an.

Focken sagt, er sei immer Perfektionist gewesen. Er dachte, dass ihm so etwas nicht passieren könnte. Dass er jede Situation kontrollieren könnte.

Focken hat durch Zufall zum Sportschießen gefunden, bei einem Sportwettbewerb für verwundete Veteranen. Schnell sahen die Trainer, dass er talentiert war. Er wurde Sportsoldat. Focken ist weiter angestellt bei der Bundeswehr, führt aber das Leben eines Spitzensportlers. Innerhalb kürzester Zeit stieß er zur Weltspitze vor, errang bei der Weltmeisterschaft den vierten Platz. Er hat viele Interviews gegeben, über seinen Sport, seinen Traum von Tokio, seine Verwundung. Aber nie hat er dabei über den Orden gesprochen.

Ende Mai 2021 fährt Focken zu den Qualifikationstwettkämpfen für die Paralympischen Spiele in Tokio. Er hat zwei schlechte Tage. Im entscheidenden Durchgang ist er so nah dran, dass er sein Scheitern selbst kaum fassen kann. Wäre nur eine einzige Kugel drei Millimeter dichter an der Mitte des Zielspiegels gelandet, hätte es gereicht.

Mehrere Wochen lang weiß er nichts mit sich anzufangen. Er sagt, dass er tagelang nur in seinem Garten gestanden und vor sich hin gestarrt hat. Er

fragt sich, ob es vielleicht doch etwas mit dem Einsatz zu tun hat, dass er im entscheidenden Moment versagte.

Dann, Mitte Juni, gibt es noch einen letzten Wettkampf, in dem einer seiner Kollegen einen extra Startplatz für das deutsche Team ergattern kann. Der Wettkampf findet in Lima statt. Focken trinkt drei Bier und schafft es vor Nervosität nicht, den Livestream zu gucken. Um 23.30 Uhr schaut er auf sein Handy. Er fährt doch nach Tokio.

Der Soldat, der keine Chance hatte

Es ist niemand zu sehen in Hermsdorf, Brandenburg. Das Dorf liegt geisterhaft in der Abendsonne. Neben der Kirche grasen Kühe auf einem Feld. Der Raps steht gelb auf den Feldern, wie damals auch. Seine Schwester hat das fotografiert, zwei Tage nach seinem Tod, den Blick von seinem Garten aus auf das Rapsfeld. Daniel Wirths Grab liegt neben dem kleinen Kirchturm. Frische Rosen und Nelken liegen da und zwei Kränze. Sein Todestag ist zwei Wochen her. Wirths Grab ist das Einzige, auf dem eine Statue steht: die Figur eines Engels, der seine Hand ausgestreckt über den Stein hält. In den Stein gemeißelt wurde der Satz: »Wir stehen hier und träumen von dir und deinem Lachen.«

Es gibt ein Foto, das zwei Jahre vor seinem Tod aufgenommen wurde, im Joint Combat Outpost Khilagay, einer US-Basis in der Provinz Baghlan, Nordafghanistan. Daniel Wirth steht da und macht Zimmermannsarbeiten, einen Holzbalken in der Hand, der ihm bis zur Brust reicht. Er hatte ein großes, warmes Lachen: mit Falten um die Augen und Grübchen auf den Wangen.

Seine Eltern leben 60 Kilometer entfernt, in Obergurig, einem hübschen Ort etwas außerhalb von Bautzen. Die Spree fließt direkt an der Schule vorbei. Die Eltern lernten sich auf der Kinder- und Jugendsportschule »Artur Becker« in Dresden kennen, einem der Sportinternate der DDR, die viele Medaillengewinner der DDR bei Olympischen Spielen durchlaufen hatten. Er war ein junger Nachwuchstrainer, sie eine talentierte 400-Meter-Läuferin, als Schülerin schon im Olympiakader für die Spiele in Montreal. Die 400 Meter lief sie in 56 Sekunden. Er war 22, fünf Jahre älter als sie.

Ihre Beziehung hielten sie zunächst geheim, sie verlobten sich ohne Genehmigung der Sportfunktionäre. Sie wurde mit 19 Jahren schwanger. Danach flogen beide aus dem Internat. Zu Olympia fuhr sie nie.

Stattdessen zogen sie nach Obergurig, in seinen Heimatort. Drei Kinder zogen sie dort groß, er arbeitete als Sportlehrer, sie als Erzieherin.

Die Eltern waren nicht traurig, als die DDR kollabierte. Sie behielten ihre Jobs. Sie fuhren jetzt in den Westen in den Urlaub, nach Berchtesgaden und Südtirol in den Skiurlaub. Daniel Wirth wurde Zimmermann, dann bewarb er sich als Unteroffizier bei der Bundeswehr. Er kam zu den Gebirgsjägern in

Bischofswiesen. »Ich sehe ihn heute noch in seinem blauen Adidas-Pullover winken, als er mit dem Zug nach Berchtesgaden abgefahren ist«, sagt Martina Wirth.

In seinen Dienstzeugnissen aus dieser Zeit wird er von seinen Vorgesetzten als still, etwas schüchtern, manchmal ein wenig nervös, aber auch zuverlässig, freundlich, belastbar und verantwortungsbewusst beschrieben. Er könne sich gut selbst überwinden, er helfe Schwächeren »aus eigenem Antrieb«.

Nach sechs Jahren in der Bundeswehr bestand Wirth den harten Aufnahmetest zum Kommando Spezialkräfte, dem KSK, der extrem auf Geheimhaltung bedachten Spezialeinheit der Bundeswehr. Er sprach nun zu Hause kaum noch über das, was er bei der Arbeit machte. Kurz darauf heiratete er und wurde Vater von zwei Töchtern. Er nahm sich zweimal ein Jahr Elternzeit. 2013 zog er zum zweiten Mal in den Krieg, nach Afghanistan. Seine Kompanie war bereits dort. Der Ruf des KSK beruhigte seine Eltern und seine Schwestern. Nie war ein Soldat der Eliteeinheit bei einem Einsatz gestorben.

»Ich hatte überhaupt keine Sorge, dass ihm etwas passieren könnte«, sagt Kathrin Wirth-Torrente, seine ältere Schwester, die inzwischen in den USA lebt. »Das sind die besten Soldaten, die es gibt. Wie konnte ihm etwas geschehen, wenn er mit ihnen dort war?« Seine Mutter beruhigte er vorher. Er sagte: »So schlimm ist das gar nicht.«

Was in Afghanistan passierte, ist größtenteils verdeckt durch die Geheimhaltungspolitik des KSK. Einige Details hat die Bundeswehr veröffentlicht, andere hat der *Spiegel*-Journalist Matthias Gebauer öffentlich gemacht: Daniel Wirth und 16 andere KSK-Soldaten kamen demnach der afghanischen Polizei zu Hilfe, bei einem Gefecht in einem bewaldeten Gebiet. Sie wurden von den Afghanen im Stich gelassen. Ein US-Flugzeug warf einen Bombenteppich über dem Waldstück ab, wo sich die Taliban-Kämpfer verschanzt hatten. Einige Kämpfer hielten sich dabei unter einer dicken Plastikmatte versteckt. Die Wärmebildkameras des Bomberpiloten sahen sie nicht. Als die deutschen Soldaten das Waldstück durchsuchten, eröffneten sie das Feuer aus der Nähe. Daniel Wirth hatte keine Chance.

Martina und Harald Wirth waren in Berlin zu Besuch bei Freunden, als der Anruf kam. »Ich habe das Telefon irgendwo hingeschmissen und bin dort in den Wald gelaufen«, sagt seine Mutter. »Ich konnte es nicht glauben.« Die Tage danach zogen an den Wirths vorbei wie in einem bösen Traum.

Daniel Wirths Offizier drückte ihnen dessen Helm mit Durchschussloch in die Hand und fragte sie, ob sie ihn gleich mitnehmen wollen. Anhand von Fotos, Karten und Skizzen wurde ihnen erklärt, was passiert war, aber sie bekamen davon kaum etwas mit. Sie sahen den Körper ihres Sohnes zum

letzten Mal im offenen Sarg, die Spuren der Wunde auf der Wange, die, so gut es ging, vom Bestatter übertüncht worden waren.

»Sonnabende waren am schlimmsten«, sagt Martina Wirth. »Er ist an einem Sonnabend gestorben.«

»Ich habe angefangen, sie zu zählen. Erst nach 71 Wochenenden habe ich damit aufgehört«, sagt ihr Mann.

Sie fuhren schließlich auf Einladung der Bundeswehr nach Afghanistan, ins Camp in Khilagay. Auf dem Helikopterflug von Masari-Scharif saßen sie zwischen KSK-Soldaten, so erinnert sich seine ältere Schwester, die sich die Augen ausweinten. An den Ort, wo er gestorben war, kamen sie nicht. Zu gefährlich. Dennoch tat die Reise ihnen gut. »Ich habe mir den Daniel dann erst mitgebracht«, sagt seine Mutter. »Der war vorher für mich noch nicht da. Ich habe ihn erst im Flugzeug bei mir gehabt.«

Für den 22. September 2014, mehr als ein Jahr nach Daniel Wirths Tod, wurden sie eingeladen nach Berlin, ins Verteidigungsministerium. In einem holzgetäfelten Raum wurde die Tapferkeitsmedaille durch Ursula von der Leyen verliehen. Die damalige Verteidigungsministerin hielt Distanz zu den Wirths, so haben sie es empfunden. Sie habe eine knappe Rede gehalten, sich kurz mit ihnen unterhalten, dann sei sie wieder gegangen. »Es war ein kalter Akt«, sagt Harald Wirth. Nach der Verleihung nahm sich der Vater das große Foto seines Sohnes, das die Ministeriumsbeamten aufgestellt hatten.

In der Urkunde, die sie bekamen, steht, dass ihr Sohn die Auszeichnung für »besonders tapferes Verhalten bei außergewöhnlicher Gefährdung von Leib und Leben« bekomme. Wofür genau, wissen sie bis heute nicht. Den offiziellen Gefechtsbericht haben sie nie zu lesen bekommen. Die Wirths haben bis heute das Gefühl, dass ihnen etwas verheimlicht oder verschwiegen wird.

Zwanzig Jahre lang wurde der Afghanistan Einsatz durchgesetzt. Die Abgeordneten im Bundestag verlängerten die Mandate Jahr für Jahr aufs Neue, obwohl in Umfragen seit vielen Jahren nie mehr als 41 Prozent der Deutschen für den Einsatz waren. Wie sehr haben die Abgeordneten sich mit den Menschen, die leibhaftig in diesem Krieg steckten, auseinandergesetzt? Mit den deutschen Soldatinnen und Soldaten – aber auch mit den einheimischen Helferinnen und Helfern, die sich nun, nach dem Abzug der deutschen Truppen, schutzlos den Taliban überlassen sehen?

Als an einem Junitag 2021 die letzten Soldatinnen und Soldaten aus Afghanistan in Wunstorf bei Hannover landeten, war die Verteidigungsministerin Annegret Kramp-Karrenbauer gerade in den USA, die Kanzlerin Angela Merkel aß lieber mit den Richterinnen und Richtern des Bundesverfassungsgerichts zu Abend. Da war sie wieder, die Distanz.



Die Verleihung der Tapferkeitsmedaille hat den Wirths ihre Bitterkeit nicht genommen. Und es folgten weitere traurige Jahre. Daniel Wirths Eltern zerstritten sich mit ihrer Schwiegertochter, über das Grab, die Lebensversicherung, den Umgang mit den Enkelinnen. Die Schwiegertochter untersagte ihnen daraufhin jeden Kontakt mit Daniel Wirths Kindern. Zuletzt haben sie ihre Enkelinnen vor fünf Jahren gesehen, im Gerichtssaal, als sie erfolglos versuchten, ein Umgangsrecht zu erzwingen.

Nach dem Gespräch zeigt Harald Wirth das Dorf und den Garten. Er bleibt kurz vor einem kleinen Holzhaus stehen, das er in die Beete gebaut hat. Es reicht ihm bis zur Brust. Durch die Fenster sieht man eine kleine Spielzeugküche aus Holz. Er hat das Haus selbst gezimmert für seine Enkelinnen. Daniel Wirths Töchter haben es nie gesehen.

MARCUS. ANHÄUSER

Marcus Anhäuser, Jahrgang 1968, arbeitet seit über 20 Jahren als Wissenschafts- und Medizinjournalist und seit 2010 auch als Leitender Redakteur beim Projekt *Medien-Doktor.de* der TU Dortmund (Lehrstuhl Wissenschaftsjournalismus). Er hat für viele überregionale und regionale Print- und Online-medien als freier Autor und Redakteur gearbeitet (darunter *Süddeutsche Zeitung*, *Spiegel Online*, *National Geographic Deutschland*, *Handelsblatt*, *Rheinpfalz*) vor allem mit Themen zu Biologie und Medizin, ab 2005 einer der ersten deutschsprachigen Wissenschaftsblogger mit *Plazeboalarm.de*, Anfänge im Regionaljournalismus bei der *Rhein-Zeitung* Neuwied ab 1991. Seit 2018 Mitglied der *Riffreporter* mit der Wissenschaftsserie *#CRISPRhistory*, *Die Biografie der Genschere CRISPR/Cas9*.

Mehrfach unter den Top 10 der Wissenschaftsjournalisten des Jahres des *Medium Magazins*, 2011 Platz 3 (mit Holger Wormer) für *Medien-Doktor.de*; 2011 Nominierter für den Grimme Online Award 2011 (mit Holger Wormer, *Medien-Doktor.de*)



Joachim Budde, Jahrgang 1973, arbeitet seit dem Studium als freier Wissenschaftsreporter. Als Spezialgebiet hat er sich Insekten ausgesucht, weil sie eine einmalige Themenvielfalt ermöglichen: von unheimlichen kleinen Krabbeltieren bis zu Krankheitsüberträgern und Nahrungsmitteln der Zukunft. Er liebt das Radio, vor allem Features, die er für *Deutschlandfunk*, *WDR* und *Bayerischen Rundfunk* schreibt. 2017 stieß er zu den *Riffreportern* und arbeitet dort vor allem über Naturschutz, Umweltpolitik, Ornithologie und das Coronavirus. Auch da neigt er eher zur langen Form.



Mehrfach preisgekrönt und Robert-Bosch-Fellow. Seit 2021 im Vorstand von Freischreiber, Verband freier Journalistinnen und Journalisten.

Joachim Budde und Marcus Anhäuser sind nominiert in der in der Kategorie »Reportage« mit »Der Corman-Drosten-Test war eine Meisterleistung«, erschienen am 19. November 2021 auf [Riffreporter.de](https://www.riffreporter.de).

Der Corman-Drosten-Test war eine Meisterleistung

In Rekordzeit entwickelten Forscherinnen der Berliner Charité den ersten Corona-PCR-Test. Ihretwegen verlief die Pandemie in Deutschland anfangs harmloser als in anderen Ländern. Dennoch wurden sie angefeindet.

Am Silvesterabend des Jahres 2019

sitzt Victor Corman im Labor des Instituts für Virologie der Charité Berlin. Er hat einen eiligen Auftrag: Ein deutscher Patient ist in einem Land im Mittleren Osten schwer erkrankt und muss auf der Intensivstation behandelt werden: Verdacht auf eine Infektion mit dem MERS-Virus, einem Coronavirus, das Dromedare auf den Menschen übertragen. Sie kann tödlich verlaufen. Ein Krankentransport hat den Patienten nach Deutschland gebracht, ein Taxi fährt seine Probe nun ins Labor der Charité. Das Institut ist die zentrale Anlauf- und Beratungsstelle für Coronaviren in Deutschland, das sogenannte Konsiliarlabor für Coronaviren.

Victor Corman ist der stellvertretende Leiter des Labors. Sein Chef ist Christian Drosten, inzwischen eine Art Virologen-Superstar. Corman und die anderen Mitarbeiterinnen hingegen sind in der gesamten Pandemie kaum sichtbar gewesen. Dabei haben sie entscheidend dazu beigetragen, dass die Corona-Pandemie in Deutschland deutlich milder verlief als in anderen Ländern. Nicht zuletzt, weil Victor Corman federführend den ersten PCR-Test auf das *Severe acute respiratory syndrome coronavirus 2*, kurz SARS-CoV-2 entwickelt hat.

Während sich der Rest der Republik mit »Dinner for One« die Zeit bis zum Jahreswechsel verkürzt, startet Corman eine PCR in einer seiner Maschinen, um herauszufinden, ob sich der Patient tatsächlich mit dem MERS-Virus angesteckt hat. PCR ist die Abkürzung für *Polymerase chain reaction*, zu Deutsch Polymerase Kettenreaktion, eines der wichtigsten und zuverlässigsten Verfahren, um eine Infektion mit Viren nachzuweisen.

Silvester 2019: Wuhan meldet 27 Fälle einer rätselhaften Lungenentzündung

Die PCR braucht eine Weile. Corman liest in der Zwischenzeit eine Meldung der Nachrichtenagentur Reuters, die ihm ein Kollege per E-Mail geschickt hat: Darin wird berichtet, dass die chinesischen Gesundheitsbehörden in der Millionenstadt Wuhan in Zentralchina 27 Fälle einer viralen Lungenentzündung untersuchen. In den Sozialen Medien sind Gerüchte aufgekommen, das gefährliche SARS-Virus könnte zurückgekehrt sein.

Das SARS-Coronavirus-1 hatte in den Jahren 2002 und 2003 von China aus in einer kleinen Pandemie Menschen in vielen Ländern infiziert – knapp 800 von ihnen starben. In Wuhan beobachten die Ärztinnen dieselben Symptome wie bei Infektionen damals. »Hast Du das gesehen? Was ist denn da los?«, fragt der Kollege den Coronavirus-Experten Victor Corman in seiner Mail. Corman begibt sich auf die Suche nach weiteren Informationen in seinen Kanälen. Er durchforstet etwa das Virologen-Forum *Virological.org* und den Mailing-Dienst *PROMed-Mail* der *International Society for Infectious Diseases*.

Dass es sich bei den Wuhan-Fällen vielleicht nur um eine Grippe handelt, dafür spricht wenig und ist in der Virologen-Gerüchteküche praktisch kein Thema. Schließlich lassen sich Influenzaviren gut nachweisen. SARS-1 liegt indes im Bereich des Möglichen. Auch wenn dieses Virus seit 2004 wie vom Erdboden verschluckt ist und keine Fälle mehr aufgetreten sind.

Wie kann man ein neuartiges Virus bestimmen?

»Dann habe ich das gemacht, was ich schon länger machen wollte«, erinnert sich Victor Corman, als wir den Corona-Experten im September 2020 besuchen: »Ich habe meine Datenbanken aktualisiert, meine Virus-Sequenzen sortiert und meinen SARS-Coronavirus-Ordner auf dem Rechner auf den neuesten Stand gebracht.« Er spricht schnell und mit kräftiger Stimme. »Seit Beginn meiner Zeit in der Virologie verbringe ich immer wieder ein paar Stunden vor dem Computer und gucke mir Coronavirusgenome an.«

Es wird sich in Deutschland wohl kaum jemand finden, der sich so gut mit dem Erbgut der Coronaviren auskennt wie Victor Corman und Christian Drosten.

Während Corman die Virus-Sequenzen ordnet, fragt er sich: »Wie sähe der neue Erreger aus, wenn es ein Coronavirus wäre? Nach welchen Sequenzen seines Genoms müsste ein PCR-Test suchen? «

»Die PCR«, also die Polymerase-Kettenreaktion, ist ein Standardverfahren, ohne das die Biomedizin heute gar nicht denkbar ist. Schon Anfang der 1980er-Jahre hat sie der US-Biochemiker und spätere Nobelpreisträger Kary Mullis entwickelt, darum gibt es weltweit extrem viel Erfahrung damit. Die Technik ist so genau, dass sie schon lange auch bei Vaterschaftstests, in der forensischen Kriminalistik oder bei der Ahnenforschung zum Einsatz kommt. Blutspendedienste untersuchen damit ihre Konserven auf Krankheitserreger für Hepatitis oder Aids.

Kochrezepte für Erreger-Tests

Kurz gesagt vervielfältigt ein PCR-Test in einer Reihe von Reaktionsprozessen bestimmte, vorher definierte kleinste Mengen von Erbgut in einer Probe so lange, bis sie nachweisbar sind (Wie ein PCR-Test genau funktioniert, haben wir hier beschrieben). Für jeden Erreger, für jede Anwendung müssen Forscherinnen ein jeweils individuelles Kochrezept entwickeln, ein sogenanntes PCR-Testprotokoll.

Auf Cormans Rechner liegt eine ganze Sammlung solcher Rezepte oder PCR-Testprotokolle, zum Beispiel für das MERS- und das SARS-1-Virus. Diese Testprotokolle haben Ende 2019 schon einige Jahre auf dem Buckel. Vielleicht sind die SARS-1-Viren inzwischen mutiert? Dann funktioniert der alte PCR-Test zum Nachweis der Viren womöglich nicht mehr. Corman müsste seine Testprotokolle anpassen.

...

Die E-Mail des Kollegen ist nicht ohne Grund ausgerechnet bei Victor Corman gelandet. Es wird sich in Deutschland wohl kaum jemand finden, der sich so gut mit dem Erbgut der Coronaviren auskennt wie er – außer sein Chef Christian Drosten. Die beiden lernten sich 2008 an der Universität Bonn kennen. Drosten hatte im Jahr zuvor das neu gegründete Institut für Virologie übernommen. Corman beendete gerade sein Medizinstudium und suchte nach einem Thema für seine Doktorarbeit. Er wollte über zoonotische Erreger schreiben, also über Viren und Bakterien, die den Sprung vom Tier auf den Menschen schaffen. »Seitdem bin ich der Virologie treu geblieben«, sagt Corman. Als Christian Drosten 2017 nach Berlin an die Charité ging, folgte Corman seinem Chef. Auch nach zwölf Jahren spricht er voller Begeisterung von Viren und ihren Erbanlagen.

Laut einer Statistik der Analysefirma *Clarivate* aus dem Jahr 2018 gehören Christian Drosten und Victor Corman zu dem einen Prozent der Forscherinnen ihres Fachgebiets, deren Studien Kolleginnen auf der ganzen Welt am häufigsten zitieren. Bereits Drostens früheres Labor in Bonn war das Konsiliarlabor für Coronaviren, also die zentrale Anlauf- und Beratungsstelle in Deutschland, wenn es um Erforschung, Diagnostik und Behandlung dieser Virengruppe geht.

Das neue Corona-Virus überrascht selbst den Experten

Christian Drosten und Victor Corman haben ihre Expertise bereits mehrfach unter Beweis gestellt: 2003 entdeckte Drosten das erste SARS-Virus und entwickelte ein PCR-Test-Protokoll dafür. 2012 wiederholte das Team – diesmal unter Cormans Federführung – diese Leistung für das MERS-Coronavirus.

Und so war es wohl nur eine Frage der Zeit, bis das Drosten-Labor und sein Leiter Victor Corman wieder mit einem Coronavirus konfrontiert werden würden, für das die Welt einen Test benötigt.

Dass es so schnell passieren sollte, überraschte Victor Corman selbst. Noch im August 2019, wenige Monate vor Beginn der Pandemie, handelte er in einem Übersichtsartikel über Coronaviren das Thema SARS-Viren in wenigen Sätzen ab. Der Virologe wagte in dem Artikel zwar eine Vorhersage: »Da SARS-CoV im Tierreservoir weiterhin zirkuliert, sind [...] Mensch-zu-Mensch-Übertragungsketten nach einem erneuten Übergang von SARS-CoV aus Tieren auf den Menschen möglich.« Er hielt dies indes für eher unwahrscheinlich, »da eine deutlich erhöhte Aufmerksamkeit hinsichtlich Infektionserregern in Fledermäusen und Wildkatzen besteht, insbesondere im Zusammenhang mit dem Handel für den menschlichen Konsum.«

So kann man sich irren.

...

In den ersten Tagen des Jahres 2020 verdichten sich Hinweise, dass hinter den rätselhaften Lungenentzündungen in Wuhan tatsächlich ein Coronavirus stecken könnte. Vielleicht kommt das tödliche SARS-Virus zurück? Diese Entwicklung macht Victor Corman nervös. »Natürlich wussten wir nicht, dass es ein Coronavirus ist. Aber es ist einfach Teil meines Arbeitsalltags, mir solche Daten anzuschauen und nach neuen Genominformationen zu suchen«, sagt er. Sein Team und er schlagen sich die Nächte um die Ohren, um die Abschnitte im Erbgut des Virus zu bestimmen, nach denen ein PCR-Test suchen soll. Corman will bereit sein. Das Problem: Er hat weder Zugriff auf Proben des Erregers noch kennt er dessen Erbgut

In der internationalen Datenbank für Sequenzdaten (GenBank) findet er 729 bereits bekannte SARS-artige Virus-Sequenzen und lädt sie auf seinen Computer herunter. Per Hand sortiert er Doubletten aus. Aus den verbliebenen 375 Sequenzen leitet er zehn Genabschnitte ab, mit denen er auch ein neues Coronavirus nachweisen könnte – es sind solche Bereiche im Erbgut der SARS-Viren, die im Laufe der Evolution praktisch gleich geblieben sind. An diesen Stellen sind Mutationen der Sequenz eher unwahrscheinlich.

...

Das SARS-Coronavirus-2

Ein Coronavirus ist ein sehr kleines Partikel mit einem Durchmesser von etwa 100 Nanometer. Wäre das SARS-Coronavirus-2 so groß wie ein Vorschulkind, also etwa ein Meter, dann wäre die menschliche Zelle, die es angreift, so hoch wie der Kölner Dom. Das winzige Virus besteht aus erstaunlich wenigen

Proteinen und einem einzelnen Strang RNA, auf dem die Bauanleitung für seine Bausteine gespeichert ist. Die kugelige Hülle besteht aus Fetten, in denen sogenannte Envelope- und Membranproteine stecken, für die das Erbgut das E- und das M-Gen als Baupläne enthält. Außerdem ragen die Spike-Glykoproteine (S-Gen) aus der Membran hervor – jene Strukturen, mit denen der Erreger an eine Zelle andockt, um in sie einzudringen. Im Innern der Virus-kugel sind die Erbanlagen in die Nucleocapsidproteine (N-Gen) verpackt. Das Erbgut enthält noch ein weiteres Gen, das für diese Geschichte wichtig ist: das Gen für die RNA-abhängige RNA-Polymerase (RdRp-Gen). Das ist ein Enzym, das für den Reproduktionszyklus des Virus unabdingbar ist.

Entert das Virus eine Zelle, programmiert es sie zur Virenfabrik um und lässt sie nach der Bauanleitung auf seiner RNA neue Viren herstellen. Wollen Virologen mit einem PCR-Test ein Virus sicher nachweisen, suchen sie in Proben von vermeintlich Infizierten nach den passenden RNA-Abschnitten des Virus-Genoms.

...

Victor Corman und sein Team arbeiten in den ersten beiden Januarwochen mit Hochdruck daran, möglichst schnell einen Nachweis für das neue Virus zu entwickeln.

Die entscheidende Information: Das erste Virengenom aus China

Am 10. Januar 2020 bekommen sie die entscheidende Information aus China: An diesem Tag präsentieren chinesische Wissenschaftlerinnen aus einem Labor in Shanghai im Online-Virologen-Forum *Virological.org* – noch vor der Veröffentlichung auf dem zentralen wissenschaftlichen Server für genetische Sequenzen GenBank drei Tage später – die allererste Sequenz des Virus aus Wuhan. Es ist tatsächlich ein Coronavirus! Und es ähnelt sehr stark dem SARS-CoV-1-Virus. Relevante Genabschnitte sind bei den beiden SARS-Viren beinahe identisch. Deshalb tauft das *International Committee on Taxonomy of Viruses* später auch SARS-CoV-2.

Damit hat Corman zwar immer noch kein echtes Virus, er kann nun aber immerhin sein Kochrezept für das PCR-Protokoll fertigstellen. Er muss sich entscheiden, nach welchen Sequenzen im Virusgenom er suchen will. Für diese RNA-Abschnitte baut er sogenannten Primer. Diese 18 bis 30 Buchstaben langen Nukleotidketten binden an die gesuchten Gensequenzen in einer Probe und markieren die Abschnitte, die vervielfältigt werden. Stimmen die Primer, funktioniert die PCR. Sind sie zu ungenau, übersieht der Test das Virus.

Der Berliner Virologe steht allerdings vor zwei fundamentalen Problemen: Echte Virusproben existieren zu diesem Zeitpunkt nur in China. Und niemand

Ein fundamentales Problem: Echte Virusproben existieren zu diesem Zeitpunkt nur in China.

weiß, wie repräsentativ die erste Genomsequenz für das neue Coronavirus wirklich ist.

Denn die Erbinformation von Viren ein und derselben Art kann sich an einzelnen Stellen, bei einzelnen Buchstaben im Genom unterscheiden. Corman riskiert also, dass sein mühsam entwickelter PCR-

Test Viren übersieht, weil die Primer nicht genau genug zu den Sequenzen der Virusvarianten passen, die tatsächlich in der Mehrzahl grassieren.

Um trotzdem möglichst viele solcher Varianten abzudecken und aufzuspüren, greift der Virologe zu einem klassischen Kniff im Primerdesign: Er lässt an bestimmten Stellen seiner Primer-Sequenzen offen, welcher konkrete Buchstabe dort stehen soll. Fachleute nennen solche PCR-Primer *degenerierte Primer*. Ausgesuchte Stellen in der Primer-Sequenz der PCR-Reagenzien dürfen sowohl mit der einen als auch mit der anderen Base besetzt sein. Das soll dem PCR-Test etwas mehr Spielraum verschaffen und die Chance erhöhen, die Viren auch dann noch nachzuweisen, wenn sie nicht haargenau passen. Das Vorgehen ist weltweit üblich, zumal in der Frühphase einer Erkrankungswelle mit einem neuen Erreger.

Der Test mit echten Viren steht noch aus

Doch das alles ist erstmal nur Theorie. Bis zu diesem Zeitpunkt haben Corman und sein Team nur am Computer die Sequenzen verglichen und die Primer entworfen. Die Berliner Virologen müssen noch an echten Corona-Viren nachweisen, dass ihr PCR-Protokoll und die Primer sensitiv genug sind, also empfindlich genug, um auch bei geringsten Virusmengen zu funktionieren.

Echte Viren haben sie aber noch nicht. Darum wählen sie einen Umweg und testen ihr PCR-Kochrezept mit Proben des alten SARS-1-Virus. Die Primer sollten auch bei dem seit Jahren verschwundenen Schwestervirus funktionieren, weil es sich nur wenig von dem neuen Virus unterscheidet. Dabei erweisen sich die Primer als sehr empfindlich. Der Test weist den Erreger selbst dann noch nach, wenn eine Probe gerade einmal fünf Sequenzschnipsel enthält.

Um zu checken, ob die Testprozedur auch beim neuen Coronavirus funktioniert, greift Victor Corman wieder zu einem Kniff: Er baut das SARS-2-Erbgut Buchstabe für Buchstabe entsprechend der Publikation aus Wuhan nach. Diesen Virus-Nachbau weist sein PCR-Protokoll genauso gut nach wie SARS-1.

Die erste Hürde ist genommen.

Nun müssen Corman und sein Team noch zeigen, dass das Protokoll keinen falschen Alarm schlägt, dass der Test also nicht auf die falschen Viren anschlägt. Dazu startet das Team ausgiebige Kontrollversuche: Die Virologen checken zig Viren, die ähnliche Symptome in den Atemwegen hervorrufen wie Corona: Dazu gehören die Grippeviren (Influenza) aber auch Erkältungserreger und ein Vielzahl weiterer Keime. Christian Drosten kann sie noch Ende September 2020 in Folge 58 im NDR-Podcast »Coronavirus-Update« auswendig herunterrasseln.

Der Aufwand lohnt sich: Der Test löst keinen einzigen Fehlalarm aus. Damit liegt die Genauigkeit, also die sogenannte Spezifität, bei hundert Prozent – besser geht es nicht. Für die Diagnostik bedeutet das: Wenn der Test anschlägt, trägt die Person mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit tatsächlich das neue Virus in sich.

Um die Zuverlässigkeit noch weiter zu erhöhen, sieht Cormans Protokoll einen zweistufigen Test vor. Stufe eins verwendet einen Primer für das E-Gen des Virus. Stufe zwei dient als Bestätigung und sucht nach einem Sequenzabschnitt auf dem RdRp-Gen.

Wissenschaft in Rekordzeit: Zwei Wochen von der Idee zum Testprotokoll

All das Entwickeln und Testen erledigen Victor Corman und sein Team in der Rekordzeit von weniger als zwei Wochen: Bereits am 13. Januar stellt die Weltgesundheitsorganisation (WHO) Cormans Protokoll als erste Anleitung für einen Nachweis des neuen Virus' vor. Von der Veröffentlichung der Gensequenz aus China bis zur Publikation ihres Tests brauchen Corman und sein Team also gerade einmal drei Tage.

Jetzt helfen weitere Einrichtungen bei der Überprüfung: Ein Netz aus Laboren in den Niederlanden, Großbritannien, Belgien, Frankreich und Hong Kong überprüft zusammen mit dem Drosten-Corman-Labor die Spezifität mit weiteren Virusproben und bestätigen die hohe Treffergenauigkeit. Am Ende validieren sie das PCR-Protokoll der Charité an fast 200 Proben aus dem »European Virus Archive – Global« (EVAg).

Am 21. Januar 2020 reichen die Virologen-Teams ihre Studie beim Fachblatt *Eurosurveillance* ein, am 22. Januar nehmen die Redakteure sie an und veröffentlichen sie am 23. Januar. Auch das in Rekordzeit. Die Veröffentlichung gelingt so schnell, weil das Protokoll der Fachwelt in großen Teilen durch die WHO-Publikation zehn Tage zuvor schon bekannt ist. Angesichts der dringlichen Lage beschleunigt das Magazin den Prozess zwar, lässt den Artikel dennoch von zwei Experten unabhängig begutachten, was laut dem Magazin in diesem besonderen Fall innerhalb von 24 Stunden gelang.



Victor Corman mit einem Flughund, einer Fledermausart, die zahlreiche Viren in sich trägt. 2009 hat ein Virologenteam untersucht, welche Krankheitserreger die afrikanischen Tiere in sich tragen.

Zum Vergleich: Bei SARS-CoV-1 dauerte die Entwicklung des PCR-Tests sechs Monate. Bei Ausbrüchen mit anderen Erregern können Forscher die PCR meist erst dann präsentieren, wenn der Höhepunkt der Infektionswelle bereits vorüber ist. Diesmal gibt es den Test schon, bevor das Virus China so richtig verlassen hat.

Dass ausgerechnet das Corman-Drosten-Labor den Test entwickelt – und das so schnell –, überrascht Ian Mackay von der University of Queensland überhaupt nicht. Der australische Virologe und sein Team arbeiten zur selben Zeit ebenfalls an einem PCR-Test für das neuartige Virus: »[Cormans] Team hat seit langem eine Expertise für den Nachweis, die Charakterisierung und das Verständnis neuer Coronaviren.« Corman und seine Mitarbeiterinnen tun also genau das, was man von einem Konsiliarlabor für Coronaviren erwartet.

...

Ian Mackay: »Am meisten beeindruckt mich der Aufwand, mit dem das Team über alle möglichen Kanäle die Informationen über den Test kommuniziert hat.«

In diesen Januarwochen von 2020 halten weltweit die allermeisten politisch Verantwortlichen den Ausbruch mit dem neuen Coronavirus noch für ein chinesisches Problem. Virus-Expertinnen hingegen sind längst hellhörig geworden – nicht nur in Berlin.

Am Institut für Mikrobiologie der Bundeswehr in der Ernst-von-Bergmann-Kaserne im Münchner Norden haben

Oberstarzt Roman Wölfel und seine Mitarbeiterinnen ein Auge darauf, welche Infektionen weltweit kursieren. Schließlich sind deutsche Soldatinnen in vielen Ländern rund um den Globus stationiert und kommen immer wieder mit Erregern in Kontakt, die es in Deutschland nicht gibt: »Beim Ebola-Ausbruch 2013/2014, da waren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unseres Instituts mit dem ersten Team in Westafrika dabei«, sagt Wölfel. Die Münchner Forscherinnen sind weltweit mit Kolleginnen vernetzt, um möglichst schnell mitzubekommen, wenn sich etwas Neues anbahnt. Daher verfolgen sie die Entwicklungen in Wuhan genau.

Roman Wölfel ist auch einer der ersten, die das neue PCR-Test-Protokoll zu Gesicht bekommen – direkt von Christian Drosten per E-Mail. Die beiden kennen sich seit den 2000er-Jahren. Sie haben 2006/2007 in Hamburg am Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin zusammengearbeitet.

Offener Austausch statt Geheimniskrämerei

Dieser Austausch von Forschungsdaten und -ergebnissen auf dem kurzen Dienstweg ist alles andere als selbstverständlich. Wölfel sieht darin einen Akt wissenschaftlicher Selbstlosigkeit.

Drosten habe dies beim ersten SARS- und beim MERS-Virus auch schon gemacht. »Normalerweise ist es ja so: Jede Forschungsgruppe versucht, tolle neue Erkenntnisse zu sammeln, diese möglichst wasserdicht und perfekt zu machen, um sie dann in einer begutachteten Zeitschrift zu veröffentlichen«, sagt Roman Wölfel. Die meisten Forschungsteams wollten verhindern, das andere zu früh von ihren Ergebnissen erfahren, weil sie auf diese Weise den wissenschaftlichen Ruhm für sich allein haben. »Diese Verschlossenheit ist natürlich gerade bei einer Krankheit, die sich sehr schnell in der Bevölkerung verbreitet, ein sehr gefährliches Vorgehen«, sagt der Münchner Virologe.

Ian Mackay aus Australien sieht es genauso: »Was mich am meisten beeindruckt, war der Aufwand, mit dem das Team über alle möglichen Kanäle die Informationen über den Test kommuniziert hat.« Auch wenn es technisch immer einfacher wird, weltweit Forschungsdaten auszutauschen, ist das längst keine Selbstverständlichkeit. Der Konkurrenzdruck ist enorm. Forschungsdaten aus einem Labor sind üblicherweise streng geheim, sie sind das Öl, das den Betrieb am Laufen hält.

Wie ungewöhnlich dieses Daten-Sharing der Berliner ist, zeigt auch das Interesse des mehrfach preisgekrönten Dokumentarfilmers Valentin Thurn, der Christian Drosten genau wegen dessen Offenheit in seiner aktuellen Kinodokumentation »Träum weiter« porträtieren wollte. In dem Film stellt Thurn Menschen vor, die lange Zeit eine ungewöhnliche, gar idealistische Idee verfolgen. Letztlich scheiterte das Vorhaben daran, dass Forschungsdaten schlecht zu verfilmen sind.

Jedes Labor testet einen Test, bevor es ihn einsetzt

Roman Wölfels Labor am Institut für Mikrobiologie macht sich nach Drostens Mail sofort daran, das Charité-Protokoll zu etablieren und zu überprüfen.

Jedes einzelne Labor erprobt ein neues Protokoll, bevor es die Anleitung verwendet. »Wir können uns sogar sehr schnell auf so etwas einstellen«, sagt Wölfel – in der Forschung ist das anders als in einem kommerziellen Routine-Labor. »Die brauchen in der Regel ein paar Wochen oder Monate und meist die Unterstützung durch die Firmen, die die Tests anbieten. Wir machen sowas wirklich innerhalb von zwei bis drei Tagen.« Behauptungen wie die des Pandemie-Leugners Wolfgang Wodarg, der PCR-Test des Drosten-Teams sei gar nicht validiert, wie sie ab März 2020 immer wieder kursierten, entsprechen also nicht der Wahrheit.

Die Erfahrung der beiden technischen Mitarbeiterinnen in Wölfels Labor ist im Januar 2020 bei der Validierung besonders gefordert, denn Wölfel steht vor dem gleichen Problem wie zuvor Victor Corman: Auch er hat keine Proben des echten Virus. Auch er muss die RNA-Sequenz von SARS-CoV-2 nachbauen und im Detail überprüfen, ob der neue PCR-Test sie aufspürt.

Am 22. Januar – zwei Tage, bevor der Test an seinem Institut einsatzbereit ist – kündigt Roman Wölfel ihn auf einem Treffen der Münchner Mitglieder im »Deutschen Zentrum für Infektionsforschung« (DZIF), einem bundesweiten Forschungsnetz, schon an. Es sitzt auch ein Vertreter aus dem Tropeninstitut der Universität München in der Runde. Doch keiner der anwesende Forscherinnen interessiert sich so richtig dafür, erzählt Wölfel. »Ich hatte den Eindruck, dass meine universitären Kollegen gedacht haben: Na ja, die von der Bundeswehr, die machen immer diese exotischen Sachen.«

...

Der Münchner Cluster: die ersten Corona-Fälle in Deutschland

Am 20. Januar erreicht eine Mitarbeiterin vom chinesischen Standort des Automobilzulieferers Webasto die Firmenzentrale in Stockdorf am Südwestrand Münchens. Die Frau aus Shanghai nimmt dort zwei Tage lang an einem Workshop teil. Zu diesem Zeitpunkt weiß sie noch nicht, dass sie sich bei ihren Eltern aus Wuhan, die sie zuvor besucht hatten, mit dem neuen Virus angesteckt hat.

Drei Tage nach Abreise der Frau klappern dem leitenden Webasto-Mitarbeiter Christoph N. in seinem Bett die Zähne. Schüttelfrost, Hals und Gliederschmerzen. Er glaubt zu dem Zeitpunkt noch, er habe einfach eine schwere Erkältung. Sein Hausarzt aber wundert sich. So richtig passen die Symptome nicht zu einem grippalen Infekt.

Am Montag, 27. Januar, geht bei Camilla Rothe das Telefon. Christoph N. klagt der Leiterin der Ambulanz für Tropen- und Reisemedizin am Uniklinikum München, er sei zwar wieder fit, habe sich aber die letzten Tage kränklich gefühlt. Rothe schildert ihre erste Begegnung mit einem SARS-CoV-2 Patienten in einem Interview mit der *Süddeutschen Zeitung*: »Weil er seine Familie schützen wollte, bat er um einen Test.« Christoph N. berichtet vom Kontakt zur chinesischen Kollegin. Die ist in China inzwischen positiv auf dieses neue Virus aus Wuhan getestet worden.

Von dem Kollegen, der an der Sitzung des DZIF teilgenommen hatte, weiß Camilla Rothe, dass es bereits einen Test auf dieses neue Virus gibt – und zwar ganz in der Nähe. Sie nimmt Speichelproben, macht Nasenabstriche und schickt alles zu Roman Wölfel ins Labor. Noch am Abend dieses 27. Januars

kommt die Antwort: SARS-CoV-2-positiv. Das ist der erste Corona-Fall in Deutschland. Und die erste Bestätigung: Der Corman-Drosten-Test funktioniert tatsächlich mit dem neuen Virus.

In München gelingt die Eindämmung des neuen Virus

Webasto schließt den Stockdorfer Standort für zwei Wochen. Tags darauf findet Rothe das Virus noch bei drei weiteren Webasto-Mitarbeiterinnen.

Schon am 30. Januar beschreiben Rothe, Wölfel und ihre Kolleginnen die vier Münchner Fälle im *New England Journal of Medicine* (NEJM), einer der weltweit renommiertesten medizinischen Fachzeitschriften. Die minutiöse Beschreibung ist immens wichtig, denn sie zeigt erstmals, dass auch Menschen mit milden Verläufen und schwachen Symptomen den Erreger übertragen können. Der Münchner Cluster ist die erste ausgiebig dokumentierte Ansteckungskette von SARS-CoV-2 außerhalb Asiens.

Das Bayerische Landesamt für Gesundheit und Lebensmittelsicherheit (LGL) spürt die Kontaktpersonen der Infizierten auf. Bis Mitte Februar finden die Mitarbeiterinnen mehr als zweihundert Menschen mit höchstem Ansteckungsrisiko. Dass der Ausbruch in einer Firma passiert, ist Glück im Unglück: Viele der Kontakte lassen sich über den Firmenkalender nachvollziehen. Insgesamt haben sich neun Webasto-Mitarbeiterinnen und sieben Angehörige mit SARS-CoV-2 angesteckt.

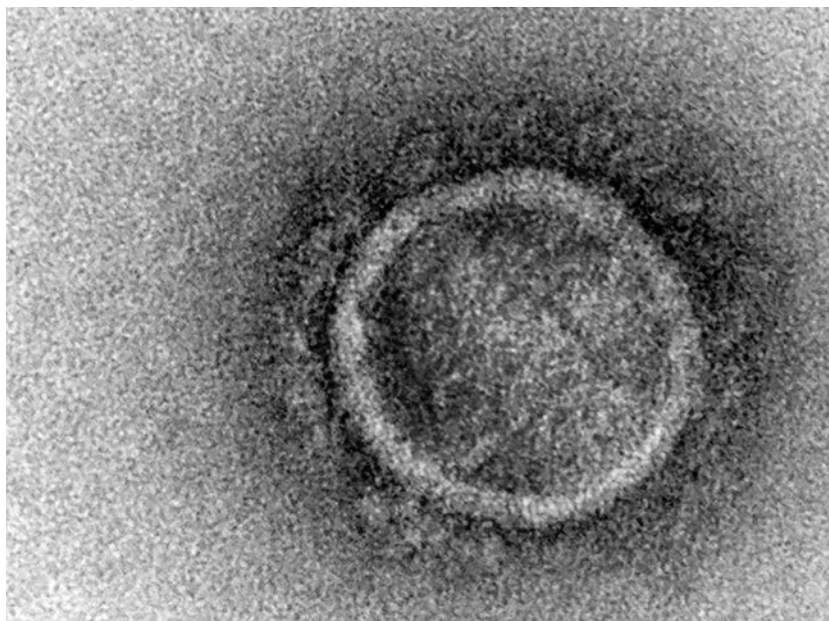
Dass es bei den 16 Fällen in München bleibt, liegt vor allem am PCR-Test der Charité. Sonst hätten die Ärztinnen die Krankheit bei den Betroffenen für einen grippalen Infekt oder eine Erkältung halten können. Weil sie aber wissen, dass das neue Coronavirus hinter den Erkrankungen steckt, können die Medizinerinnen Infizierte isolieren, ihre Kontakte ausfindig machen und die Patientinnen entsprechend behandeln.

Am 12. Februar öffnet Webasto seine Firmenzentrale wieder. Für einen kurzen Moment könnte man glauben, Deutschland komme mit einem blauen Auge davon.

Am Samstag, dem 15. Februar feiern die Närrinnen und Narrhalesen des Karnevalsvereins *Langbröcker Dicke Flaa* ihre »Kappensitzung« in Gangelt im Kreis Heinsberg an der Grenze zwischen Nordrhein-Westfalen und den Niederlanden. Fünf Tage später beginnt mit Weiberfastnacht die heiße Phase des Straßenkarnevals.

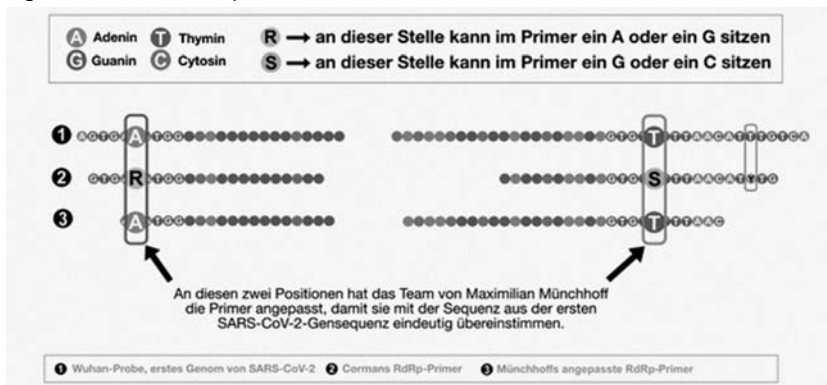
Vier Wochen darauf, am Sonntag, dem 22. März führen die Behörden bundesweit Kontaktbeschränkungen ein – und Deutschland kommt damit vergleichsweise gut durch die erste Welle. In Teilen Italiens sind zu diesem Zeitpunkt schon die Krankenhäuser überfordert. In den USA explodieren die Fallzahlen.

...



Rasterelektronenaufnahme: Das SARS-Coronavirus 2 unter dem Elektronenmikroskop. Die Fachleute am National Institute for Allergies and Infectious Diseases haben die Spike-Proteine bordeauxfarben, die Hülle in rosa und die Nukleocapside orange eingefärbt.

Primersequenzen von Corman (2) und Münchhoff (3) im Vergleich zu Primern auf Grundlage der ersten Virussequenz aus Wuhan (1).



Ein Scheinwerfer aufs Infektionsgeschehen

Der PCR-Test aus Berlin gibt Medizinerinnen auf der ganzen Welt ein Werkzeug in die Hand, um die neue Krankheit aufzuspüren und viele wichtige Fragen zu beantworten. Er ist wie ein Scheinwerfer, der Licht ins Dunkle bringt. Mithilfe des Tests zeigen Medizinerinnen im Laufe der ersten Wochen der Pandemie, dass viele Infizierte gar keine Symptome haben, sie spüren Infektionsketten auf und entdecken Spreading-Ereignisse. Ohne diesen PCR-Test hätte sich das Virus ungehemmt ausbreiten können. Die Krankenhäuser wären des Andrangs kranker Menschen nicht mehr Herr geworden – Zustände wie in Wuhan oder Bergamo.

Mit Cormans PCR-Test lernen Medizinerinnen die Krankheit kennen, ihre Eigenheiten, ihren Verlauf, wie ansteckend sie ist. Das alles müssen sie wissen, um das Virus abzuwehren. Die Berliner Virologen ermöglichten Laboren auf der ganzen Welt – auch solchen, die nicht selbst Tests entwickeln – die Komponenten zu bestellen oder ein Kit ihres Tests zu erwerben.

»Das ursprüngliche Corman-Drosten-Protokoll war eine Meisterleistung in der Kürze der Zeit und hat es ermöglicht, in hochspezialisierten Zentren mit diesem öffentlich zugänglichem Protokoll Diagnostik zu betreiben«, sagt Maximilian Münchhoff von der Ludwig-Maximilians-Universität München, Referent der Nationalen Forschungsnetzwerks COVID-19 task force des Bundesforschungsministeriums (BMBF).

»In einigen Fällen hat dieser Test die ersten Anzeichen für das Eindringen von SARS-CoV-2 in ein Land aufgedeckt«, sagt Ian Mackay, der australische Virologe. Mit dem Corman-Drosten-Test und anderen wie diesem hätten ganze Nationen die Möglichkeit erhalten, zu planen, schnell zu reagieren und Leben zu retten.

Der Erfolg ist keine Selbstverständlichkeit

Dass es auch anders hätte laufen können, zeigt der Fall des PCR-Tests aus den USA: Statt das von der WHO empfohlene Protokoll zu nutzen, entwickeln die US-Amerikaner ein eigenes – ähnlich wie China und andere Länder. Als der Test fertig ist, behält sich die amerikanische Seuchenschutzbehörde, die *Centers for Disease Control and Prevention* (CDC) allerdings vor, die Materialien zentral herzustellen und zu verteilen. Das bremst die Tests im ganzen Land aus. In Deutschland sind die Labore unabhängiger und tauschen sich in einem Netzwerk aus.

Dann der GAU: Die Reagenzien, die die CDC verschickt, sind verunreinigt, die Testergebnisse unbrauchbar. Erst Ende März können die Amerikaner wirklich mit dem Testen beginnen. Das hat fatale Konsequenzen, erklärt der Diagnostik-Experte Peter C. Iwen, Direktor des Nebraska Public Health

Laboratory in Omaha, der Washington Post: »Wenn wir schneller diagnostiziert hätten, hätten wir Menschen gerettet.«

...

Je weiter sich SARS-CoV-2 auf der Welt ausbreitet, desto mehr zeigt sich, dass die weltweit entwickelten PCR-Protokolle zwar sehr gute Werte für die *analytische* Sensitivität und Spezifität unter den kontrollierten Bedingungen der Labore gezeigt haben. Doch im *klinischen* Alltag fallen die Werte in der Regel schlechter aus: Statt 99 Prozent oder 100 Prozent Sensitivität berichten Forscherinnen über Werte von rund 70, unter 60 oder sogar unter 30 Prozent.

Windige Studien liefern Munition für Schwurbler und Querdenker

Kritiker, Sceptiker und Leugner benutzen diese Werte gerne, um die PCR-Tests generell in Zweifel zu ziehen. Dabei stammen diese Zahlen teils aus kleinen, wenig aussagekräftigen Untersuchungen, aus Preprints – also Vorabveröffentlichungen von Studien ohne Begutachtung – die nur unzureichend beschreiben, wie die Proben entnommen und verarbeitet wurden.

Denn es gibt viele Fehlerquellen auf dem Weg vom Rachen der Patientinnen bis in die Röhrchen der Analysemaschinen: Der Abstrich kann zu früh oder zu spät erfolgen – dann ist noch nicht oder nicht mehr genügend Virus vorhanden. Testerinnen können die Probe an der falschen Stelle nehmen oder zu wenig infizierte Zellen erwischen. Sie können Fehler bei der Verarbeitung der Probe machen. Es können Dinge beim Transport und der Lagerung schiefgehen. Es können im Labor Fehler bei der eigentlichen PCR passieren.

Beim PCR-Test muss man sich sklavisch an die Anleitung halten. Jede Zutat muss stimmen, die Reagenzien müssen exakt dieselben, genau in den angegebenen Mengen sein. Die Temperaturen müssen auf das Grad genau eingehalten werden. Aufs Kochen übertragen hieße das: Es müsste sogar die Marke der Butter übereinstimmen, damit das Rezept gelingt.

PCR-Tests liefern nur dann gute Ergebnisse, wenn man sich ans Rezept hält

»Bei jedem Assay sind die Temperaturen, die Zeiten der Zyklen, die Chemiekomponenten, die Konzentrationen der Oligonukleotide, des Magnesiumchlorids und der Enzyme fein abgestimmt«, sagt Stephan Ölschläger. Der Mikrobiologe arbeitet bei *Altona-Diagnostics*, einem Hamburger Hersteller und Entwickler medizinischer Tests – unter anderem eines kommerziellen PCR-Tests für das neue Coronavirus. Der Biologe leitet dort heute das Marketing, hat aber lange in der Entwicklung gearbeitet.

Für Victor Corman sind die schier unendlichen Fehlerquellen der Grund, warum er all den Diskussionen um Sensitivität, Spezifität, positivem oder negativem Vorhersagewert nur wenig Gewicht beimisst. Die Werte sind zwar wichtig – aber: »Diese ganze Diskussion um falsch-negative Proben oder falsch-positive Proben wird gerne auf den PCR-Test selbst heruntergebrochen«, sagt Corman: »Eigentlich müsste sie aber den gesamten komplexen Ablauf von der Probennahme bis zur Befund-Mitteilung an den Patienten im Blick haben.« Schließlich fragten sich die Fachleute im Labor immer: Ist das Ergebnis plausibel? Ein generelles Problem mit der Genauigkeit seines Tests könne man aus den kritischen Studien nicht ableiten.

Aber dann taucht doch ein Problem auf, das er nicht ignorieren kann.

...

Das Problem mit dem RdRp-Primer

In den folgenden Monaten häufen sich Meldungen, dass etwas nicht stimmt mit dem PCR-Protokoll aus Berlin. Verschiedene Teams zeigen, dass die erste Teststufe mit dem Primer auf das E-Gen sehr gut arbeitet, die zweite Stufe zur Bestätigung mit dem RdRp-Primer aber weniger empfindlich ist als andere Tests.

»Unsere Daten legen nahe, dass der RdRp-SARSr-Assay bei sehr geringen SARS-CoV-2-Mengen kein zuverlässiger Bestätigungstest ist,« fasst ein Team von 46 Autoren um Chantal Vogels von der Yale School of Public Health in New Haven, Connecticut, seine Ergebnisse zusammen. Sie bestätigen damit andere Untersuchungen, die ähnliche Vergleiche durchgeführt haben.

Das Problem fällt sogar dort auf, wo es niemand gesucht hat: beim unabhängigen deutschen Ringversuch INSTAND. Der überprüft eigentlich, wie zuverlässig die deutschen Diagnostik-Labore Tests durchführen. Da aber im Fall des RdRp-Bestätigungstests einheitlich schlechtere Ergebnisse erkennbar sind, wird klar, dass die Forscher-Community das untersuchen muss.

Die Flexibilität verschlechtert die Empfindlichkeit

Eine Erklärung für die schlechtere Sensitivität des Bestätigungstests liefert dann eine deutsche Forschergruppe um den Münchner Virologen Maximilian Münchhoff. Zu dem 22-köpfigen Team seiner Studie, die Mitte Juni bei *Euro-surveillance* erscheint, sind neben Roman Wölfel aus München und Sandra Ciesek aus Frankfurt auch Christian Drosten als Co-Autoren beteiligt.

Während die allermeisten Tests in der Untersuchung »sehr sensitiv« sind und selbst dann noch anschlagen, wenn Proben lediglich fünf Kopien der Viren-RNA pro Mikroliter enthalten, hat der RdRp-Primer der Charité bei so

geringen Mengen Aussetzer. Stecken noch weniger RNA-Kopien in einer Probe – ein Extrembereich –, landen andere Primer noch Treffer, aber der RdRp-Primer übersieht sie.

Münchhoff und seine Kollegen verändern daraufhin den Primer. Schon Chantal Vogels und andere Forschinnen hatten vermutet, dass einige der von Corman absichtlich flexibel besetzten Positionen in der Sequenz des *degenerierten Primers* den Bestätigungstest zwar flexibler machen, aber eben auch weniger empfindlich. Corman und Drosten fanden dafür keine Hinweise, sondern vermuten, dass andere Parameter dahinterstecken – etwa, dass die Labore eine falsche Temperatur verwendet haben.

Münchhoff passt beides an: An zwei Positionen der Sequenz, an denen die Berliner Forscher Platzhalter eingefügt hatten, verwendet er genau die Basen aus der ersten Virussequenz aus Wuhan, und er korrigiert eine der Temperaturen. Und tatsächlich: Sein RdRp-Primer ist nun so gut wie andere Primer.

War diese Ungenauigkeit des PCR-Tests, der von der WHO empfohlen und weltweit im Einsatz war, nun schwerwiegend? Das könne niemand beziffern, schreibt Maximilian Münchhoff auf unsere Anfrage. Er glaubt aber: Wenn es denn überhaupt einen Schaden gab, dürfte er sich in Grenzen halten. Denn der RdRp-Primer war ja lediglich zur Bestätigung gedacht, um die Genauigkeit des Tests zu erhöhen.

Auch Chantal Vogels von der Yale University beruhigt in einer E-Mail an uns: »Mit dem E-Gen Assay erwischt man sehr wahrscheinlich alle Fälle, während man mit dem RdRp-Gen-Assay einige schwach positive übersieht. Das sollte indes kein Problem sein, wenn man die beiden zusammen verwendet.«

Stephan Ölschläger von *Altona Diagnostics* ergänzt: »Kein Labor würde ein widersprüchliches Testergebnis als negativ durchwinken. Wann immer ein Test so ein Ergebnis liefert, untersucht man diese Probe noch einmal mit einem anderen Testprotokoll.«

Maximilian Münchhoff von der LMU München weist auf einen weiteren entscheidenden Punkt hin: »Der Test hat nur bei schwach positiven Proben versagt.« Gerade die von ansteckenden Menschen mit deutlichen Symptomen enthalten viel Virus – und die dürfte auch der RdRp-Primer aufgespürt haben.

Das RdRp-Problem – eine normale wissenschaftliche Diskussion

Der Virologe Ian Mackay von der University of Queensland betrachtet das ganze RdRp-Problem sogar als ein Beispiel guter wissenschaftlicher Praxis. Auch wenn das Corona-Skeptiker offenbar nicht verstünden – genau so funktionieren Wissenschaft und Forschung: »Klingt ziemlich gut gelöst. Wissenschaft bei der Arbeit!«, schreibt er uns per E-Mail.

Die Debatte um den RdRp-Primer verdeutliche noch einmal die Problematik: Ganz zu Beginn des Ausbruchs sei überhaupt nicht klar gewesen, wie das SARS-CoV-2 aussehen würde, sagt Mackay: »War die allererste Genom-Sequenz repräsentativ für alle folgenden Virus-Varianten oder war sie nur eine Momentaufnahme aus einem Erreger-Pool mit größerer genetischer Variation, die wir zu Beginn noch nicht quantifizieren konnten?«

Dass Ersteres richtig war, habe in den ersten Tagen des Ausbruchs niemand wissen können. »Wir durften keine Zeit verlieren, um die Werkzeuge zum Nachweis des Virus zu diesem Zeitpunkt zu entwickeln«, sagt Ian Mackay. Drosten und Corman hätten genau das erreicht und zwar in Rekordzeit.

Die Arbeit findet auch bei Kollegen Anerkennung, die keine Virologen sind. Rangmar Goelz, bis 2020 leitender Oberarzt an der Neugeborenenabteilung des Uniklinikums Tübingen, sagt: »Es ist ein Segen für die Menschheit, dass die Entwicklung so schnell gegangen ist, dass Leute so gut über Coronaviren Bescheid wussten. Es können sich alle nur bedanken bei den Leuten, die sich damit beschäftigt haben, solange es noch unwichtig war.«

Alle Anerkennung und alles Lob von Expertinnen weltweit hindern Pandemie-Leugner und Corona-Skeptiker nicht daran, immer wieder gezielt den »Drosten-Test« anzugreifen mit nur einem Ziel: Den PCR-Test zu diskreditieren. Wie im November 2020, als ein schillerndes Konsortium das sogenannte »Corman-Drosten-Review« auf einer eigenen Webseite veröffentlicht und die Rücknahme des Fachartikels aus dem Januar in *Eurosurveillance* einfordert, in dem Corman und Drosten ihr Testprotokoll vorstellten.

Der Virologe Jonas Schmidt-Chanasit vom Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin in Hamburg bewertete diese Initiative in einem Interview mit der *Welt* so: »Es handelt sich um eine Mischung, wie man sie bei solchen Desinformationskampagnen häufig findet: Einige korrekte Aussagen, die in dem Zusammenhang aber nicht relevant sind, werden mit Falschaussagen zusammengerührt.« Eine Beschreibung, die auf viele Aktionen aus dem Lager der Querdenker und Corona-Leugner zutrifft. Das Unterfangen blieb erfolglos.

Ian Mackay nahm das »Review« auf *Twitter* Stück für Stück auseinander (hier findet sich eine deutschsprachige Widerlegung). Schon allein das Fokussieren auf dieses eine Protokoll findet er absurd: »Diese Vorstellung lässt fundamental außer acht, wie Labore und Wissenschaft funktionieren« wettet Mackay.

Die komplexen Testassays, die zu Beginn an Institutionen wie der Charité in Berlin, aber auch am CDC in den USA, in Hong Kong oder in China entwickelt wurden, waren Pioniertests, um überhaupt Werkzeuge gegen das neue Virus in Händen zu halten.

Für die Massentests übernehmen die kommerziellen Anbieter

Massentestungen, wie sie im Laufe der Pandemie nötig waren, hätte man mit diesen Pioniertests gar nicht bewältigen können. In Deutschland allein haben die Gesundheitsbehörden zeitweise mehr als anderthalb Million Tests pro Woche durchführen lassen. Dafür sind kommerzielle Systeme in großen Laboren mit großem Durchsatz nötig – vollautomatisierte Roboterstraßen, die eigene PCR-Reagenzien, Sonden und Primer einsetzen. »Die meisten Labore, mit denen wir [für unsere Studie] in Deutschland in Kontakt standen, hatten im Mai 2020 bereits auf andere Verfahren umgestellt«, sagt Maximilian Münchhoff.

Das ist auch der Grund, warum Victor Corman und seine Kolleginnen ihr PCR-Protokoll nicht mehr aktualisiert haben – denn das hatten sie kurz überlegt. Aber das benötigt niemand mehr. Selbst außerhalb der Industrieländer verwenden die Labore und Mediziner inzwischen die PCR-Kits kommerzieller Hersteller.

Diese Firmen hatten ausgiebig Zeit, ihre Systeme zu testen und aus den Erfahrungen der Pioniertests zu lernen. War zu Beginn der Pandemie der Corman-Drosten-Test praktisch allein auf weiter Flur, konnten Labore schon bald aus einer Flut kommerzieller Testvarianten auswählen. In der EU-Datenbank für Covid-19-PCR-Tests finden sich inzwischen weit über fünfhundert verschiedene Systeme für manuelle Tests, halb- wie auch vollautomatische Anlagen.

...

Ganz zu Beginn der Corona-Pandemie konnte sich Victor Corman nicht vorstellen, wie sich die Pandemie entwickeln und was sie mit der Gesellschaft machen würde. Inzwischen hat sie sein ganzes Leben im Griff. Vielleicht noch mehr als bei allen anderen auch: Wenn er aus dem Fenster des Backsteingebäudes mit dem Institut blickt, sieht er die Welt durch einen leichten Graufilter: »Wir haben Splitterschutz an den Fensterscheiben und einen Wachmann vor der Tür«, sagt er im September 2020 – Sicherheitsmaßnahmen gegen militante Corona-Leugner. Dass so etwas einmal nötig sein würde, er hätte es nie gedacht. Für die selbsternannten Querdenker und Co. ist das Institut für Virologie der Charité zum Hassobjekt und zur Quelle allen Übels in dieser Pandemie geworden. *Kill the messenger.*

Die Pandemie bestimmt Cormans Arbeit immer noch, aber nicht mehr der Test

Die Pandemie bestimmt seine Arbeit noch immer, erzählt er. Und sie überrascht auch ihn immer wieder: Im Januar 2020, als das Testprotokoll gerade fertig war, saß er mit seinem Team zusammen. »Da hab ich gesagt: Das war

super. Ich glaube, jetzt werden wir nicht mehr gebraucht.« Er glaubte, von da an sei er und sein Team nur noch ab und zu gefragt, wenn die Medizinerinnen in Deutschlands Gesundheitsämtern, Kliniken und Testzentren hin und wieder Rat benötigten. »Eigentlich hatten wir abgeliefert, was man von uns verlangen kann«, sagt er und macht eine kurze Pause.

»Dasselbe habe ich dann noch dreimal gesagt: im Februar, im März, im April. Dann habe ich damit aufgehört, weil es demotivierend ist, wenn es immer anders kommt als man vermutet.«

Ein Jahr später, im September 2021 am Telefon. Noch immer spricht Victor Corman schnell und mit kräftiger Stimme. Noch immer klingt er etwas gestresst, dabei waren die letzten Monate ruhiger. Doch das wird sich ändern: »Seit ein paar Tagen habe ich das Gefühl, dass es wieder losgeht«, sagt er. Die Inzidenz beginnt wieder zu steigen, die Impfkampagne stockt.

Jetzt kommen Fragen zu den Impfungen statt zur PCR

Es wenden sich wieder mehr Ärztinnen aus ganz Deutschland an das Konsiliarlabor. Aber ihre Fragen haben sich verändert. »Der klassische SARS-2-Patient, dem es jetzt schlechter geht und der aufwändig beatmet werden muss – damit kennen sich die großen Kliniken aus«, sagt Corman. Jetzt stellten die Kolleginnen per Mail und Telefon Fragen zu Einzelfällen rund ums Impfen: Was macht man bei einer immunsupprimierten Personen, die geimpft ist, aber keine Antikörper bilden? Wann sollte man impfen, wenn ein Patient gerade eine Chemotherapie macht?

Der PCR-Test ist kein Thema mehr.

Den Ordner mit den SARS-Coronavirus-Sequenzen auf seinem Rechner, den er immer mal wieder auf den neuesten Stand gebracht hatte, braucht Victor Corman inzwischen nicht mehr zu vervollständigen. Aus dem Nischenvirus ist ein globales Phänomen geworden. »Die Sequenzen werden inzwischen zentral gesammelt«, sagt er. In der Datenbank der *Global Initiative on Sharing All Influenza Data* stecken inzwischen mehr als 2,5 Millionen Sequenzen des *Severe acute respiratory syndrome Coronavirus 2*.

NORA VOIT

Nora Voit, geboren 1991, wuchs im oberfränkischen Bamberg auf und zog nach dem Abitur zum Studium der Germanistik und Theater-, Film- und Medienwissenschaften nach Wien. Nach Praktika in den Münchner Kammerspielen und bei der *taz* besuchte sie von 2017 bis 2019 die Deutsche Journalistenschule. Während der Ausbildung machte sie Station im Feuilleton der *Zeit*, bei *Zeit Online* und der *Süddeutschen Zeitung*. Dabei merkte sie, dass sie lieber zu Hause, an der Isar oder im ICE als im Großraumbüro arbeitet. Seitdem schreibt sie als freie Journalistin über Kultur und Medien, Kulinarik, psychische Gesundheit und Mensch-Tier-Beziehung. Zu ihren Aufträgen gehören u.a. *Die Zeit*, *fluter*, *Übermedien* und *die Produktionsfirmen ikone media* sowie *Enrico Pallazzo*. Zur Realisierung ihrer Recherchen erhielt sie Stipendien von Netzwerk Recherche, Neustart Kultur und *freundin*. Sie lebt in München.



Maria Christoph, geboren 1992, wuchs im ländlichen Nordhessen auf und zog 2012 zum Studieren nach München. Als Team intensive Recherchen umzusetzen, faszinierte sie schon während dem Bachelorstudium und brachte sie über den Lokaljournalismus und Praktika bei *SPIEGEL Online* und der *Deutschen Welle* an die Deutsche Journalistenschule (DJS). Dort hatte sie das Glück, Menschen wie Nora Voit zu treffen, mit der sie gemeinsam zu Machtmissbrauch in der Sternegastronomie recherchierte, und zu lernen, Themen auf verschiedenen Plattformen zu denken. Heute berichtet sie als freie Reporterin in Wort, Bild und Ton vor allem über Diversität, Migration, Armut und Arbeitsbedingungen. Ihre Stücke erscheinen unter anderem beim *Bayerischen Rundfunk*, in der *Zeit*, bei *VICE Deutschland* und auf verschiedenen Podcast-Plattformen. Für den Podcast »Affäre Deutschland – die schwarzen Konten der CDU« erhielt sie 2020 gemeinsam mit ihren



Kolleginnen den Reporter:innenpreis. Zuvor zeichnete die Otto-Brenner-Stiftung ihr DJS-Abschlussprojekt, die Radio-Doku »Der erste Tag der AfD«, mit dem Newcomer-Preis aus. Maria Christoph hat in München und Singapur Journalismus (M.A.), Kommunikationswissenschaft und Psychologie (B.A.) studiert.

Nora Voit und Maria Christoph sind in der Kategorie »Reportage« nominiert mit »Gruß aus der Küche«, erschienen am 9. September 2021 in *Die Zeit*.

Gruß aus der Küche

In einigen deutschen Sternerestaurants herrscht ein Klima der Angst. Mitarbeiter werden von ihren Chefs erniedrigt, Azubis brechen heulend zusammen. Über ein ungnädiges System, dem sogar die Star-köche selbst zum Opfer fallen können

Vierter Stock, Penthouse mit Glasfassade und Terrasse, Rundblick über München. Ein Mitarbeiter des Salon rouge weist den Weg zum Tisch, er trägt einen schwarzen Anzug, schwarze Sneaker, bordeauxrote Socken. Draußen auf der Terrasse steht Tohru Nakamura am Kastengrill, das Küchentuch über der Schulter. Eigentlich hat er sein Gourmetrestaurant in der Münchner Innenstadt, aber dort wird bis Mitte Oktober renoviert, deshalb hat Nakamura dieses Penthouse zur Pop-up-Location umbauen lassen. Ein spektakuläres Ausweichquartier. Rote Tücher schweben vor Betonwänden, Pfingstrosen hängen von der Decke herab. Zum Anstoßen: ein Glas Perrier-Jouët für 22,50 Euro. Darf es noch ein Schluck gefiltertes »Werksquellwasser« sein?

Der Sommelier empfiehlt die Weinbegleitung in sechs Gläsern. Die Kellnerin, freundlich-lässig wie der Sommelier, bringt den Wein, zieht sich zurück, steht plötzlich wieder am Tisch: »Meine Adleraugen haben da etwas erspäht!« Eine Fruchtliege hat sich ins Weinglas verirrt. Schon steht ein neues bereit.

Erster Gang: das rohe Rückenfilet vom Balfegó-Thunfisch, vor der spanischen Küste bei L'Ametlla de Mar mit der Harpune erlegt von einem Taucher, dessen Name auf dem Lieferschein vermerkt war. Dazu ein Schaum von der Kokosnuss, Kapuzinerkresse und belgischer Premium-Kaviar. So erklärt es Nakamuras Restaurantleiter, der immer mal wieder an den Tisch kommt.

»Ihr Besuch in unserem Restaurant soll ein unvergessliches Erlebnis und ein Kurzurlaub für die Sinne sein«, steht auf der Menükarte. Nach fünf Stunden und elf Gängen, nach geräucherter Pilzmousseline, Rotbarbe in Beurre Blanc und Seeforelle mit Süßdolden ist der Kurzurlaub vorbei. 499,50 Euro für zwei Personen, bitte. Der Chefkoch verabschiedet sich persönlich: leichte Verneigung, die Hand zum Peace-Zeichen geformt.

»Vielen Dank!«, sagt Tohru Nakamura.

Jacob Weis sagt: »Der, der am beschissensten performt hat, kam in den Keller.«

Weis spricht nicht über den Salon rouge, sondern über den »Werneckhof by Geisel«, das Restaurant, das gerade renoviert wird und in dem Nakamura seinen ersten Stern erkochte. Jacob Weis arbeitete dort im Jahr 2014 als Jungkoch. Gegen Ende der Schicht sei sein Chef Nakamura häufig durch die Küche gefegt und habe befohlen: Jacob in 15 Minuten nach unten! Fast jeden Abend habe er in den Weinkeller gemusst, erzählt Weis. Oben an der Treppe habe man warten müssen, während Nakamura unten jemand anderen fertigmachte.

»Manchmal kam einer hoch und war am Heulen.« Sei man selbst dran gewesen, habe Nakamura zwischen edlen Tropfen aus aller Welt auf einem Barhocker gewartet. »Da saß man sich talkgastmässig gegenüber und musste sich anhören, wie scheiße man ist.« Ein damaliger Kollege von Jacob Weis bestätigt das.

Auch eine junge Köchin, wir nennen sie hier Kayla Miller, berichtet von ihren Erlebnissen unter Tohru Nakamura. Sie arbeitete einige Jahre später im Werneckhof, der pandemiebedingt im Juni 2020 schließen musste. Einmal sei sie von Nakamuras Stellvertreter, dem Sous-Chef, in den Weinkeller zitiert worden. Dort

**»Der, der am beschi-
sensten performt hat,
kam in den Keller.«**

**Jacob Weis, ehemaliger Jung-
koch bei Tohru Nakamura**

habe er sie gemeinsam mit Nakamura bereits erwartet. Dunkel und kühl sei es gewesen. »Ich hatte das Gefühl, das ist nicht richtig: ich als Frau mit zwei Männern im Keller. Allein.« Dann habe ihr der Sous-Chef die Fehler, die an diesem Tag in der Küche passiert waren, vorgehalten. Zum Beispiel, dass Kayla Miller einen Moment

zu lange gebraucht hatte, um die eingelegten Karotten zu finden. Schon vor dem ersten Vorwurf habe sie angefangen zu weinen, sagt Miller, heute 27 Jahre alt. »Ich konnte meinen Körper nicht mehr kontrollieren, weil ich so sehr heulen musste.« Nakamura und sein Sous-Chef hätten daraufhin auf sie eingeredet: Sie verstünden ja, dass Miller 120 Prozent gebe, doch das reiche nicht, es müssten 200 sein.

Konfrontiert mit diesen Schilderungen, spricht Tohru Nakamura von »Fehlern«, die er gemacht habe. Es sei »nicht richtig« gewesen, wie er seine Mitarbeiter kritisiert habe. Der Weinkeller sei im Restaurant der einzig mögliche Ort für solche Gespräche gewesen. »Er sollte auf keinen Fall als Einschüchterungsinstrument dienen.«

Anderthalb Jahre lang haben wir über Machtmissbrauch in deutschen Spitzenküchen recherchiert, mehr als 30 Betroffene haben uns ihre Erfahrungen geschildert. Wie sie von ihren tobenden Chefs mit Gegenständen beworfen und mit Worten erniedrigt worden seien. Sie erzählten von einem Arzt, der in Küchen aufkreuzte und verletzte Angestellte fitspritzte. Vom Arbeiten ohne Bezahlung und davon, wie sie nach Fehlern zu Strafarbeiten gezwungen worden seien. Eine Kultur der Selbstausbeutung bis zum Zusammenbruch, ein Klima der Einschüchterung bis zu körperlichen Übergriffen – solche Vorwürfe haben unsere Gesprächspartner gegen viele namhafte Köche erhoben.

Es gab in den vergangenen Jahren immer mal wieder Medienberichte über den ruppigen Alltag in den Küchen der Sternerrestaurants, es gab auch Köche, die öffentlich von einem Kulturwandel sprachen. Man könnte denken, die

schlimmen Zeiten in der deutschen Spitzengastronomie seien lange vorbei. Unsere Recherchen legen nahe: Sie sind es nicht. In diesem Text geht es deshalb nicht nur darum, was hinter den glamourösen Kulissen vieler Nobelrestaurants geschieht. Es geht auch um die Frage: Warum werden manche Missstände weiter geduldet?

Vielleicht schon ein Symptom für den Zustand dieser Branche: Viele Betroffene wollen hier nicht mit ihrem echten Namen auftreten. Sie fürchten, sie könnten sonst ihren Job verlieren oder sich ihre Karriere verbauen. Einige, die längst draußen sind und auch nicht wieder reinwollen, haben nach eigenen Angaben bis heute Angst vor der Rache ihres früheren Chefs. Damit sie nicht so leicht zu erkennen sind, werden manche Details in diesem Artikel bewusst nicht genannt. Um die Aussagen zu prüfen, haben wir ärztliche Unterlagen, Arbeitszeugnisse, Verträge und Lohnabrechnungen eingesehen und mit Angehörigen, Freundinnen und Freunden gesprochen.

Jacob Weis hat kein Problem damit, mit seinem echten Namen an die Öffentlichkeit zu gehen. Er ist heute 30 Jahre alt, gerade plant er in einer schwäbischen Kleinstadt die Eröffnung eines eigenen Restaurants samt Biergarten und Weinbar. Er sagt, als Chef wolle er einmal alles anders machen als der, unter dem er damals gelitten habe.

Tohru Nakamura: Sohn einer Deutschen und eines Japaners, 2014 der erste Michelin-Stern, 2016 der zweite. Mehrmals als »Koch des Jahres« ausgezeichnet, Markenbotschafter für eine japanische Autofirma, Zehntausende Follower auf diversen Social-Media-Kanälen, Co-Autor einer Rezept-Kolumne im *SZ-Magazin*. Als Jacob Weis 2014 einen Vertrag bei Nakamura unterzeichnet, 1500 Euro brutto, Vollzeit, könnte die Distanz zwischen

Das Arbeitsklima im Werneckhof bezeichnet Jacob Weis als »leisen Terror«.

den beiden kaum größer sein: Hier der Mann, der es geschafft hat. Dort der Jungkoch, der gerade in einem bayerischen Nobelhotel seine Ausbildung abgeschlossen hat. Begeistert, ehrfürchtig fast sei ihr Sohn gewesen, unter Nakamura kochen zu dürfen, erzählt uns seine Mutter.

Lange hielt der Enthusiasmus nicht an.

In der Küche, in der er zuvor gearbeitet hatte, seien auch mal Teller und Pfannen geflogen, sagt Jacob Weis. Doch was er unter Nakamura erlebt habe, sei auf einem anderen Level gewesen. Das Arbeitsklima im Werneckhof bezeichnet Jacob Weis als »leisen Terror«. Immer wieder habe Nakamura ihm vermittelt, er könne nicht kochen. Einmal habe er ihm ins Ohr geflüstert, er sei wertlos – und ihm danach die Schultern massiert, mit den Worten, er

solle sich doch mal locker machen. »Der hat mich so fertiggemacht, dass ich dauerhaft mit Tränen in den Augen in der Küche stand.«

Nakamura sagt, er habe niemanden als wertlos bezeichnet. »Es war Kritik an der beruflichen Leistung, nie am Menschen selbst, aber mit einem inakzeptablen Umgangston.«

Einmal, sagt Jacob Weis, habe ihn sein Chef mit dem Touchon, dem Küchentuch, schmerzhaft ins Gesicht geschnalzt, für einen Fehler beim Anrichten.

Nakamura sagt dazu, Kochen sei eine Art Hochleistungssport. »Das ist wie bei einem Trainer, der am Spielfeldrand steht und mit den Händen fuchtelte. Ich habe versucht, unser Team mit vollem Einsatz zu motivieren, das war teilweise zu extrem. Ich hatte dabei nie die Intention, jemanden zu treffen.«

Jacob Weis' Arbeitsalltag: Beginn morgens zwischen sieben und acht, Vorbereitung fürs Mittagsgeschäft, dann kommen die Gäste, Vorbereitung fürs Abendgeschäft zu krachenden Technobeats, wieder Gäste, Putzen, Schelte vom Chef, spätabends mit dem Taxi nach Hause, weil keine U-Bahn mehr fährt. »Ich wollte das unbedingt schaffen, habe mich dort jeden Tag hingezwungen«, sagt Jacob Weis. Er schaffte es nicht. Seine Mutter schildert uns, er habe sie eines Morgens von zu Hause unter Tränen angerufen und ihr gesagt, er könne nicht mehr. Noch am selben Tag habe er auf ihren Rat hin gekündigt. Mehrere Wochen lang habe er danach das Bett nicht verlassen können, sagt die Mutter. »Ich hatte Angst, dass er sich was antun würde.«

Und das alles nach fünf Wochen als Jungkoch in einem deutschen Sterne-restaurant.

»Ich war in dem Jahr der Jungkoch, der am längsten dort war, alle anderen hatten noch früher gekündigt«, sagt Jacob Weis. Auch Kayla Miller und ein weiterer ehemaliger Kollege erzählen, sie hätten zu ihrer Zeit extrem viele Köche kommen und gehen sehen. Nakamura bestätigt die starke Fluktuation unter den Mitarbeitern, das habe zum Teil auch an mangelnder Leistungsbereitschaft Einzelner gelegen.

In jedem Sternerestaurant prallen Welten aufeinander. Kochen auf diesem Niveau ist eine Kunst von großartiger Finesse, eine Kunst, die berühren und überwältigen kann. »Du legst jeden Abend dein Herz auf den Teller«, sagt uns ein Sternekoch. Eine Küche ist aber oft auch ein System mit strenger Rangordnung, fast schon wie beim Militär.

An der Spitze der sogenannten Küchenbrigade steht der oberste Befehlshaber, der Küchenchef. Er ist tatsächlich meistens ein Befehlshaber und keine Befehlshaberin, aktuell gibt es in Deutschland 296 Sterneköche und 14 Sterneköchinnen. Unter ihm steht der Sous-Chef, sein Stellvertreter, zuständig für die tausend Dinge, die im Küchenalltag abgestimmt werden müssen. Darunter der Chef Tournant, eine Art Springer. Dann der Chef de Partie, der Postenchef,

spezialisiert etwa auf Soßen oder Beilagen. Fast ganz unten der Commis de Cuisine, der Jungkoch. Ganz unten: die Auszubildenden.

Wie in vielen hierarchischen Systemen wird auch in diesem der Druck meist von der Spitze in die Tiefe gelenkt. Der Chef kommandiert, der Azubi spurt.

Die Gäste bekommen davon nicht viel mit. In Gourmetrestaurants wird zwar inzwischen manchmal hinter Glas oder sogar in Küchen gekocht, die ganz in den Gastraum integriert sind. Die Botschaft ist die gleiche wie bei der Büroarchitektur von Start-ups: Transparenz, Nähe, wir haben nichts zu verbergen. Über die tatsächlichen Arbeitsbedingungen sagt das jedoch nur wenig aus. Denn die Arbeit beginnt, schon viele Stunden bevor die ersten Gäste das Restaurant betreten. Dann werden Schalotten geschnebelt, Fische filetiert, Soßen angesetzt. Dann zieht die Küchenbrigade in den Kampf. Dann muss sie zeigen, zu welchen Höchstleistungen sie in der Lage ist. Alle, vom Küchenchef bis zum Azubi, wissen: Theoretisch kann an jedem Abend an einem der Tische ein anonymes Restaurantkritiker sitzen. Vielleicht arbeitet er für den *Gault&Millau*, vielleicht für den *Feinschmecker*. Vielleicht sogar für den *Guide Michelin*.

Die Sterne, die der französische Hotel- und Reiseführer einmal jährlich vergibt, sind die weltweit wichtigste Auszeichnung für Restaurants. Sie entscheiden darüber, ob man auf Monate ausgebucht ist, ob Gäste aus anderen Ländern anreisen. Sie entscheiden auch darüber, ob hoch motivierte Azubis Schlange stehen. Junge Leute, die im Griff nach den Sternen ihr wichtigstes Ziel sehen. Leute wie Felix Geiger.

Berlin, Neujahr 2017. Geiger schleppt sich in die Notaufnahme der Charité. Lebensgefahr. Not-OP. Über Wochen habe er vorher die Signale seines Körpers als Stresssymptome abgetan, erinnert sich Geiger, der in Wahrheit anders heißt. Den Schlafmangel. Die Tage, an denen er erkältet und fiebrig in der Küche stand. Die unbezahlte Arbeit nach Dienstschluss. Die Angst vor seinem Chef Christian Lohse.

In der Charité stellt sich heraus, dass Geiger an einem lebensgefährlichen Infekt erkrankt ist. Er ist damals 22 und kurz davor, seine Kochausbildung im Zwei-Sterne-Restaurant Fischers Fritz abzuschließen. Wem so etwas gelingt, der kann seinen Lebenslauf mit Stationen in Nobelküchen rund um die Welt spicken. Der kann vielleicht sogar selbst irgendwann einen Stern erkochen. Davon habe er geträumt, sagt Geiger heute. Damals ist er zur strengen Bettruhe verpflichtet und hat Zeit zum Nachdenken. Erst dann, erinnert sich Geiger, sei ihm schleichend ein Gedanke gekommen: »Alter, was hast du dir da antun lassen.«

Eigentlich hatte alles gut angefangen. Gleich nach dem Abitur hatte sich Felix Geiger beim Spitzenkoch Christian Lohse um einen der begehrten

Ausbildungsplätze beworben. Schon als Kind sei er mit seinem Vater in Sterneläden wie dem Fischers Fritz essen gewesen, sagt Geiger. Unter Azubis genoss Lohses Restaurant einen guten Ruf, auch weil dort angeblich die vertraglich geregelten Arbeitszeiten weitgehend eingehalten wurden. Im Spätsommer 2014 durfte Geiger dort anfangen. Er habe schnell gelernt und sei einer der wenigen Azubis gewesen, die schon bald mal ein Stück Fleisch in den Händen halten durften, erzählt er. Geiger sagt, er habe tatsächlich selten länger als neun Stunden gearbeitet. Doch sobald ihm der kleinste Fehler unterlaufen sei, habe er die harten Regeln in Lohses Küche zu spüren bekommen. Dann sei er beispielsweise von einem Vorgesetzten in den Keller geschickt worden. Nicht für eine Standpauke wie Jacob Weis und Kayla Miller in München. Sondern um Strafarbeiten zu verrichten: Wände und Böden schrubben, den Froster aus- und wieder einräumen. Stundenlang, ohne Pausen und ohne erkennbaren Grund. Eine damalige Azubi-Kollegin von Geiger bestätigt das.

Christian Lohse lässt über seinen Anwalt mitteilen, Reinigungsarbeiten seien zwar Teil der Ausbildung, »als Strafarbeit wurden solche oder vergleichbare Tätigkeiten jedoch zu keinem Zeitpunkt angeordnet«.

Azubis, die bei bekannten deutschen Köchen tätig waren, erzählen uns so viele Geschichten und Gerüchte, dass wir längst nicht allen nachgehen können. Sie schildern, dass sie wochenlang Thymian zupfen, Zuckerperlen sortieren oder Wurzelgemüse schneiden mussten. Dass sie zur Strafe einen Aschenbecher aus der Müllpresse klaben mussten, während die Presse in Betrieb war. Dass man ihnen befahl, dem Sous-Chef ein Blech zu reichen, obwohl es heiß aus dem Ofen kam und sie keine Handschuhe trugen. Dass sie von ihrem Vorgesetzten absichtlich mit heißen Garnelen verbrannt wurden. Einige erzählen, dass sie sich anhören mussten, sie seien »ein Eimer voller Scheiße«. Dass man ihnen sagte, sie sollten sich umbringen, um dem Betrieb und ihren Eltern einen Gefallen zu tun.

Als Felix Geiger im Fischers Fritz anfängt, ist er 19 Jahre alt. Während seine Freunde ihr Studentenleben genossen hätten, habe er schon bald niemanden mehr außerhalb der Küche getroffen, sagt er. Sie sei zu seinem Lebensmittelpunkt geworden. Auch an den meisten Wochenenden habe er gearbeitet, habe neun Kilo Steinbutt filetiert oder Kalbshälften auseinandergenommen.

Spricht man nicht nur mit Felix Geiger, sondern noch mit vier weiteren ehemaligen Mitarbeitern von Lohse, sagen diese, dass sie von ihm selbst oder, noch häufiger, von dessen Sous-Chefs beschimpft worden seien: Loser! Arschloch! Wichser! Vollidiot! Spasti!

Lohse lässt mitteilen, die Verwendung von Beschimpfungen sei in seiner Küche verboten gewesen. Es habe »ein zwar klarer, aber freundlicher Umgangston« geherrscht. Er habe »für ein faires Miteinander« geworben.

Einige ehemalige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erzählen, sie hätten manchmal nach Feierabend oder an freien Tagen Handlangerdienste für ihren Chef verrichten müssen: zum Beispiel Ketchup zubereiten, das Lohse über einen Onlineshop verkaufte. Den Chef zu Kochevents in andere Städte begleiten. Oder für Lohse und seine Freunde auf privaten Feiern kochen. Bezahlt worden seien sie für diese Dienste nur sporadisch. »Ich habe mich nicht getraut, ihn darauf anzusprechen«, berichtet eine ehemalige Mitarbeiterin. Andere betrachteten es als Kompliment, für solche Arbeiten ausgewählt zu werden, als Förderung durch ihren Chef.

Lohses Anwalt teilt mit, zwar habe dieser tatsächlich außerhalb der Arbeitszeit auf seine Mitarbeiter zurückgegriffen. Es habe sich aber um freiwillige Dienste gehandelt, die »angemessen vergütet« worden seien: »Es gibt keine offenen Rechnungen.«

Felix Geiger sagt: »Du bist permanent im Gefahrenmodus.« Irgendwann habe er begonnen, auf der Arbeit Kokain zu schnupfen. Gegen Angst, Krankheit, körperliche Schmerzen – und gegen Erschöpfung und Müdigkeit. Immer öfter sei er am späten Abend mit Kolleginnen und Kollegen vom Fischers Fritz statt nach Hause in die Kneipe gegangen. Zwei, drei Bier, ein paar Joints, anders habe er nicht runterkommen und schon gar nicht einschlafen können.

Es ist nicht so, dass der Sternekoch Christian Lohse niemals öffentlich über seinen zweifelhaften Umgang mit den Menschen, die unter ihm arbeiten, gesprochen hätte. 2012 sagte er der *Welt am Sonntag*: »Mittlerweile bin ich der Meinung, dass jemand, der wie ein Feldherr durchs Leben geht, Komplexe hat.« Lohses Botschaft: Ich habe mich geändert. 2015 sprach er im *ZEITmagazin* über sich selbst in den 1990ern: »Ich war damals ein ziemlich schlimmer Finger. Nicht nur mit verbalen Verletzungen, sondern auch mit körperlichen Attacken.« Die Kernaussage: Das ist jetzt vorbei.

Ein Jahr nach dem Interview nahm Felix Geiger einen Nebenjob an, um ein paar Euro dazuzuverdienen. An den Moment, als sein Chef Christian Lohse davon erfahren habe, erinnert er sich so: Er habe in der Küche des Fischers Fritz gestanden, und Lohse habe ihn durch das Telefon so laut beschimpft, dass er den Hörer einen Meter von seinem Ohr wegstrecken musste und es alle mitbekamen. Gestört sei er, habe Lohse gebrüllt. Später am selben oder am nächsten Tag, genau wisse er das nicht mehr, habe Lohse ihn gefragt, jetzt persönlich in der Küche, ob er den Unterschied zwischen einer Prostituierten, einer Nutte und einer Hure kenne: Die Prostituierte ficke für Geld, die Nutte



blase für Geld, und die Hure mache das alles gern umsonst. Er, sein Azubi Felix Geiger, sei eine Hure.

Eine Augenzeugin bestätigt den Vorfall, nahezu wortwörtlich. Christian Lohse streitet ihn ab. Zwar seien Nebentätigkeiten tatsächlich »grundsätzlich nicht erlaubt« gewesen. Lohse habe seinen Mitarbeiter aber »in keiner Weise beschimpft«.

An einem anderen Tag, erzählt Geiger, habe Christian Lohse ihn in der Küche bedroht. Er werde Bekanntschaft machen mit jemandem aus seinem Freundeskreis – einem ziemlich zwielichtigen Menschen: Der fahre gern mit Geiger zum Schlachtensee und werde dessen Kopf dort unter Wasser tauchen, so lange, bis Geiger keine Luft mehr bekomme. Immer und immer wieder.

Diese Drohung bestätigen zwei Zeugen, die in der Nähe standen und mithörten.

Christian Lohse teilt über seinen Anwalt mit, er habe »zu keinem Zeitpunkt einem Azubi mit der Zufügung von Gewalt oder Schmerzen oder Ähnlichem durch ihn oder angebliche Bekannte gedroht«.

Hätte Felix Geiger vorher wissen können, worauf er sich einlässt? Wer als Lehrling in einem Sternerestaurant anfängt, kennt den Heldenmythos: vom gedemütigten Sellerieputzer zum gefeierten Spitzenkoch. Und er kennt die Reaktionen der Freunde und Verwandten. Kochausbildung? Das wird hart! In anderen gesellschaftlichen Bereichen ist der Kommandoton längst verpönt, und in Branchen wie der Filmindustrie wird nach den MeToo-Skandalen genauer hingeschaut. Doch in der Gastronomie lässt sich die Erzählung von Kampf und Drama, die zum Aufstieg eines Spitzenkochs zwingend dazu gehören, nicht so leicht aus den Köpfen tilgen. Die rauen Umgangsformen, sie scheinen zur Gourmetküche dazuzugehören wie das frühe Aufstehen zum Backen.

Schon im Mittelalter machten Köche Karriere. Guillaume Tirel schaffte es im 14. Jahrhundert vom Küchenjungen zum Chefkoch des französischen Königs und Herausgeber eines berühmten Rezeptbuchs. Die Haute Cuisine, deren Grundlagen Tirel schuf, blieb lange eine Sache des Adels – bis die Französische Revolution von 1789 die Hofköche arbeitslos machte. Eine neue Aufgabe fanden sie in Restaurants für das aufstrebende Bürgertum, das dort mithilfe einer Karte unter verschiedenen Speisen wählen konnte. Von Frankreich aus breitete sich diese bürgerliche Esskultur in andere Länder aus.

Spätestens als 1926 der *Guide Michelin* seine ersten Sterne vergab, verwandelten sich die Restaurantköche in Berühmtheiten, deren Leistungen man studierte, verglich, debattierte – wie bei Sportlern und Schauspielerinnen. Aus ihren Küchen kamen sie damals kaum heraus. Doch auch das änderte sich. Paul Bocuse erfand nach dem Zweiten Weltkrieg die Selbstvermarktung

des modernen Kochs: Er eröffnete weltweit Restaurants, vertrieb Delikatessen, Dosensuppen und Küchengeräte mit seinem Namen darauf und wurde zum Multimillionär. Wer als Chef einer Küchenbrigade zu Ansehen und Reichtum gelangen will, für den reicht es seitdem nicht, einfach nur exzellent zu kochen. Er muss seine Kunst auch massenwirksam inszenieren.

Die Bocuses von heute verkaufen keine Dosensuppen. Sie verkaufen sich selbst in TV-Kochshows.

Samstagabend, Primetime. Wer deutsche Spitzenköche beim Ausrasten erleben will, kann zum Beispiel *Kitchen Impossible* beim Privatsender Vox

Die Bocuses von heute verkaufen keine Dosensuppen. Sie verkaufen sich selbst in TV-Kochshows.

schaufen. 180 Minuten exerzierter Heroismus, perfekte Dramaturgie, Gewinner des Deutschen Fernsehpreises. Kochshows wie diese, in der Stargastronomie gegeneinander zum Kochduell antreten, sind im Fernsehen ein Megatrend. Vielleicht auch, weil ihre Protagonisten etwas geschafft haben, wovon die meisten Zuschauer nur

träumen können: Viele Sterneköche stammen aus einfachen Verhältnissen, werden aber von Prominenten und Superreichen als Genies verehrt – wie Starpianisten, Malerinnen und Erfolgsregisseure.

In den Kochshows wird die alte Erzählung von der kulinarischen Perfektion, die nur mit Brüllen und Befehlen zu erreichen ist, ironisch gebrochen fortgeschrieben – und dadurch in eine schwer angreifbare Harmlosigkeit überführt.

Da ist Tohru Nakamura, der frühere Chef von Jacob Weis, der 2018 in einer Folge von *Kitchen Impossible* verkündet, die Zuschauer könnten sich vielleicht nicht vorstellen, »wie ich mal bin, wenn ich mal ausraste oder so«.

Da ist Christian Lohse, der frühere Chef von Felix Geiger, 2018 bei *Kitchen Impossible*: »Wenn mir einer sagt, das Essen schmeckt scheiße, dann könnt' ich ihm eine knallen. Weil Scheiße hab ich noch nie gemacht.«

Oder Tim Raue, Zwei-Sterne-Koch aus Berlin, der 2017 in einer Folge von *Chef's Table* einen Mitarbeiter anfährt: »Beweg deinen verfuckten Arsch und bring mir schnell die Palette!«

Manche unserer Gesprächspartner erzählen, sie seien anfangs geblendet gewesen von der TV-Prominenz ihrer neuen Chefs. Einer sagt, er habe zu Hause stolz verkündet: »Oma, ich koche für den Typ im Fernsehen!« Ein anderer sagt, die Realität sei viel schlimmer gewesen als all das Macho-Getue vor der Kamera.

In einem Café in München treffen wir Aron Uhl, der seinen echten Namen nicht in der Zeitung lesen möchte. Er will über die Arbeitsbedingungen bei

DOSSIER

Gruß aus der Küche



Er ist Jørgensen im Gefahrengeschütz - so beschreibt ein Ausschreiber seinen Arbeitsplatz

In einigen deutschen Sternereaurants herrscht ein Klima der Angst. Mitarbeiter werden von ihren Chefs erniedrigt, Azubis brechen heulend zusammen. Über ein ungnädiges System, dem sogar die Starköche selbst zum Opfer fallen können

VON MARIA CHRISTOPH UND NORA VOIT

Werter Koch, Pflanzensatz und Chinesisch, und Tamas Handball über die Köche. Ein Mischelchef der Schenke weiß von der Wirtin, er trägt einen schwarzen Anzug, schwarze Schuhe, dunkelbraune Lederhandschuhe auf der Terrasse nahe Ibra Nakanara am Kampnagel, das Küchenchef und sein Sous-Chef. Eigentlich ist er ein Gastrojournalist in der München für den Abend, aber dort wird bis Mitte Oktober sein vierter, ähnlich als Nakanara dieses Problem als Pop-up-Kocher beibehalten lassen. Ein spezialisiertes Aushilfsangebot. Koch-Ticker schreiben vor Rosenroten. Plagenzonen bringen von der Decke herab. Zum Abschluss ein Glas Prosecco für 21,50 Euro. Doch es sind ein Nakanara-Workshop-Besucher war!

Der Sommererfolgliche Weinhandel ist nicht Gärten. Die Kellerwelt, feinsten Gängen von den Sommerküchen der Wirtin, nicht sich zurück, nicht mehr als ein Thali-Mittagessen haben die einen schließlich. Eine Feinschmecker hat sich im Wirtin verirrt. Schon nicht zu einem Koch.

Er hat einen Gang durch den Keller von Ibra Nakanara, der der Geschichte Kiez bei Ländchen die Wirtin mit der Hapstone folgt von einem Tisch über einen Nakanara auf dem Ländchen vermischt was. Dann ist Nakanara von der Kasse, Kapsel, Kapsel und belagter Personen Karte. Sie erfüllt ein Nakanara-Restaurant, der immer und wieder in den Tisch kommen.

Der Koch in seinem Restaurant mit ein ungewöhnliches Erlebnis, mit ein Karamell für

die Nakanara sein, nicht auf der Menükarte. Nach fünf Stunden sind 40 Minuten, nach griechische Pflanzensauce. Karamell in Beurre Blanc und Saucier zu ein Süßholz ist die Karamell nach 49,50 Euro für zwei Personen, keine. Der Chef kocht vorüberdeutlich sich persönlich kochte. Vier angestellte, die Hand aus dem Feuer-Zeichen gefolgt.

„Viel Spaß“, sagt Ibra Nakanara.

Joach Wiis sagt: „Oh, die am beschleunigten perfekten hat kein der Chef.“

„Wirtin nicht über den Salon sagen, sondern über das Wirtinhand für Gäste, die Restaurant, die gerade anwesend sind und in den Nakanara immer einen Nakanara. Joach Wiis berichtet, dass im Jahr 2014 ab Jüngling Gegen Ende der Küche ist sein Chef Nakanara häufig, durch die Küche geführt und habe bedürftig. Ibra hat 15 Minuten nach einem für jeden Abend habe er in den Wirtinhand genommen, erhalte Wiis. Ibra er der Treppe habe sein warmen immer, während Nakanara einen immer anderen fertig machen. Manchmal kein einer noch und was er hat. In der man selber das geben, habe Nakanara zwischen einem Topfen an alle Welt auf einen (Bastard) gemacht.“ Ob er muss sich nicht gegenseitig gegenseitig und nicht ankommen, wie es sollte sein ist ein handgelenk Kollege von Joach Wiis bestätigte.

Auch eine junge Köchin, wir müssen sie hier Karte Miel, der produktions von drei Bezeichnungen unter Ibra Nakanara. Sie arbeiten einzig Ibra Nakanara. Wirtinhand, ob produktions im Jahr 2019 Nakanara immer. Fremd ist er von Nakanara Nakanara, denn wenn Chef, in den Wirtin keller steht wieder. Dann nicht zu ein getrennt mit Nakanara immer erreichen. Dunkel und kühl

ist zu gewesen. sich keine das Gefühl, das ist nicht richtig als ich Frau mit zwei Nakanara im Keller. Alkohol. Dann habe für der Sous-Chef der Keller, die an diesem Tag in der Küche präsent waren, vorgehalten. Zum Beispiel, dem Karla Müller immer Moment zu lange geführte hatte, um die eingekaufte Kanonen zu finden. Schon vor dem ersten Nakanara habe er eingekauft zu wissen, sagt Miel. In letzter 27 Jahre ist, ich keine meinen Körper nicht mehr kontrollieren, weil ich so sehr lauter immer. Nakanara und sein Sous-Chef haben dankbar auf sie eingegangen. Sie vorerst ist in, dann Miel 120 Prozent geht, doch die rechte nicht, er rechnet 200 mit einem Nakanara.

Konkretisiert mit dem Schicksal, der gemacht Ibra Nakanara von anderem, er spricht Ibra nicht. In er nicht richtig gewesen, wie er eine Mitarbeiter können habe. Der Wirtinhand ist ein Restaurant der einzig möglich. Ob für solche Gespieler gehören. „Er sollte auf keinen Fall die Ein-schichtungsmanagement dienen.“

Andershalb Jahr lang haben wir über Mache-motiviert, in deutschen Speisekochen, nachschauen, mehr als 30 Beispielen haben an ihre Erfahrungen produziert. Wie es von ihnen selbst den Chef mit Gegenständen bewegen und mit Wissen einseitig wurde von. Sie entstehen in einem Akt, der in Küche anwesend und weitere langweilig freigegeben. Ihre Aktionen über Bezahlung und davon, wie sie nach Fehlen zu Studienarbeiten gegenüber werden sollen. Eine Karte der Selbstbezahlung, bis zum Zusammenbruch, ist ein Kiez der Ein-schichtung ist ein typisches Charakter. - sollte. Versteigt haben unsere Gesprächsgruppen gegen viele mehrfache Küche abgeben.

Es gibt in dem vergangenen Jahren immer und wieder Mitarbeiter über den negativen Alltag. In den Küchen der Sternereaurants, er geht auch Küche, die öffentlich von einem Karamell wird sprechen. Man können denken, die nächsten Zeiten in der deutschen Spitzengastronomie einen lang vorüber. Unsere Recherchen legen nahe. Sie sind zu schnell. In diesem Text gibt es jedoch nicht nur davon, was hinter den glamourösen Kulissen vieler Nakanararestaurants geschieht. Es geht auch um die Frage: Warum müssen Mitarbeiter Mindestens gearbeitet?

„Vieleicht schon ein System für den Zustand dieses Branchen. Viele betrieblere wollen hier nicht mit ihrem rechten Nakanara aufpassen. Sie können, sie können immer Ihre Job verlieren nicht sich für Karriere verfolgen. Einige die lange drüben sind und auch nicht wieder verlassen, haben nach eigenen Angaben bis heute Angst vor der Rückkehr in ihre alten Chefs. Damit ist es nicht zu helfen zu erkennen sind, werden manche Denken in diesem Artikel bewusst nicht gemacht. Für die Aussagen zu prüfen haben wir zusätzliche Untersuchungen ein-probe und mit Arbeitgeber, Branchenrat und Fremden gesprochen.“

Joach Wiis hat kein Problem damit, mit seinem Namen an die Öffentlichkeit zu gehen. Er hat keine 30 Jahre ist, gerade plant er in ein schwedisches Kleinstad, die Ernährung eines eigenen Restaurants unter Berggren und Wirtinhand. „Ich als Chef will er einmal alle ändern machen. Ich, unter dem er ändern können haben. Ibra Nakanara, haben einen Dänischen und einen Japanser, 2014 die erste Mischelkette, 2016 der zweite. Mehrmals ab check die Jahre-

unpersönlich, Mehrfachschicht für eine japanische Auslieferung. Zubereitete Kellner auf die ersten Social-Media-Karrieren. Ein heute einer Reizgepunkt-Kochmann, ein 22-Jähriger. Als Joach Wiis 2014 einen Vortrag bei Nakanara unterzeichnet, 1200 Euro besuchte, Nakanara, können die Dänische zwischen dem heißen kann größer sein: Blut der Miere, die er geschult hat. Das war der langweilig, die gerade in einem historischen Nakanara eine Ausbildung abgeben kann. Registriert, über-fürchtig für ist für Sohn gewesen, unter Nakanara beichten sie dürfen, erzählt aus einer Mutter.

„In der Küche, die die er immer gearbeitet hatte, sein nach und Ibra und Person gefolgt, sagt Joach Wiis. Doch was er unter Nakanara erhalte habe, ist ein eigener anderer Level gewesen. Die Arbeitsteile im Wirtinhand betrieblere Joach Wiis die kleinen Tieren, können wieder habe Nakanara kein verwendet, er können nicht lachen. Ibra-mit habe er kein im Chef gefolgt, er ist geworden - und dies durch die Schichten immer, mit den Wirtin, er sollte sich auch und locker machen.“ Doch hat nicht so fertiggebracht, dass ich darauf mit Tieren in den Augen in der Küche stand.“

Nakanara sagt, er habe manchmal als werden betrieblere. Er war Kritik in der beruflichen Leistung, mit am Menschen nicht, aber einen in einem schweblichen Umgangston.“

Immer, sagt Joach Wiis, habe die die die Chef mit dem Tischen, dem Nakanara, schwebt durch im Gegen geschiedet, für einen Kiez bei Berlin. Nakanara sagt jedoch, Tischen ist eine der Kiech-kontingenz. Das ist wie in einem Tischen, der am

Fotomontage auf S. 16

einem der bekanntesten Gastronomen der Stadt sprechen: Alfons Schuhbeck. Allein in der Münchner Altstadt besitzt der 72-Jährige zwei Restaurants, eine Eisdielen, einen Gewürzladen und ein Tee- und Schokoladengeschäft. Schuhbeck hat Angela Merkel und die Queen bekocht. Er war Werbegesicht von Aldi und McDonald's, er tritt in TV-Shows auf und verköstigt die Fußballprofis des FC Bayern München. 2020 verlor er nach knapp 40 Jahren seinen einzigen Stern. Im Juli 2021 musste er für seine Restaurants Insolvenz anmelden, außerdem wird gegen ihn wegen Steuerhinterziehung ermittelt. Schuhbecks Imperium bröckelt, aber noch steht es. In Interviews sagt Schuhbeck, er wolle weitermachen. Seine Restaurants haben trotz der Pleite geöffnet. Auch die Südtiroler Stuben.

Aron Uhl, Mitte zwanzig, Gastronomen-Sohn, kochte dort mit Unterbrechung von 2016 bis 2019. Der Patriarch Schuhbeck habe damals nur noch selten in der Küche gestanden, erzählt Uhl. Der Druck sei vor allem von einem seiner Sous-Chefs ausgegangen. Der habe ihn manchmal minutenlang angebrüllt.

Außerdem sei in Schuhbecks Restaurant regelmäßig ein Arzt gerufen worden, der direkt vor Ort Schnittwunden, Verbrennungen und andere Verletzungen versorgt habe, damit niemand zeitraubend ins Krankenhaus musste oder krankgeschrieben wurde. Zwei weitere ehemalige Mitarbeiter von Alfons Schuhbeck bestätigen das. Einer will unerkannt bleiben. Der andere heißt Tobias Fritsch und kocht heute in einem Restaurant in London. Zuvor arbeitete er bei Schuhbeck. Er erinnert sich: »Wenn du Schuhbeck gesagt hast, ich hab Schmerzen, ich hab mich überhoben, weil ich Kisten mit 20 Kilo Fleisch tragen musste, hat er den Arzt gerufen. Spritze ins Kreuz. Schmerzmittel.« Dann habe Schuhbeck gesagt: Jetzt kannst du weiterarbeiten, Junge!

Tobias Fritsch und Aron Uhl sind nicht die Ersten, die sich beschwerten. »Die Gerüchte in der Gastronomie halten sich hartnäckig, dass im Hause Schuhbeck wohl mitunter die schlimmsten Bedingungen vorherrschen«, heißt es von der Gewerkschaft Nahrung-Genuss-Gaststätten (NGG). Allerdings könne man die Vorwürfe nicht beweisen.

Die NGG ist Deutschlands älteste Gewerkschaft – und bleibt doch oft machtlos. Sie hat zu wenige Mitglieder. Von all unseren Gesprächspartnern war kein einziger in die NGG eingetreten. Manche wussten gar nicht, dass es sie gibt.

Ähnlich machtlos erscheinen die Industrie- und Handelskammern, die für die Kontrolle der Ausbildung in einem Betrieb zuständig sind. Und die Gewerbeaufsichtsämter, die den Arbeitsschutz überwachen sollen. Weil es keine flächendeckenden unangemeldeten Besuche gibt, müssen die Kontrolleure warten, bis sich jemand aktiv und unter seinem echten Namen beschwert – und damit seine Anstellung riskiert. Das passiert nur selten.

Man identifiziert sich mit dem, worunter man leidet. Da ist die junge Köchin, die sich nicht traute, während der Servicezeiten am Abend auf die Toilette zu gehen – das mache man einfach nicht, sagt sie, es sei wie ein ungeschriebenes Gesetz. Während ihrer Regelblutung habe sie zur Sicherheit außer einer Menstruationstasse auch noch eine Binde getragen.

Da ist die Sous-Chefin, die an einer chronischen Blasenentzündung leidet, weil sie ihren Harndrang regelmäßig über Stunden unterdrückte. Sie berichtet von Schuldgefühlen beim Gedanken daran, sich krankzumelden. Dann lasse man ja die Kollegen im Stich.

Da ist der junge Koch, der unter dem Dauerstress in der Küche an einer Magenschleimhautentzündung erkrankte und sich während der Arbeit regelmäßig übergeben musste. Erst nach vielen Packungen Schmerzmitteln habe er seinem Chef gestanden, dass er zum Arzt müsse, daraufhin sei er vor den anderen bloßgestellt worden: Er mache »einen auf Mimimi«.

Und da ist der ehemalige Azubi, der sagt, er sei inzwischen zu der Einsicht gelangt, die Arbeit in der Spitzengastronomie könne abhängig machen wie bei einem Soldaten, der von Kampfeinsatz zu Kampfeinsatz zieht. »Jemanden Chef nennen zu können. Eine Struktur zu haben. Da werden ganz komische masochistische Bedürfnisse in einem befriedigt.«

»Ich koche für mein Leben gern, ich brenne dafür.« Aber was er unter Jürgens erlebt habe, sei »unterste Schiene« gewesen.

In Rottach-Egern, am Ufer des kristallblauen Tegernsees, ist eines der nobelsten Sternerestaurants des Landes angesiedelt. Im Überfahrt, drei Michelin-Sterne, werden die Gäste vom überlebensgroßen Porträtfoto eines Mannes begrüßt, der die Arme tatkräftig verschränkt und freundlich lächelt, die Zähne so weiß wie die Kochjacke. Daneben steht der Name des Mannes: Christian Jürgens.

»Der König vom Tegernsee« – so nennt ihn Alex Hirzel, ein junger Koch, auch er einer von denen, die hier nicht mit echtem Namen genannt werden wollen. Hirzel hat bis 2017 unter Jürgens gearbeitet und sagt heute, der Starkoch habe die Angestellten manchmal wie Sklaven behandelt. Hirzel, vor und nach seiner Zeit bei Christian Jürgens in anderen Sterneküchen tätig, sagt: »Ich koche für mein Leben gern, ich brenne dafür.« Aber was er unter Jürgens erlebt habe, sei »unterste Schiene« gewesen.

An einem Samstagmittag im Jahr 2017 habe es in der Küche Leerlauf gegeben. Das Team habe sich kurz hinlegen wollen, um Kraft für den Abend zu sammeln. Die Bitte um eine Pause sei abgelehnt worden, stattdessen hätten sie, schon um die 70 Wochenstunden auf dem Rücken und völlig übermüdet,

an neuen Gerichten herumwerkeln müssen. Bis zu 80 Stunden in der Woche seien im Überfahrt normal gewesen. Das bestätigen Alex Hirzels Mutter und ein ehemaliger Kollege, wir nennen ihn hier Lenn Hartmann.

Hartmann sagt, er sei an manchen Samstagen nach drei Stunden Schlaf und einer Dusche um fünf Uhr morgens zurück ins Restaurant gefahren, um die Arbeit zu schaffen. Dann wieder bis gegen Mitternacht in der Küche. Man habe keinen Anschiss riskieren wollen: Du bist zu langsam!

Die Kölner Althoff-Gruppe, die das Überfahrt betreibt, gibt zu, dass in Pausen an neuen Rezepten gearbeitet wurde. Glaubt man der Stellungnahme, hatte das nichts mit Schikane zu tun, sondern mit der Notwendigkeit, ständig neue Gerichte zu präsentieren. Das sei »dem Wesen der Spitzengastronomie immanent« und werde »von den Gästen unseres Hauses erwartet«. Die Personalplanung und der Betrieb des Restaurants hätten sich im fraglichen Zeitraum »der Maxime des Arbeits- und Gesundheitsschutzes unterworfen«. Niemals habe Christian Jürgens oder ein anderer Vorgesetzter zum Ausdruck gebracht, man erwarte Leistungen, für die jemand um fünf Uhr morgens zur Arbeit kommen müsse.

Lenn Hartmann und Alex Hirzel berichten, Jürgens habe Mitarbeiter manchmal so heftig vor dem Team angebrüllt, dass sie die Fassung verloren. Hartmann: »Ein gestandener Mann steht da und weint. Schon heftig.« Habe der Poissonnier, zuständig für den Fisch, zu kleine oder zu große Portionen aufgetan, dann habe er von Jürgens dessen Autoschlüssel zugeworfen bekommen, sagt Hartmann. Der Poissonnier wisse ja, was jetzt zu tun sei, habe Jürgens gesagt: Auto putzen, tanken fahren. Auch zwei weitere Köche aus der Küche des Überfahrt sagen uns, sie hätten miterlebt, wie Jürgens das Kommando zum Putzen seines Autos gab. Der eine sieht darin wie Lenn Hartmann eine Straffaktion, der andere mag nichts Schlimmes daran erkennen. Im Gegenteil, es sei doch toll, wenn einen der Chef beauftrage, sich um sein Auto zu kümmern. »Ein Vertrauensbeweis!«

Die Althoff-Gruppe teilt mit, das Herumschreien und Weinen sei »bedauerlicherweise vereinzelt vorgekommen«. Und: »In Absprache mit Herrn Jürgens dürfen wir Ihnen mitteilen, dass (...) Mitarbeitende bei der Pflege des Fahrzeugs behilflich waren.« Jedoch niemals als Strafe – sondern »immer im Einvernehmen, verbunden mit einer durch Herrn Jürgens gesondert ausgesprochenen Anerkennung oder kleinen Belohnung«. Dass ein anderer Eindruck entstand, bedauere man ausdrücklich.

Das Restaurant, in dem Christian Jürgens seine Gerichte serviert, ist an ein Hotel angeschlossen. So wie viele andere Spitzenküchen auch. Anders könnte es sie gar nicht geben: Wenige deutsche Sternerestaurants schreiben, nur für sich genommen, schwarze Zahlen. Die meisten sind laut Auskunft von Insidern

angewiesen auf Querfinanzierung durch Hotels und Sponsoren, die sich den Ruf der Küche zunutze machen, um für ihre eigenen Marken zu werben.

Die viel zu kleinen Küchenteams, das riesige Arbeitspensum, der brutale Leistungsdruck – wir haben darüber auch mit einigen Spitzenköchen gesprochen, bei denen die Betroffenen, die hier zu Wort kommen, nicht gearbeitet haben. Manche gestanden die Missstände in ihrer Branche ein. Viele berichteten nachvollziehbar, früher sei alles noch viel schlimmer gewesen, und erklärten das Fehlverhalten von heute mit dem, was ältere Kollegen in ihrer eigenen Ausbildung erlebt hätten.

Alle aber redeten sie über eines. Über Geld.

Anders als eine Fast-Food-Kette oder der Imbiss um die Ecke kann es sich ein Sternerestaurant kaum leisten, an der Qualität der Zutaten zu sparen. Fast 500 Euro für ein Abendessen zu zweit bei Tohru Nakamura, das klingt nach einer ungeheuren Summe, aber nur, solange man sich keine Gedanken über die Einkaufspreise der verwendeten Produkte macht. Die für ihre verantwortungsvolle Fischerei bekannte spanische Marke Balfegó etwa bietet ihren Thunfisch auf ihrer Website für rund 48 Euro das Kilo an, Kaviar vom Beluga-Stör kostet regulär bis zu 450 Euro pro 100 Gramm. Hochwertig soll alles sein, natürlich, nachhaltig, frisch. Größere Küchenteams und faire Arbeitszeiten seien da finanziell oft nicht drin, sagen uns die Köche.

In jüngster Zeit ist oft vom Einschnitt die Rede, den die Corona-Krise für den Arbeitsmarkt bedeutet, gerade in der Gastronomie. Vom Fachkräftemangel und davon, dass sich Menschen in Serviceberufen während des Lockdowns gefragt haben: Muss ich mir das wirklich antun? Noch ist es zu früh, um zu sagen, welche Auswirkungen die Krise auf die Sternegastronomie haben wird. Klar ist: Die meisten Spitzenrestaurants können nicht einfach ein paar Tische auf den Bürgersteig stellen; Sterneküche findet drinnen statt. Eigentlich wäre jetzt der Augenblick, in dem sich die Branche neu erfinden müsste, aber die über viele Jahrzehnte gewachsenen Strukturen werden nicht von heute auf morgen verschwinden.

Es gibt einige – vor allem junge – Köchinnen und Köche, die es anders machen wollen. Die, etwa im Berliner Sternelokal Nobelhart & Schmutzig, Mitspracherechte für die Mitarbeiter mit hochwertigem regionalen Essen für die Gäste zu vereinen versuchen. Oder die, wie die kürzlich besternte Dalad Kambhu, auf ein rein weibliches Team setzen und kürzere Arbeitszeiten einführen. Es gibt Initiativen wie #UnfuckGastronomy in Deutschland und die MAD Academy in Kopenhagen, gegründet von einem Spitzenkoch, der Kolleginnen und Kollegen aus aller Welt beibringen will, wie es besser geht.

Und dann gibt es Köchinnen und Köche, es sind gar nicht so wenige, die freiwillig aus dem Kampf um die Sterne aussteigen. René Conrad zum Beispiel,

der die Spitzengastronomie mittlerweile als »körperlichen wie geistigen Suizid« beschreibt und heute in Marbella einen Familienbetrieb führt.

Wird das reichen?

Die Althoff-Gruppe, Betreiberin des Restaurants Überfahrt, in dem Christian Jürgens seine drei Sterne erkocht hat, verschickt einen Tag nach unserer Anfrage eine Pressemitteilung. Kürzere Servicezeiten pro Woche, sieben Wochen Betriebsferien pro Jahr und für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein Seminar mit dem Titel »Die Sternegastronomie – ein toller Karriereweg«: Das soll künftig dabei helfen, »sukzessive die Arbeitsbedingungen auch in der absoluten Top-Gastronomie zu optimieren«.

Alfons Schuhbeck hat auf die Anfragen der ZEIT nicht reagiert.

Christian Lohse lässt die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden, über seinen Anwalt vehement zurückweisen. Es handele sich um »Unwahrheiten und Verleumdungen in einer einprägsamen und unterhaltsamen Art, damit der Empfänger der Schilderungen davon ausgeht, so etwas müsse wirklich vorgefallen sein.« Verbreitet worden seien die Vorwürfe durch »offenbar enttäuschte ehemalige Mitarbeiter« mit »lebhafter Phantasie«. Das Fischers Fritz gibt es heute nicht mehr. Es wurde umbenannt und neu ausgerichtet – ohne Christian Lohse. Das Hotel Regent Berlin, zu dem das Fischers Fritz gehörte, schreibt auf unsere Anfrage, Lohse habe sich damals aus persönlichen Gründen zurückgezogen. Lohse selbst lässt über seinen Anwalt mitteilen, er habe sich beruflich verändern wollen.

Tohru Nakamura hat Filterkaffee gekocht. Am Samstagmittag vorletzter Woche sitzt er im T-Shirt in seinem leeren Restaurant, dem Penthouse mit dem spektakulären Blick über München. Sein Pressesprecher, ein Freund von ihm, hat uns eingeladen: Nakamura wolle in den Dialog treten und Fehler eingestehen. Das tut er dann auch.

Zweieinhalb Stunden lang spricht Tohru Nakamura an diesem Tag über einen Menschen, der von seinen Selbstzweifeln und seinem unbedingten Willen zum Erfolg aus der Balance gebracht wurde: Er spricht über sich selbst als Chefkoch seines früheren Restaurants. »Ich hatte vereinzelt ein Stück weit Menschlichkeit und Empathie verloren.« Er habe Fehler seiner Mitarbeiter persönlich genommen, habe versucht, sich auch durch harte Kritik Respekt zu verschaffen. »Ich kann mich nur in aller Form entschuldigen für mein Verhalten von damals.«

Damals. Nakamura erzählt die Geschichte eines Menschen, der sich gewandelt hat, und er wirkt glaubhaft dabei. »Ich habe irgendwann gemerkt, dass ich nicht die Art von Chef bin, der ich sein will.« Da habe er sich therapeutische Hilfe gesucht und an sich gearbeitet. Inzwischen sei seine

Küche nur noch abends offen, Schichtbeginn 13 Uhr. Und einen Weinkeller gebe es im Salon rouge nicht.

»Ich hoffe sehr, dass Ihr Artikel eine Diskussion über den Wandel der Branche anstößt«, sagt Tohru Nakamura.

So wie er jetzt redet, selbstkritisch und reflektiert, wirkt Nakamura weniger wie ein Täter. Eher wie jemand, der selbst unter den Zuständen seiner Branche leidet. Er spricht über den Zwang zur Spitzenleistung. Über das dauernde Bewertetwerden, im *Guide Michelin*, aber auch auf TripAdvisor. Nakamura beschreibt ein System, das selbst denen zu schaffen macht, die es bis ganz nach oben geschafft haben. Die mit ihrem Namen, ihrem Gesicht, ihrer Präsenz für die Güte ihrer Küche bürgen.

Was aber würde passieren, wenn Nakamura samstags nicht bis ein Uhr nachts jeden Gast persönlich verabschieden würde? Wenn seine Mitarbeiter sagten: Der Chef verbringt das Wochenende mit seinen beiden kleinen Kindern? Was wäre, wenn er mehr Küchenpersonal einstellen würde und daraufhin die Preise heraufsetzen müsste? Was würden die Gäste dann sagen?

Wenn die Kritiker des *Guide Michelin* wieder ausschwärmen, um Sterne-restaurants zu küren, werden sie sich auf Kriterien berufen, die schon seit Jahrzehnten gelten: vor allem auf die Frische der Zutaten, die Qualität der Gerichte, die Kreativität der Küche – auf die Speisen also, und nichts anderes. Ginge es nach Tohru Nakamuras einstigem Jungkoch Jacob Weis, ginge es nach Tobias Fritsch, Kayla Miller und all den anderen Köchen und Azubis, mit denen wir gesprochen haben, dann käme ein weiteres Kriterium hinzu. Dann ginge es nicht mehr nur um die Exzellenz der Speisen. Sondern auch um den Umgang mit denen, die sie zubereiten.

Mitarbeit: Dominik Wolf

Hinter der Geschichte

Für dieses Dossier haben die Autorinnen anderthalb Jahre lang recherchiert und mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus knapp 20 deutschen Sterneküchen gesprochen. Gegen etliche Köche wurden Anschuldigungen erhoben, die sich jedoch nicht in jedem Fall belegen ließen. Für die in diesem Text beschriebenen Vorfälle liegen Zeugenaussagen, ärztliche Unterlagen, Arbeitsverträge und/oder eidesstattliche Versicherungen vor. Gefördert wurden die Autorinnen vom Verein Netzwerk Recherche und von der Mercator Stiftung. Das Essen im Münchner Restaurant Salon rouge, das im Einstieg dieses Dossiers beschrieben wird, hat die Redaktion bezahlt.

BESTES

LO

KAL

STÜ

CK

Angela Boll

Abschiednehmen in der Pandemie

Sigrid März

Kidane und Herr Schweitzer

Judith von Plato

Gustavs letzter Gang

ANGELA BOLL

Angela Boll, Jahrgang 1977, wollte ursprünglich Lehrerin werden und studierte Grund- und Hauptschulpädagogik an der Pädagogischen Hochschule in Heidelberg. Während ihres Studiums jobbte sie beim *Hessischen Rundfunk*. Als ihr eine Presseeinladung in die Hände fiel, die beim *HR* niemand wahrnehmen konnte, nutzte sie die Gelegenheit, führte das Interview und bot es dem *Mannheimer Morgen* an. Sie bekam weitere Aufträge und schließlich die Anfrage, ob sie nicht ein Volontariat beim »MM« beginnen wolle. Nach abgeschlossenem Studium nahm sie das Angebot an. Seit 2000 ist sie festes Redaktionsmitglied in der Lokalredaktion, zunächst als Polizeireporterin, dann als Gerichtsreporterin. Freiräume nutzt sie immer für lokale Geschichten weit ab von Verbrechen und Justiz. 2017 entwickelte sie für den »MM« die Serie »Äfach de Beschde«. Mannheimer Bürger durften dafür ihre Herzensmenschen nominieren.



Seit 2020 ist Angela Boll Host und verantwortliche Redakteurin des Podcasts »Verbrechen im Quadrat«, dem erfolgreichsten Digital-Projekt des »MM«. Nebenberuflich engagiert sie sich über die BG3000 GmbH in Schulen als Referentin zum Thema »Journalismus im digitalen Zeitalter«. Angela Boll ist verheiratet und hat zwei Kinder.

Angela Boll ist nominiert in der Kategorie »Bestes Lokalstück« mit »Abschiednehmen in der Pandemie«, erschienen am 19. November 2021 in *Mannheimer Morgen*.

Abschied-nehmen in der Pandemie

Im November gedenken wir der Toten. Für viele, die in diesem Jahr einen Menschen verloren haben, sind die Erinnerungen verknüpft mit den Einschränkungen durch die Pandemie. Manche konnten sich nicht verabschieden, anderen fehlte die angemessene Trauerfeier, manche Berufsgruppen – wie Pflegekräfte, Ärztinnen oder Bestatter – mussten einen neuen Umgang mit dem Tod annehmen. Das Sterben mit oder an Corona hat viel verändert. Diese Geschichte beschreibt stellvertretend für viele Verstorbene den Abschied eines infizierten Mannes und die Gedanken derer, die ihn begleitet haben.

Das Sterben mit oder an Corona hat viel verändert. Diese Geschichte beschreibt stellvertretend für viele Verstorbene den Abschied eines infizierten Mannes und die Gedanken derer, die ihn begleitet haben.

Die Tochter

Am 2. Januar herrschte ausgelassene Stimmung in dem Zimmer meines Vaters. Er hatte seine erste Impfung gegen Covid-19 bekommen und sich gewünscht, darauf mit mir anzustoßen. Wir lachten viel an diesem Tag, fühlten uns in einem neuen Lebensabschnitt angekommen. So, als würden wir nach langem Eingesperrtsein langsam die Freiheit zurück erobern. Seit 2018 lebte mein Vater im Pflegeheim, er mochte sein Zimmer, die Spaziergänge in den Luisenpark, die Gottesdienste, die wir gemeinsam besuchten, und er liebte es, von den Schwestern gedrückt zu werden, immer viele Menschen um sich zu haben. Aber dann kam Corona. Bis zu jenem Tag der Impfung hatte uns die Pandemie schon schwer gebeutelt. Ihn, weil er plötzlich keinen Besuch bekam, nicht mehr umarmt wurde und keinen Gottesdienst mehr besuchen konnte. Mich, weil ich ihn vermisste, Angst hatte, dass er eingeht, ohne mich und ohne seine Glaubensrituale, die ihn bisher immer in schweren Zeiten getragen hatten. In den Wochen des ersten Lockdowns vom 22. März bis zum 4. Mai durfte ich das Heim nicht betreten. In dieser Zeit hatte mein Vater Geburtstag. Er lachte, als er uns vor dem Haus stehen sah, und winkte uns zu sich. »Kommt doch mal zu mir!«, rief er ungeduldig. Wir durften nicht. Meine unterdrückten Tränen schnürten mir den Hals zu. Ein Handkuss, winken, lachen – alles, nur nicht verzweifeln. Wie so oft fingen die Pflegekräfte und Alltagsbegleiter auf, was ich kaum ertragen konnte. Wieder nahmen sie Briefe und Geschenke entgegen. Es war zum traurigen Ritual geworden. Als ich meinem Papa im Mai endlich wieder näher kommen durfte, schaffte er es auf erstaunliche Weise, das Vorangegangene zu verdrängen. Er lachte über die Masken, schüttelte den Kopf darüber, dass wir die mitgebrachten Erdbeeren draußen essen mussten, nannte die Pandemie abfällig »die Pest«. Nach jedem Besuch fragte er mich, ob ich morgen wieder komme. Über das, was hinter ihm lag, wollte er nicht

sprechen. Wenn ich ihn danach fragte, schwieg er. Nachdem ich im Herbst in Quarantäne bleiben musste und ihn 14 Tage nicht besuchen durfte, sprach er plötzlich nicht mehr. Wir begannen, gemeinsam zu singen. Das ging. Dadurch kam das Lachen zurück. Früher hätten wir nie zusammen gesungen, es war schräg und traurig zugleich. Hände desinfizieren, eincremen, massieren und dabei erzählen – über Berührung und Zuspruch fand er Sprache und Freude wieder. Dass er weiterhin von niemandem mehr geküsst werden durfte, nahm er verständnislos zur Kenntnis. Dann ging der Testwahnsinn los, plötzlich waren Heimbesuche an Termine gebunden, mussten frühzeitig vereinbart werden. Ein Horror für berufstätige Angehörige. Jedes Treffen war mit Zeitdruck verbunden. Nur durch bitteres Flehen unter Tränen bekam ich noch einen Besuchstermin an Heiligabend, um ein Haar hätte ich es versäumt. Als dann am 24. Dezember 2020 um 17 Uhr in ganz Mannheim die Kirchenglocken läuteten, saßen wir auf dem Balkon des Pflegeheims. Der Gottesdienst fehlte uns beiden, ließ sich nicht durch ein gemeinsames Gebet ersetzen. An diesem Abend beschlossen wir, den Tag der Impfung mit Sekt zu feiern. Und acht Tage später war es soweit. Weitere acht Tage später hörte mein Vater wieder auf zu reden. Es war ein eigenartiger Tag. Ich war unter Strom, weil ich trotz Arbeit pünktlich für die Testung im Heim sein musste. Als ich ihn fragte, ob wir spazieren gehen sollen, nickte er nur kurz, zeigte mir mit der Hand, dass ich immer weiter laufen soll. Er wirkte müde in seinem Rollstuhl, machte aber nie die Augen zu. Kein Nickerchen. Außergewöhnlich. Beim Abschied registrierte er meine Unruhe. »Mach Dir keine Sorgen!«, sagte er lächelnd und tätschelte meine Hand. Am Tag danach war Testtag im Heim. Besuchsverbot. Und dann kam der Anruf: »Ihr Vater hat Corona«, hieß es, »aber er ist ja geimpft. Er hat leichtes Fieber, es geht ihm gut.« Surreal. Wir hatten so oft über die Schutzausrüstung gesprochen, die jetzt wegen Corona in den Krankenhäusern getragen werden muss. Ich bin mir sicher, als ihm die Pflegekräfte so begegneten, wusste er: »Es ist die Pest!«. Drei Tage lang wählte ich morgens und abends die Nummer des Heims. Es ging ihm gut. Er würde essen und lachen, hieß es. Am vierten Tag wurde ich angerufen. »Ihr Vater liegt im Sterben. Sie dürfen jetzt kommen.« Ich war nicht vorbereitet, glaubte nicht, was ich hörte, sondern hielt an der Freude fest, zu ihm zu dürfen. Irgendwie glaubte ich, wir schaffen das. Als ich die Eingangstür des Pflegeheims öffnete, fühlte es sich an wie das Eintauchen in eine andere Welt. Nichts war wie vorher. Alle waren ver mummt mit Kittel, Schutzbrille, Maske und Handschuhen, manche weinten leise, das Haus war still geworden, der Tod hatte einen Schleier über das Geschehen gelegt. Die Heimleiterin half mir in den Kittel und murmelte: »Es tut mir leid!«. Dann rannte ich. An der Zimmertür meines Vaters wurde ich zurückgehalten. »Bitte noch testen!«, sagte die Schwester,

dann ließ sie mich rein, ohne das Ergebnis zu kennen. Irgendwie fühlte ich mich sicher in seinem Zimmer, so, als sei das Schwere noch nicht bis hierher durchgedrungen. Die Sonne strahlte durch das Fenster, und ich war endlich da. Bei ihm. Den Pfarrer hatte ich schon informiert. Er musste kommen, das war mit meinem Papa so besprochen. Krankensalbung in Corona-Zeiten? Darüber hatte ich nicht nachgedacht. Ich desinfizierte mich und cremte die Hände meines Vaters ein. So wie immer. Er sah gut aus, schön gepflegt, frisiert und gar nicht blass. Das sagte ich ihm, denn er war sehr eitel. Er wollte mir antworten, konnte aber nicht mehr. Mit Handschuhen strich ich ihm über die Stirn und versicherte ihm, dass es keine Worte brauche. Ich sei jetzt einfach da. Es war beruhigend. Überall Schatten, aber hier schien die Sonne. Auf einmal riss die Schwester die Tür auf. »Sie sind positiv«, rief sie mir zu: »Sie müssen sofort gehen.« Die Heimleitung, der Pfarrer, Pflegekräfte – plötzlich standen alle im Türrahmen und winkten mir hektisch zu. Dann schob sich der Pfarrer durch die aufgeregte Menge und schloss wortlos die Tür hinter sich. Er begann mit der Krankensalbung, als ob nichts wäre. Und ich fühlte mich auf einmal wie gelähmt. Ich hatte Angst, jede Bewegung könnte dazu führen, dass ich aus dem Zimmer gezerrt werde. Ich wollte um jeden Preis bei meinem Papa bleiben. Nachdem der Pfarrer meinen Vater gesalbt hatte, nickte er mir wohlwollend zu und verließ das Zimmer. Zeitgleich stürmte die Heimleiterin herein und flehte mich an, sofort zu gehen. Verzweifelt und heulend standen wir uns vor dem Bett meines sterbenden Vaters gegenüber, und ich bettelte um weitere fünf Minuten alleine mit ihm. »Ich darf nicht« – sie schüttelte den Kopf. Dann verließ sie das Zimmer. Schweigend. Es galt das Unausgesprochene: schneller

Mit Handschuhen strich ich ihm über die Stirn und versicherte ihm, dass es keine Worte brauche.

Abschied und unauffälliges Verschwinden. Ich streifte die Handschuhe ab, riss die Maske aus dem Gesicht und nahm meinen Vater in den Arm, ich küsste ihn und streichelte ihm über den Kopf, erklärte ihm, dass nun niemand mehr kommen wird, aber alle an ihn denken. Dann nahm ich seine Hand und spürte die Anspannung. »Wir dürfen loslassen«, sagte ich ihm – und mir. Dann schob ich sein Bett in die Sonnenstrahlen, zog die Schutzkleidung an, ließ die CD mit den Marienliedern laufen und schlich mich durch den Hinterausgang aus dem Heim. Nur zwei Stunden später starb mein Papa. Alleine. Als mich der Anruf erreichte, hatte ich mich bereits in Isolation begeben, durfte niemanden umarmen. Am Telefon bat ich den Bestatter, meinem Vater den Rosenkranz in die Hand zu legen und ihn gut zuzudecken. Man sagt, Infizierte werden in einem Sack bestattet. Ich hab nicht danach gefragt. Niemand aus

der Familie durfte ihn noch einmal sehen. Am Tag der Impfung hatten wir gedacht, es sei überstanden.

Die Heimleiterin

Dieser Abschied bleibt mir in Erinnerung, weil er den Zwiespalt zeigt, in dem ich mich als Heimleiterin seit der Pandemie befinde. Ich muss immer wieder einen Weg finden zwischen der Einhaltung der Vorschriften und den zutiefst menschlichen Bedürfnissen der Bewohner und Angehörigen. Beides liegt mir am Herzen. In dem Moment, als ich erfuhr, dass die Tochter unseres Bewohners positiv ist, dachte ich: Es spielt ja keine Rolle mehr. Wir hatten damals beschlossen, dass die engsten Angehörigen auch von Corona-Infizierten, die im Sterben liegen, Abschied nehmen dürfen. Natürlich unter Einhaltung aller Vorschriften. Es war eine bewusste Entscheidung. In der Zeit haben wir auch sterbende Bewohner ohne Corona aus den Krankenhäusern zurückgeholt, damit ihre Lieben, die nicht ins Krankenhaus dürfen, bei uns Abschied nehmen können. Aber eine positive Angehörige, das wurde mir in der nächsten Sekunde klar, war eine weitere Gefahr für unsere Bewohner und für jeden Angestellten im Haus. Und das musste ich der Tochter klar machen, zugleich wollte ich ihr noch einen Moment geben. Ich vertraute ihr, und ich wartete auch nicht mehr vor der Tür. Vielleicht hätte ich den Pfarrer abhalten sollen, um ihn zu schützen, aber ich hatte auch bei ihm den Eindruck, dass er sich bewusst entschieden hat, die Krankensalbung durchzuführen. Im Januar hat mein Team Übermenschliches geleistet und durchgehalten. Es herrschte großer Zusammenhalt. Erst in der Zeit danach kam bei dem einen oder anderen der Zusammenbruch. Dann mussten einige ein paar Tage zuhause bleiben, um das Erlebte zu verarbeiten. Für mich bleibt die Zerrissenheit. Auch heute noch. Ich habe mir oft Zeit genommen für Angehörige, um auf ihr Verständnis zu hoffen. Viele waren einsichtig, obwohl auch sie gelitten haben, andere beschimpften mich, sie haben die Gefahr, die von Corona ausgeht, nicht erkannt. Ich befürchte, diese Zerrissenheit wird mich noch eine Weile begleiten.

Die Altenpflegerin

Die Zeit, in der dieser Bewohner starb, war die schlimmste, die unser Team in der Pandemie durchstehen musste. Corona hatte da schon längst die Herausforderungen hochgeschraubt, aber wir hatten es bis dahin geschafft ohne infizierte Sterbende. Wenn Bewohner gehen, ist das auch für uns immer ein Abschied – und nie Routine. Wir haben viel Zeit mit den Menschen verbracht, sind zusammengewachsen, gerade auch, als wir gemeinsam den Lockdown erlebt haben. Als uns im Januar die Welle erfasste, waren wir

nicht darauf vorbereitet, dass wir Bewohner an Corona verlieren. Die meisten waren ja schon geimpft. Das Furchtbare war, dass es bei den Infizierten so schnell ging, wir zusehen mussten, wie sie innerhalb weniger Tage abbauten. Alles, was wir getan haben, hat nichts geholfen. Zugleich ging bei den anderen Bewohnern der Alltag weiter, allerdings mit einem weit höheren Arbeitsaufwand für uns als vorher schon, denn wir mussten nun mehrmals am Tag Fieber messen, akribisch desinfizieren, Schutzkleidung tragen, Essen in getrennten Räumen austeilen. Normalerweise gibt es Rituale, wie auch wir uns von Verstorbenen verabschieden. Nicht nur wir Pflegenden, auch die Reinigungskräfte, die Therapeuten, Alltagsbegleiter – alle, die wir hier sind. Wir verabschiedeten uns einzeln, gehen noch mal in die Zimmer. An diesem Tag durfte nur die zugeteilte Pflegekraft zum Bewohner, sie stellte auch den Tod fest, dann wurde das Zimmer verschlossen. Wir anderen, die ihn so gut kannten und gern hatten, verabschiedeten uns an der geschlossenen Tür. Das war schlimm. Wir haben einfach nur noch funktioniert. Wenn ich heute darüber nachdenke, wie sehr mich das alles mitgenommen hat, bekomme ich Gänsehaut. Auch weil ich mit den Angehörigen gelitten habe. Innerlich. Tatsächlich habe ich weiter funktioniert. Aber ich hatte Angst. Jeden Tag – dass noch mehr Bewohner daran sterben und auch, dass ich mich infiziere.

Der Pfarrer

»Können Sie meinem Vater die Krankensalbung spenden? Er hat Corona und könnte sterben.« Diese Anfrage erreichte mich, während mich Fragen beschäftigten: Menschen, die mit Überzeugung am Leben der Gemeinde teilnahmen, sterben nun allein, ohne Trost, ohne die Zeichen der Nähe Gottes. Hygieneverordnungen respektieren – kann sich Seelsorge damit abfinden, dass dies alles ist, was jetzt getan werden kann? Ich kämpfte mit der Tatsache, dass ich nicht selbst mehr Initiative ergriffen hatte. »Ja, natürlich«, platzte es aus mir heraus. Es tat gut, mehr tun zu können. Es gibt Menschen, die Trost suchen, es gibt Angehörige, die das Anliegen aufgreifen, es gibt Einrichtungen, die Türen öffnen. Das tat gut. »Sie wissen, dass Sie in einen Raum gehen, in dem zwei Infizierte sind?«, hieß es im Pflegeheim. Von einer wusste ich, bevor ich kam, von der anderen erfuhr ich erst jetzt. Es änderte nichts. Das Mögliche, um eine Ansteckung zu vermeiden, war getan. Mehr noch. Die Situation hatte etwas Befreiendes: Herauszutreten aus der Schockstarre, um Seelsorger zu sein. »Ja, das weiß ich, ich möchte trotzdem diese Krankensalbung spenden«, meine Antwort war klar. Das Personal im Pflegeheim wirkte nervös – trotzdem war ich willkommen. Schnell zeigte man mir den Weg. Die Tür zum Krankenzimmer schloss sich hinter mir. Ich war jetzt in jener eigenartigen Stimmung, die sich einstellt, wenn ein Mensch im

Begriff ist, sich aus diesem Leben zu verabschieden. Als ich die Worte bei der Salbung sprach, war ich den Tränen nahe. Wie viel Liebe und Hoffnung, wie viel Leid mag dieser Mensch in den letzten Tagen durchlebt haben? Während ich mich der Schutzkleidung entledigte, hörte ich die Stimmen vom Flur wieder – sie waren ausgeblendet gewesen. Die Frage, was ist der richtige Weg in dieser Pandemie, beschäftigt mich weiter. Aber die Erfahrung, als Seelsorger mehr getan zu haben, als Vorschriften zu beachten, verschafft Trost.

„SIGRID MÄRZ

Sigrid März ist Ur-Münsteranerin, Jahrgang 1976, hat in Osnabrück Zellbiologie studiert und am Max-Planck-Institut für molekulare Biomedizin in Münster promoviert. Die folgenden zehn Jahre arbeitete sie in der Grundlagenforschung. 2014 heuerte sie beim Biowissenschaftsmagazin *Laborjournal* an und schrieb fortan – neben ihrer Arbeit im Labor – über Dinge wie Biotechnologie. Weiteres journalistisches Handwerk erlernte sie ebenfalls berufsbegleitend an der Freien Journalistenschule Berlin. Seit Anfang 2020 arbeitet Sigrid März hauptberuflich als freie Wissenschaftsjournalistin, unter anderem bei *Spektrum*, *MedWatch*, *Quarks* und *RiffReporter*. Woran sie Falschmeldungen erkennen, erklärt sie Kindern und Jugendlichen als Dozentin bei den »*Lie Detectors*«. Außerdem engagiert sie sich beim Berufsverband freier Journalist:innen »Freischreiber«, seit Oktober 2021 als Vorstandsvorsitzende.



Sigrid März ist nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Stück« mit »Kidane und Herr Schweitzer«, erschienen am 23. Februar 2021 auf RUMS.ms.

Kidane und Herr Schweitzer

50 Prozent der Kinder, die im Stadtteil Münster-Coerde zu Hause sind, leben in Armut. Das hat Folgen für ihre Chancen auf Bildung — und damit für ihr ganzes Leben. Eines dieser Kinder ist Kidane. RUMS-Autorin Sigrid März hat den Zehnjährigen getroffen. Und sie hat mit dem Bildungsexperten Jochen Schweitzer gesprochen, der etwas für die jungen Menschen in seinem Stadtteil verbessern möchte.

Der zehnjährige Kidane ging immer gerne in die Schule, doch wie wichtig sie ihm ist, verstand er erst im Frühjahr während des ersten Lockdowns. Er fühlte sich oft allein. Er vermisste die Zeit mit anderen Kindern. Er saß viel zu Hause herum. Ob es im Sommer ein Ferienprogramm geben würde, war noch nicht klar. In dieser Zeit hörte Kidane von einem Theaterprojekt in der Nähe, keine zehn Minuten vom Eichhornweg in Coerde entfernt, wo Kidane bei seiner Tante wohnt. Das Projekt war für ihn ein Glücksfall.

Zwölf Kinder im Alter von sechs bis zehn Jahren probten eine Woche lang auf dem Gelände des Sportvereins Teutonia, begleitet von zwei Theaterpädagoginnen. In dem Stück, das sie spielten, ging es um eine Löwin, die nicht schreiben kann.

Zwischendurch schaute immer wieder ein älterer Herr vorbei. Jochen Schweitzer, 78 Jahre alt, ein ehemaliger Lehrer. Manchmal brachte er den Kindern morgens Brötchen. Schweitzer hatte das Projekt organisiert, um die Corona-Zeit zu überbrücken, zusammen mit der Kinderkulturwerkstatt Musifratz. Er hatte auf eigene Faust einen Übungsraum besorgt, Bühnenplatten und eine Plane gegen den Regen. Und er hatte ein Hygienekonzept erstellt. Bei der Aufführung am Ende saß er im Publikum. Für das Finale hatte er den Clown Fidelidad eingeladen.

Die Kinder spielten voller Inbrunst Affen, Löwen und Flamingos, in bunten Kostümen und mit viel Selbstbewusstsein. An diesem Tag sah Kidane glücklich aus.

Das ist die eine Seite der Geschichte, die schöne. Doch es gibt auch noch eine andere. Sie klingt nicht ganz so schön.

Klingelschilder fehlten, niemand öffnete

Die Brötchen brachte Jochen Schweitzer morgens vorbei, weil einige Kinder ohne Frühstück kamen. Ihre Eltern schliefen noch, als sie das Haus verließen. »Ich habe schon viele Veranstaltungen organisiert, aber das war nervlich das Anstrengendste, was ich je erlebt habe«, sagt Schweitzer. Jeden Tag hätten sie

sich morgens gefragt, ob die Kinder auch kommen. Mit den Eltern Kontakt aufzunehmen, sei nicht einfach gewesen. E-Mail-Adressen und Telefonnummern stimmten nicht, an den Wohnungen fehlten Klingelschilder oder niemand öffnete. Das Misstrauen gegenüber Fremden sei groß, auch die Angst vor Kontrollen und Ämtern, sagt der ehemalige Lehrer. Er habe immer wieder gehört: »Das geht mit diesen Kindern und diesen Eltern nicht.« Doch das wollte Schweitzer nicht hinnehmen. »Ich wollte beweisen, dass es doch geht«, sagt er. Und er wollte beweisen, dass es nicht an den Kindern liegt.

An einem Nachmittag im Oktober einige Wochen später steht Kidane am Eichhornweg an der Straße und schabt mit den Schuhen über den Asphalt. Jochen Schweitzer hatte sich angekündigt, er besucht die Kinder aus dem Theaterprojekt regelmäßig und schaut, wie es ihnen geht. Jetzt steigt er vom Fahrrad. »Ich dachte, du kommst nicht mehr«, sagt Kidane. Schweitzer lächelt. »Ich habe mit deiner Tante halb vier abgesprochen, Kidane, und hier bin ich«, sagt er. Dann schlendern die beiden zum Eingang des Mehrfamilienhauses, in dem Kidane lebt.

Hier im Viertel reihen sich Mehrfamilienhäuser aneinander. Im Osten begrenzt der Dortmund-Ems-Kanal den Stadtteil, im Westen die Bahnlinie. »Alles endet hier in Sackgassen«, sagt Schweitzer, und damit meint er nicht nur die Straßen. »Nach Coerde zieht man nicht, wenn man nicht muss«, so hat er es mehrfach gehört. Er selbst lebt seit sieben Jahren hier – freiwillig, wie er betont.

Der Wohlstand ist ungleich verteilt

Eigentlich ist Münster eine Stadt, der es gut geht. Die Menschen haben im Jahr durchschnittlich knapp 24.000 Euro zur Verfügung, im Landesschnitt sind es 1.400 Euro weniger. Im Jahr 2019 war nur einer von 20 Menschen in Münster arbeitslos. Doch der Wohlstand in der Stadt ist ungleich verteilt. In Mauritz und im Kreuzviertel liegen die Einkommen und die Vermögen deutlich über denen in Berg Fidel, Kinderhaus und eben Coerde. Im Kreuzviertel bezieht nur einer von 50 Menschen Hartz IV, in Berg Fidel jeder fünfte. In Mauritz haben zwei von zehn Kinder eine Migrationsvorgeschichte, in Coerde fast sieben von zehn.

Im Mai 2018 liest Jochen Schweitzer darüber in den Westfälischen Nachrichten: »Stadt der schroffen Gegensätze« steht über dem Bericht. Es geht um die erste große Untersuchung, die sich mit den Einkommensunterschieden in Münster befasst, das sogenannte Sozialmonitoring. Coerde als »Stadtteil mit den alarmierendsten Daten« kommt nicht gut weg. Besonders stark trifft es die Jüngsten: Fast jedes zweite Kind in Coerde lebt in Armut. So steht es in der Statistik. »Das hat mich wahnsinnig wütend gemacht«,

sagt Schweitzer. Denn das ist nicht nur eine Feststellung, es ist auch eine Bestimmung: Wer arm ist, hat in Deutschland schlechtere Bildungschancen, und das hat Folgen für das gesamte Leben.

Im Wohnzimmer des Bildungsexperten reicht ein weißes Bücherregal bis unter die Decke. Darin stehen Bände über Frida Kahlo, Albrecht Dürer und die Kelten Mitteleuropas neben Schulbüchern aus Schweitzers Zeit als Lehrer. Davor sitzt der 78-Jährige und spricht energisch über eine Frage, die ihn schon seit Jahrzehnten beschäftigt: Wie kann man die Bildungschancen von Kindern verbessern?

Ein einfacher Test für Bildungschancen

Schweitzer selbst hatte gute Voraussetzungen. Nach dem Abitur machte er eine Banklehre, danach studierte er Wirtschaft und Lehramt. Nach seinem Abschluss musste er sich entscheiden. Karriere als Banker oder Sicherheit im Schuldienst? Schweitzer wählte die Sicherheit.

So blieb ihm Zeit, um sich nach der Schule politisch zu engagieren. Mit 27 Jahren trat er in die SPD ein, und er schloss sich der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) an. Später kümmerte er sich für die Industriestaaten-Organisation OECD um die Pisa-Studie. Bis zu seiner Pensionierung vor 13 Jahren bereiste er alle 30 damaligen OECD-Mitgliedsländer, wurde Vorsitzender der Strategischen Entwicklungsgruppe der Studie. Er war dafür zuständig, die Pisa-Ergebnisse auf die Schulpolitik in Deutschland zu übertragen. Und wenn er heute zurückschaut, sagt er: »Ich weiß, wie man Dinge bewegen kann, wie sich Bildung entwickelt, wie sich Schulen und Schüler:innen entwickeln können. Oder eben auch nicht.«

Aber wie misst man, welche Chancen ein Kind hat, sich gut zu entwickeln? »Es gibt einen international anerkannten Indikator für Bildung und Bildungschancen«, sagt Schweitzer. »Man fragt die Kinder: Wie viele Bücher habt ihr zu Hause?« Diese Frage könne jedes Kind beantworten.

Nachdem Schweitzer den Zeitungsartikel über die Studie gelesen hatte, verstand er, dass der Stadtteil Coerde ein großes Problem hat, doch er wollte wissen, wo es genau liegt.

Es gibt einen international anerkannten Indikator für Bildung und Bildungschancen. Man fragt die Kinder: Wie viele Bücher habt ihr zu Hause?

Er begann zu recherchieren. Er sprach mit über 80 Menschen, Erzieher:innen, Kinderärzt:innen, Schulleiter:innen, Wissenschaftler:innen, Kommunal-Politiker:innen und mit Menschen, die selbst in Armut leben. Er fragte: Welche Erfahrungen haben Sie mit Kinderarmut? Was läuft schief? Wie kann man das ändern?

Die knapp 300 Aussagen, die er zusammentrug, fasste er auf 42 Seiten zusammen, dazu Ergebnisse aus Studien und Wissen aus jahrzehntelanger Schulforschung. Mit diesem Bericht konfrontierte er die Verantwortlichen: den Oberbürgermeister und den Stadtdirektor, aber auch das Jugend- und Schulamt. Über einen Artikel in den Westfälischen Nachrichten erreichte der Bericht auch die Öffentlichkeit. Die Reaktionen überraschten Schweitzer, denn die Stadtverwaltung und auch die Menschen in Coerde waren verärgert. Nicht weil in dem Stadtteil so viele Kinder in Armut leben – sondern weil jemand darüber sprach. So empfand Schweitzer es. »Ich habe die Menschen beschämt«, sagt er.

Start mit zwei Jahren Rückstand

Im Jahr 2019 gründete Jochen Schweitzer die Initiative Chancen für alle Coerder Kinder, kurz ChACK. Jetzt erst recht, dachte er. Der Bildungsbericht für das Jahr 2019 bestätigte seine Vermutung. Dieser bescheinigte den Grundschüler:innen in Coerde mit Abstand die schlechtesten Startbedingungen in Münster. Den Kindern fehle es an vielem, sagt Schweitzer: an ausreichender Gesundheitsvorsorge, frühkindlicher Förderung und Unterstützung der Eltern beim Lernen. Das zeigt auch eine Untersuchung der Stadt aus dem vergangenen Jahr.

»Die Kinder kommen mit bis zu zwei Jahren Rückstand in die Schule«, betont Schweitzer. Viele von ihnen haben einen für ihr Alter sehr kleinen Wortschatz und Schwierigkeiten mit der Grammatik. Das liegt unter anderem daran, dass es im Stadtteil zu wenige Krippenplätze gibt. Nur ein gutes Drittel der unter Dreijährigen in Coerde können in Kitas betreut und gefördert werden, in ganz Münster sind es fast die Hälfte. Dabei bräuchten die Kinder in Coerde eigentlich noch mehr Unterstützung und Förderung, sagt Schweitzer. Seine Initiative fordert deshalb, dass die Betreuungsquote im Stadtteil nicht nur an den städtischen Durchschnittswert angepasst wird, sondern ihn deutlich übersteigen soll. Wenn es nach Schweitzer geht, soll die Stadt den Bildungsindex zum Maßstab nehmen und auf dieser Grundlage Ressourcen so einsetzen, dass schwache Stadtteile mehr bekommen. Und es brauche nicht nur mehr Kita-Plätze, sagt er. Für die Einrichtungen in Coerde müsse auch ein höherer Personalschlüssel gelten als für Stadtteile wie das Kreuzviertel, denen es besser geht. Und Kinder aus Familien mit wenig Geld bräuchten eine bessere Förderung. Davon ist Schweitzer überzeugt. Mindestens dreimal so viele Plätze seien nötig, um den Bedarf zu decken.

Die Lehrerin fragt, ob alles in Ordnung ist

Kidane hat einen der wenigen Förderplätze bekommen. Nach der Schule geht er in die Heilpädagogische Tagesgruppe (HTG), jeden Tag. Dort macht er seine



Hausaufgaben. Seit die Schule wieder geschlossen ist, arbeitet er zu Hause, an einem kleinen Tisch im Wohnzimmer. Einen Schreibtisch gibt es nicht.

Manchmal ruft die Lehrerin an und fragt, ob alles in Ordnung ist. Weil aus der Schule niemand die Hausaufgaben korrigiert, versucht seine Tante Mariam es. Doch auch für sie ist es eine schwierige Situation. Sie hat eine kleine Tochter, um die sie sich kümmern muss, und sie erzählt, sie sei selbst nur bis zu ihrem zwölften Lebensjahr zur Schule gegangen.

Mariam ist als junges Mädchen aus Eritrea geflohen. Zu dieser Zeit hatte sie schon viel erlebt. Mit zwölf Jahren berief das Militär sie ein. Ihr Alter spielte dabei keine Rolle. Sie war groß genug, damit war sie geeignet. In dem diktatorischen Staat ist das keine Ausnahme, viele Minderjährige müssen unter katastrophalen Bedingungen den Militärdienst leisten. Noch in der Nacht nach ihrer Einberufung machte Mariam sich auf den Weg, ohne sich von den Eltern oder Verwandten zu verabschieden. Vier Tage war sie unterwegs, zu Fuß, bis ins Nachbarland Äthiopien. So erzählt Mariam es. Über die Zeit danach spricht sie nicht.

Nach Coerde kam Mariam vor fünf Jahren. Sie meldete sich zum Bundesfreiwilligendienst. Ein Jahr lang arbeitete sie in einem Coerder Altenheim. Im vergangenen Jahr ist sie 20 Jahre alt geworden. Es ist alles noch nicht so, wie es werden soll. Der Vater ihrer kleinen Tochter studiert in Äthiopien Pflege und Theologie, noch mindestens ein Jahr lang. Was danach sein wird, ist noch nicht klar. Aber Mariam will bald wieder als Altenpflegerin arbeiten. Der Beruf mache ihr viel Freude, sagt sie.

In Münster wechselt nach der vierten Klasse nur eines von 20 Kindern auf die Hauptschule. In Coerde sind es sieben Mal so viele.

Mariams Schwester, Kidanes Mutter, floh nicht vor dem dem Militärdienst, sondern wegen ihres Glaubens. Die meisten Menschen in Eritrea sind sunnitische Muslime oder, wie Mariam, in der Eritreisch-Orthodoxen Tewahedo-Kirche. Kidanes Mutter gehört der Minderheit der Protestant:innen an. In Eritrea ist das ein Grund, ins Gefängnis zu kommen. Nachdem ihr Mann sehr plötzlich an einem Herzinfarkt verstorben war, hatte Kidanes Mutter keinen Grund mehr zu bleiben.

Der Fehler war, ins Land zu kommen

Kidane erinnert sich nur bruchstückhaft an die Flucht, immer wieder hilft Mariam ihm beim Erzählen. Mit dem Bus ging es in den Sudan, von dort nach Äthiopien und mit dem Flugzeug weiter in die Türkei. Noch am Flughafen wurden sie verhaftet. Kidane konnte das nicht verstehen. »Das war schlimm,

wir haben doch nichts falsch gemacht«, sagt er leise. Der Fehler bestand darin, ins Land zu kommen. Die Einreise war illegal.

Doch Kidane und seine Mutter hatten Glück, sie wurden wieder entlassen und zogen weiter nach Griechenland, in ein Flüchtlingslager in Athen. Irgendwann setzte seine Mutter ihn dort in ein Flugzeug nach Deutschland. Sie selbst wurde von der Polizei aufgehalten und reiste später weiter nach England. Was ihre Schwester dort macht und wann sie nach Münster kommt, kann oder will Mariam nicht sagen.

Mehr als zwei Jahre lang war Kidane auf der Flucht. Unterwegs musste er sich in vielen unterschiedlichen Sprachen verständigen, auf Tigrinya, seiner Muttersprache, auf Englisch, Griechisch und Arabisch. Deutsch sprach er nicht. Als er vor knapp drei Jahren nach Coerde kam, verstand er kaum ein Wort. Er war sieben Jahre alt und noch nie in seinem Leben zur Schule gegangen. Inzwischen besucht er die dritte Klasse der Norbert-Grundschule.

Im nächsten Jahr muss seine Tante entscheiden, wie es weitergeht. Eine Möglichkeit wäre die Hauptschule Coerde. Die andere wäre, jeden Tag in einen anderen Stadtteil zu fahren. Mehr Optionen gibt es nicht. Und das ist ein Problem, sagt Jochen Schweitzer, denn viele Kinder bleiben so unter ihren Möglichkeiten.

In Münster wechselt nach der vierten Klasse nur eines von 20 Kindern auf die Hauptschule. In Coerde sind es sieben Mal so viele. Ein Grund dafür ist: Viele Eltern entscheiden sich für die einfachste Lösung, und das ist in diesem Fall die Schule um die Ecke.

Jochen Schweitzer ist Bildungsexperte. Und als solcher findet er, man muss die Dinge klar benennen. Die Hauptschule nennt er »Resteschule«, und in diesem Wort steckt nicht seine eigene Haltung, sondern die Kritik daran, wie das Schulsystem funktioniert. »Hier herrscht das Denken, dass Auslese etwas ganz Normales ist«, sagt Schweitzer. Und das sieht nicht nur er so. Die meisten Bundesländer haben die Hauptschulen abgeschafft, ihre Zahl schrumpft seit 2006 stetig. Doch Nordrhein-Westfalen hält weiter am traditionellen Schulsystem fest.

Grundschule entscheidet über Bildungschancen

In Münster hat sich die Zahl der Anmeldungen an den Hauptschulen seit 2009 im Schnitt halbiert. An den Gesamtschulen ist es umgekehrt. Sie konnten nicht mal die Hälfte der Kinder aufnehmen, die sich beworben hatten.

Aber das Problem beginnt nicht erst mit dem Wechsel zu den weiterführenden Schulen. Schon die Wahl der Grundschule entscheidet über die Bildungschancen der Kinder, sagt Schweitzer. Knapp die Hälfte der Eltern in Coerde entschieden sich gleich für eine Schule außerhalb des Stadtteils. Ihre



Kinder haben es später leichter, auch eine weiterführende Schule in einem anderen Stadtteil zu besuchen statt der Hauptschule in Coerde. Das verschärft die Spaltung noch mehr.

Jochen Schweitzer will mit seiner Initiative Chack erreichen, dass die Stadt die Schulen in Stadtteilen wie Coerde besser ausstattet. Die Klassen sollen kleiner sein, Kinder sollen feste Bezugspersonen haben, und sie sollen es nicht nur mit Lehrpersonal zu tun haben, sondern auch mit Fachleuten aus anderen Professionen, zum Beispiel der Sozialarbeit – denn es geht ja hier nicht nur um ein Lernproblem.

Eine Möglichkeit wären sogenannte gebundene Ganztagschulen, die den Kindern ein stabiles soziales Umfeld, professionelle Betreuung und ein tägliches Mittagessen bieten.

Ein Beispiel dafür ist die Primus-Schule in Berg Fidel. Hier werden die Kinder von der ersten bis zur zehnten Klasse durchgehend unterrichtet. Das macht die Übergänge zwischen den einzelnen Klassen leichter. Auch die Wartburg-Grundschule in Münster ist eine gebundene Ganztagschule, die inklusiv, integrativ und jahrgangsübergreifend unterrichtet. Das bedeutet: Die Kinder bekommen die Förderung, die sie benötigen. Welche Chancen sie auf eine gute Ausbildung haben, soll nicht davon abhängen, wie viel ihre Eltern verdienen. In beiden Schulen geht es darum, Kindern feste Strukturen zu geben. Strukturen, wie Kidane sie bei dem Theaterprojekt erlebt hat.

Er hat in dem Stück einen Bären gespielt, sein Freund Aras war der Sohn. Zusammen versuchten die beiden, der Löwin das Schreiben beizubringen. Wenn Kidane davon erzählt, strahlen seine Augen. Das Tollste sei gewesen, wie die Leute im Publikum am Ende applaudiert hätten, sagt er. Dann läuft er aus dem Zimmer und kommt mit einem kleinen Heftchen zurück. Darin sind Fotos und kurze Texte vom Theaterprojekt. Jochen Schweitzer hat allen Kindern eines geschenkt. Kidane liest seitdem jeden Abend darin. Inzwischen kann er es auswendig. Es ist sein erstes Buch. Es ist ein Anfang.

JUDITH VON PLATO

Judith von Plato ist 1991 in Niedersachsen geboren. Nach dem Abitur arbeitete sie in der Betreuung und Pflege von Menschen mit Behinderungen, reiste durch Südamerika und absolvierte dann einen Bachelor in Psychologie in den Niederlanden und in Mexiko. Danach zog sie nach Berlin, wo sie Regionalwissenschaften mit dem Fokus auf Lateinamerika und Gender Studies studierte. Während des Studiums arbeitete sie weiter in der Betreuung und begann bei der *ARD* und beim *ZDF* – als Praktikantin, später als Redaktionsassistentin und freie Autorin. Seit September 2021 ist sie Volontärin bei der *Märkischen Allgemeinen Zeitung* der Madsack Mediengruppe.



Judith von Plato ist nominiert in der Kategorie »Bestes Lokalstück« mit »Gustavs letzter Gang«, erschienen am 8. November 2021 in *Märkische Allgemeine Zeitung*.

Gustavs letzter Gang

300 Bratwürste, 25 Kilo Gulasch, 30 Kilo Hackfleisch. Das und viel mehr soll aus Gustav werden. Dafür wird der 350-Kilo-Bulle aus Krielow geschlachtet. Vom Leben und Sterben eines Bullen in Brandenburg.

Potsdam-Mittelmark.

Das Neonlicht ist grün. Die Wände sind grün. Der glatte Fußboden ist grün. Das Licht soll der Beruhigung dienen. Der Beruhigung der Tiere, sagen die Menschen. Gustav steht in einem roten Transporter, der direkt an dem Hintereingang des Hauses in Görzke parkt. Die Gittertür des Wagens ist geöffnet, aber Gustav kommt nicht heraus. Aus dem Transporter hinaus führt nur ein Weg: durch den grünen Raum hindurch in den Schlachtraum

Gustav ist zwei Jahre alt und 350 Kilo schwer. Er ist ein Bulle aus Krielow. An diesem Mittwoch wird er geschlachtet. Seine ist eine von rund 28.700 jährlichen Schlachtungen von Rindern in Brandenburg. So viele zählte 2020 das Amt für Statistik Berlin-Brandenburg. Vor dreißig Jahren waren es noch über 153.000.

Unter Bullen

Zwei Stunden früher und 55 Kilometer von dem Schlachthof entfernt liegt der Nebel über den Feldern von Krielow. Noch ist es ruhig auf dem Landwirtschaftsbetrieb von Marco Hintze. Eine Katze leckt säuberlich ihre Pfote. Im Stall kauen die Bullen gemächlich vor sich hin. Gustav ist einer von ihnen. Ein paar Meter weiter parkt ein roter Transporter. Von ihm führt eine Rampe direkt in den Stall.

Der 49-Jährige Marco Hintze mit Latzhose und Käppi betritt den Stall. Seinen Mitarbeiter Dieter Krause hat er im Schlepptau. Ihre Augen sind auf Gustav gerichtet. Ihn wollen sie auf den Laster verfrachten. Warum Gustav? Weil er gut gefressen hat der Gustav. Er ist gerade der schwerste von Hintzes Bullen. Der Appetit – sein eigener und der der Menschen – wird ihm zum Verhängnis.

Die Bullen werden unruhig. Mit seinem dunklen kastanienbraunen Fell hebt sich Gustav von seinen Stallgenossen ab. Er rennt – so weit es eben geht in dem Stall. »Der hat mir nie verziehen, dass ich ihn kastriert habe«, erklärt Hintze Gustavs Unruhe.

Vom Stall auf den Schlachthof

Gustav mischt sich unter die anderen Bullen. Ein hoffnungsloser Versuch, dem gelassenen, routinierten Bauern zu entkommen. Erst wird Hintze ihn

separieren. Dann wird er ihn auf den Transporter treiben und die 55 Kilometer über die unebene Autobahn und noch unebenere Landstraßen zur Metzgerei Zimmermann tuckern.

Auf dem Beifahrersitz liegen die notwendigen Dokumente: Gustavs Rinderpass – ein unspektakuläres blau-weißes Din-A-5-Blatt. »Der Personalausweis für Rinder«, scherzt Hintze. Und eine Auflistung dessen, was aus Gustav werden soll: 300 Bratwürste, 25 Kilo Gulasch, 45 Kilo Braten, 30 Kilo Hackfleisch, 20 Kilo Rouladen, ein paar Gläser Leberwurst. Die Liste ist lang. Auf der Rückbank des kleinen LKW stapeln sich graue Plastikboxen – für die Reste von Gustav, die die Hunde in den nächsten Tagen fressen werden.

Regionales Schlachten mit EU-Zulassung

Ankunft bei der Metzgerei Zimmermann und Sohn. Wie Hintzes Bauernhof ist sie ein Familienbetrieb. 1890 gründeten die Zimmermanns sie und führen sie inzwischen in sechster Generation. Ein Vorzeigebetrieb. Sohn Zimmermann gewann 2019 sogar den Nachhaltigkeitspreis des Kreistages von Potsdam-Mittelmark für sein Konzept, Plastikmüll zu reduzieren. Als eine der wenigen in der Region hat die Schlachtereieine Zulassung der Europäischen Union. Diese ist Voraussetzung dafür, dass Hintze Gustavs Einzelteile verkaufen darf.

Ein Handwerksgeselle winkt Hintze heran, weist den Transporter ein. Sein Kollege steht bereits hinter der Absperrung in dem grünen Durchgangsraum. Marco Hintze schlüpft noch schnell aus seinen Arbeitsschuhen in Gummistiefel. An ihnen haftet das Blut nicht so hartnäckig. Dann öffnet Hintze das Gitter zur Ladefläche. Der Schlachtergeselle wartet. Unter der Gummi- und der Metallschürze ist er ganz in weiß gekleidet. Nur die Gummistiefel sind grün wie der Raum.

Hinter ihm steht Gordon Mähli, Tierarzt im Auftrag des Landkreises. Sie beide blicken hochkonzentriert zu dem riesigen Bullen, der sich weigert, die Ladefläche zu verlassen. Irgendwann mit viel Zutun seines Bauern poltert Gustav die Rampe hinunter. Der Startschuss für die Experten. Sie rennen los. Alle wissen, was sie zu tun haben. Hinter Gustav wird die Metallbox verriegelt. Der Gang durch den grünen Raum war sein letzter.

Alle wissen, was sie zu tun haben. Hinter Gustav wird die Metalltür verriegelt. Der Gang durch den grünen Raum war sein letzter.



Die letzten Stunden von Bulle Gustav: in diesem Stall in Krielow lebt der 350-Kilo-Bulle bis zum Tag der Schlachtung.





Der grüne Raum

Die Metallbox ist so eng, dass er sich kaum bewegen kann. Er versucht es trotzdem. Er wirft sich gegen das Metall. Sein Körper kracht. Die Box hält. Natürlich. Jede Woche hält sie drei bis vier Rindern stand, die hier geschlachtet werden.

Neben den Rindern schlachtet das Familienunternehmen 50 Schweine wöchentlich. Der größte Schlachtbetrieb Deutschlands, Tönnies, tötet und zerlegt, dem Tierarzt zufolge, täglich rund 20.000 Schweine und jährlich 420.000 Rinder.

Jetzt geht es schnell. Ein Schuss in den Kopf mit der Betäubungspistole, einem Bolzenschussgerät, das direkt ins Gehirn eindringt. Doktor Mählis überprüft Gustavs Pupillen. Er ist betäubt. Das Zucken, erklärt er, liegt an den Nervenbahnen, die noch aktiv sind, nicht daran, dass er noch bei Bewusstsein wäre.

Dann sticht der Geselle mit dem Messer in die Kehle. Während er und sein Kollege den Kopf abtrennen, Gustav an einem Bein aufhängen, die dampfende Blutlache wegkärchern, ihn häuten, ausnehmen und zweiteilen, erklärt Doktor Mählis. Er erklärt, dass nur die Hinterbeine zucken dürften, kein anderes Körperteil, sonst habe die Betäubung nicht gewirkt.

Tierschutz beim Schlachten?

Er erzählt, wie er Schlachthoftierarzt wurde: »Ich habe meine Doktorarbeit über Tierschutz geschrieben. Viele verstehen deshalb nicht, dass ich hier arbeite. Aber gerade beim Schlachten ist Tierschutz notwendig und möglich.« Tiere beim Töten schützen.

Was klingt wie ein Paradox, ist für den 31-Jährigen aus der Region wichtig. Immer wieder verweist er auf die Großschlachtbetriebe. Die Massenbetäubung durch Gas, die Verletzungen der Tiere durch Massenpaniken, die schlecht-bezahlten Arbeitskräfte, die ihre Frustration an den Tieren ausließen. »Hier ist den Fleischern noch bewusst, dass die Tiere Lebewesen sind und dass wir sie mit Demut behandeln müssen.« Fleisch isst er trotzdem kaum.

Gustav hängt mittlerweile in größeren Teilen am Haken. Der Arzt untersucht dessen Gesundheit: topfit. 14 Tage wird der Bulle nun in einer Kühlkammer »reifen« – für das besondere Aroma. Bauer Hintze freut sich: »Wie im Bilderbuch hat das funktioniert.« Während er die Boxen mit dem Hundefutter zusammenpackt, kärchern die Gesellen die letzten Blutreste von Gustav weg. Bald schon wird der glatte Fußboden wieder in frischem Grün erstrahlen.

BESTES LOKALES

**DI—
—GI
TAL—
—PRO
JEKT—**

**Christine Badke,
Veit Ellerbrock und Team**
Flutprotokolle

Lea Hellbach
Dissoziative Identitätsstörung:
Die WG im eigenen Kopf

**Jan Georg Plavec,
Jan Sellner und Team**
Stuttgart 1942

CHRISTINE BADKE VEIT ELLERBROCK UND TEAM



Christine Badke, Jahrgang 1972, hat bereits im Studium als freie Autorin für das Hochschulressort des *Kölner Stadt-Anzeigers* geschrieben. Anschließend entdeckte sie neben der freien Mitarbeit für verschiedene Medien vor allem die Liebe zum Lokaljournalismus – und zu digitalen Formaten. In der Euskirchener Redaktion des *Kölner Stadt-Anzeigers* widmete sie der Rübenaufzucht und –ernte einen Blog, baute den Redaktions-Twitteraccount auf und schlug sich mit aus heutiger Sicht archaischen Content-Management-Systemen herum. Für Print wie fürs Digitale bildeten vor allem Kunst, Kultur und Sozialpolitik die thematischen Schwerpunkte. 2009 wechselte sie in die Online-Redaktion in der Kölner Zentrale, seit 2013 als Redakteurin. An der Weiterentwicklung der digitalen Kanäle und Entwicklung und Implementierung neuer

Arbeitsprozesse ist sie seit 2015 in unterschiedlichen Führungspositionen im Haus beteiligt, aktuell als Head of Transformation/Head of Digital Regio der Rheinischen Redaktionsgemeinschaft für die Titel *Kölner Stadt-Anzeiger* und *Kölnische Rundschau*.

Veit Ellerbrock wurde 1992 am Niederrhein geboren. Nach dem Abitur ging es für ihn zum Studium in die nördlichste Stadt des Landes. In Flensburg lebte er drei Jahre, bevor er 2015 zurück in seine Heimat zog, um dort als freier Mitarbeiter für die *Neue Rhein Zeitung* zu arbeiten. Im Anschluss folgte ein Volontariat bei der *Funke Mediengruppe* in Essen, bevor er nach dem Abschluss seines Volontariats im Sommer 2019 zum *Kölner Stadt-Anzeiger* ging. Dort arbeitete er zunächst im Newsteam, ein Jahr später übernahm er dann ein Projekt zur digitalen Transformation der Rhein-Erft-Redaktion. Seit Januar 2022 ist er stellvertretender Head of Digital Region beim *Kölner Stadt-Anzeiger*.

Marco Führer, Jahrgang 1986, hat spät zum Journalismus gefunden. Studieren durfte er erst nach vielen Umwegen. Die Wahl fiel zunächst auf Technikjournalismus mit Schwerpunkt Umweltwissenschaften, dann folgte 2020 ein Masterabschluss in Technik- und Innovationskommunikation. Vor seinem Volontariat in der Euskirchener Lokalredaktion der *Rheinischen Redaktionsgemeinschaft* arbeitete er vier Jahre als freier Mitarbeiter für den *Kölner Stadt-Anzeiger* und die *Kölnische Rundschau* im Rhein-Erft-Kreis. 2016 war er auch für den Fernsehsender *RTL West* unterwegs.

Ulla Jürgensonn ist in Tübingen geboren und im Saarland aufgewachsen. Nach dem Abitur war ein Praktikum bei der *Saarbrücker Zeitung* ihr Einstieg in den Journalismus. Es wurde nach wenigen Wochen in ein Volontariat umgewandelt, daran schlossen sich zwei Jahre als Redakteurin in der Lokalredaktion Völklingen an. Dem Lokalen blieb sie auch im Rheinland treu, als Redakteurin der Rhein-Erft-Redaktion des *Kölner Stadt-Anzeigers*, zeitweilig als freie Journalistin unter anderem für Jagdzeitschriften. Seit 2018 arbeitet sie wieder in der Rhein-Erft-Redaktion der *Rheinischen Redaktionsgemeinschaft*.

Horst Komuth, Jahrgang 1962, ist gebürtiger Kölner. Er ist verheiratet und hat eine Tochter. Nach Studium der Fächer Politik, Geschichte und Anglistik in Köln, Würzburg und London hat er über Manès Sperber, Arthur Koestler und George Orwell promoviert. 1988 hat er sein Volontariat beim Verlag DuMont Schauberg begonnen, wurde im Juli 1989 als Redakteur übernommen und war seit 1990 in der Erftkreis-Redaktion des *Kölner Stadt-Anzeigers* angestellt. Seit

2014 ist er bei der *Rheinischen Redaktionsgemeinschaft* Rhein-Erft in Brühl tätig. Insgesamt ist er seit 32 Jahren als Lokalredakteur für Erftstadt zuständig.

Elena Pintus ist 1995 in Kamp-Lintfort geboren und in der Nähe von Bremen aufgewachsen. Nach dem Medienmanagement-Studium ist sie nach Köln gezogen und hat ihr Volontariat bei der *Rheinischen Redaktionsgemeinschaft* begonnen. Derzeit arbeitet sie in der Lokalredaktion Euskirchen.

Jennifer Seidel ist 1993 in Detmold geboren und aufgewachsen. Ihren Bachelor mit Hauptfach Politikwissenschaften und Nebenfach Linguistik absolvierte sie an der Universität Bielefeld, bevor sie für den Master Politikwissenschaften an der Universität zu Köln nach Brühl zog, den sie im Herbst 2019 abschloss. Bereits im August 2019 begann sie ihr Volontariat bei der *Rheinischen Redaktionsgemeinschaft* in der Lokalredaktion Rhein-Erft. Im April 2021 wechselte sie in die Lokalredaktion Euskirchen/Gemünd, wo sie ihr Volontariat beendete und seitdem als Redakteurin arbeitet.

Tom Steinicke, Jahrgang 1978, in Euskirchen aufgewachsen und zunächst ab 2006 als freier Mitarbeiter für die *Kölnische Rundschau* tätig. 2017 begann er sein Volontariat bei der *Rheinischen Redaktionsgemeinschaft*, Lokalredaktion Euskirchen. Seit 2019 Redakteur bei der *Rheinischen Redaktionsgemeinschaft*. Der studierte Lehrer ist unter anderem als Gebietsredakteur für die Kreispolitik zuständig. Zudem ist er stellvertretender Leiter des Lokalsports in der Redaktion Euskirchen.

Sarah Uerlichs, Jahrgang 1993, wollte eigentlich nur Französisch studieren und suchte für das Studium in Köln noch ein Zweitfach. »Irgendwas mit Medien« hörte sich gut an und so saß sie schnell in Journalismus-Seminaren vom KStA, dem WDR und RTL. Bei Letzterem arbeitete sie während des Studiums knapp vier Jahre als Praktikantin, studentische Aushilfe und später als Multimedia-Redakteurin in verschiedenen Online-Redaktionen. 2019 kam sie als Volontärin zur Lokalberichterstattung zum KStA und der *Kölnischen Rundschau*. Eine Erfahrung, die Gold wert war: Im Lokalen ist man doch noch mal viel näher dran an den Geschichten und den Protagonisten. Reporterin zu sein, war eine grandiose neue Erfahrung für sie. Nach einem Jahr als Redakteurin kümmert sich Uerlichs seit Beginn 2022 als »Head of Digital Rhein-Erft« hauptsächlich um die digitale Weiterentwicklung der Redaktion.



Moritz Wüst, geboren 1997 in Schwäbisch Hall, kam auf Umwegen zum Studium des Sportjournalismus an der Deutschen Sporthochschule Köln. Praktikum beim *Sport-Informationen-Dienst* SID im Videobereich. Freie Mitarbeit bei *WDR* und *Eurosport* während des Studiums. Seit September 2021 Volontär für Video, Audio und Print beim *Kölner Stadt-Anzeiger*.

Ein Team von *Kölner Stadt-Anzeiger* und *Kölnischer Rundschau* unter Leitung von Christine Badke ist nominiert in der Kategorie »Bestes lokales Digitalprojekt« mit »Flutprotokolle«, erschienen am 18. September 2021 auf *KSTA.de*.

Flut- proto- kolle

Die Flut kam, stieg – und zerstörte unzählige Häuser und Wohnungen, Straßen, Kindergärten, Seniorenheime und Schulen im Verbreitungsgebiet des »Kölner Stadt-Anzeiger« und der »Kölnischen Rundschau«. Besonders im Kreis Euskirchen und im Rhein-Erft-Kreis war das Ausmaß verheerend. Nichts war nach dem 14. und 15. Juli 2021 mehr wie vorher, weder für die Anwohnerinnen

und Anwohner noch für uns Lokaljournalisten. Wo sollte man bei der Berichterstattung anfangen? Welche Schicksale erzählt man zuerst? Und wer soll das alles machen? Auch eigene Kolleginnen und Kollegen hatten Hab und Gut verloren und Redaktionen standen zeitweise meterhoch unter Wasser.

Nachdem die ersten Wochen ins Land gezogen waren, in denen die Lage zunächst noch sehr unübersichtlich war, kam die Idee auf, die Betroffenen selbst von ihren Schicksalen erzählen zu lassen. Es waren so viele, die ihre Existenzen verloren hatten, so viele verschiedene Rettungsgeschichten zu erzählen hatten und Frust und Kritik am Krisenmanagement und der Wiederaufbauhilfe loswerden wollten.

Durch die Videos konnte man den Protagonistinnen und Protagonisten dabei in die Augen schauen, man hörte oder las nicht nur ihr Schicksal, man sah es auch. In ihren Gesichtern und in ihrem Zuhause, wo wir sie in der Regel besuchten. Wir fingen also damit an, in die zerstörten Dörfer zu fahren und dort etwa fünf Betroffene zu besuchen und erzählen zu lassen: Wie haben sie die Flut erlebt? Wie geht es nun weiter? Welche Hilfe brauchen sie? Allen wurden dieselben Fragen gestellt. Auch Helfer und Politiker vor Ort kamen zu Wort.

Ausgestattet waren wir in der Regel mit Handy und Mikrofon, manchmal begleitete uns ein Video-Redakteur – dass wir im Lokalen jetzt auch Videos machen, war für uns alle zu diesem Zeitpunkt neu und schweißte auch die Kolleginnen und Kollegen zusammen. Wie gut das Video filmisch aufgenommen und bearbeitet wurde, stand nicht im Vordergrund. Die Bilder und die Geschichten wollten wir transportieren. Egal wie. In der Zeitung verschriftlichten wir einige der Schicksale und teaserten damit die Videos an, die die Leserinnen und Leser über den gedruckten Link schnell im Internet finden konnten.

Bei vielen Betroffenen merkte man vor Ort, dass es ihnen gut tut, über das Geschehene zu sprechen und dabei auch ihre Forderungen an die Rathäuser, das Land und die Politik loszuwerden. Die Protagonisten wurden durch vorhandene Kontakte in die Kommunen oder auch auf der Straße ganz klassisch durch Ansprechen gefunden. Diejenigen, die nicht vor der Kamera erzählen wollten, mochten das Format und die Nähe zu den Betroffenen trotzdem. Sie schlugen ihre Nachbarn vor, weil bei ihnen das Trauma selbst noch zu tief saß, um darüber sprechen zu können.



NACH DER
FLUT

Wie Klippen liegen einzelne Formationen über dem Grund des Kraters auf, den die Flutwelle am Rand von Blessem geschnitten hat.

MIT KAMERA VOR ORT

Wie geht es den Betroffenen nach der verheerenden Flutkatastrophe Mitte Juli in der Region? In der Serie „Flutprotokolle“ lassen wir Sie selbst vor Ort vor der Videokamera erzählen. Sie berichten, wie sie das Hochwasser erlebt haben, wie sie den Wiederaufbau stemmen, ob die Hilfen bei ihnen ankommen, was sie sich wünschen und wovor sie Angst haben. Wir haben auch gefragt, was Ihre Hoffnung in dieser Zeit schenkt und zogen, wie Ihre aktuelle Situation aussieht und welche Baustellen es noch gibt.

Zu sehen sind die „Flutprotokolle“ in voller Länge auf der Homepage des „Köln Stadt-Anzeiger“ (onlin) www.ksta.de Flutprotokolle

Eine Landschaft, die keine mehr ist

Ortstermin mit Ulrich Muris, Experte beim Erftverband, an der Kiesgrube in Blessem

VON ULLA JÄGERSONN

Erfttal-Blessem. Das Wetter hat alles, um aus dem trübsamen Szenario ein apokalyptisches zu machen. Der Wind treibt den Regen fast senkrecht wie sich her, manchmal sind die Böen so stark, dass sie Menschen aus dem Gleichgewicht bringen. Straßen und Wege sind eher eine Anleiheunternehmung von Plätzen, Baumstämme wühlen sich durch Schlamm. Ein Ortstermin mit Ulrich Muris, Abteilungsleiter Gewässer Betrieb beim Erftverband, am Ostrand von Blessem, in einer Landschaft, die keine mehr ist. „Die Erft hat hier binnen 20 Stunden eine Erosion vollbracht, für die die Natur normalerweise Jahrausende gebraucht hätte“, sagt der Dipl.-Ingenieur. Am Ufer der Erft, die still und friedlich strömt, erklärt er noch einmal den Ablauf der Katastrophe, die im Juli Häuser in die Tiefe gerissen und Menschen und Tiere in Lebensgefahr gebracht hat.

Dort, wo bis heute die Lücke in der Lärmschutzwand der Autobahn klafft, schwabte das Flusssbett nach rechts. Und genau hier ist die Erft Richtung Autobahn gestreut, hat die Lärmschutzwand untergraben, ihr Fundament zerstört, sodass die Wände ins Wasser kippte. Das Ufer des Flusses sei deutlich in Mitleidenschaft gezogen worden. Anauflukungen nennen Wasserbauer solche Anhöhlungen im Ufer oder am Grund eines Gewässers. Nach zwei Monaten habe der Erftverband das Ufer wieder hergestellt, mit Wasserbausteinen befestigt, verdichtet und mit einer Erdschicht bedeckt.

Berge der wackeligen grauen

Steine liegen am Rand – es gibt noch mehr zu tun. Der massive Ausbau des Ufers sei auch der Nähe zur Autobahn geschuldet. „Damit da in den nächsten tausend Jahren garantiert nichts mehr passiert.“

„Am Wochenende nach dem Unglück sind die Aufbaumaterialien gesteuert“, berichtet Muris weiter, ein Haufen zeigt heute noch davon, das hier Sperrmaterial und Ufer, dem das Wasser mitgerissen und dann zurückgelassen hatte, gesammelt wurde. Autos und Gartenhäuser, die damals hier lagen, sind längst weggeräumt.

Die Erft wird auch in Zukunft in ihrem bisherigen Bett fließen. Die Auenlandschaft, die dort entstehen soll, wo der Krater

geköpft hat und zum Teil immer noch klafft, hat nichts mit einem schlingelnden Fluss zu tun, sondern ist als Durchflutungsbett gedacht. Nicht Aus, sondern Sekundärfluss, das macht den Unterschied. Wir reden da von Wasserständen von 50, maximal 70 Zentimetern“, sagt Muris. Wo der Streifen zwischen Fluss und Autobahn be-

triefen wird, entsteht ebenfalls Überflutungsraum. Dort sei der Sekundärfluss schon angelegt. In Höhe der Baustelle, wo die Autobahn GmbH derzeit die Lärmschutzwand erneuern lässt, sei die Erft beim Hochwasser rund 55 Meter breit gewesen. Sie hat sich dann den Weg von der Autobahn weg gesucht Richtung Blessem. Und da ist das passiert, was die Fachleute rücksichtslos Erosion nennen. Das Wasser hat sich eingegraben, bis es schließlich zur Kiesgrube durchgebrochen ist. 120 bis 140 Meter sei der Strom breit gewesen, rund fünf Meter tief. Er habe unvorstellbare Flächen an Kies, Sand und Erdschutt mitgerissen. „Die Kiesgrube hatte vorher eine Tiefe von 60 Metern, anschließend nur noch von 30 Metern.“ Unter anderem ein rund 550 Meter langer Damm soll verhindern, dass so etwas noch einmal passiert. Er ist 1,20 bis 1,50 Meter hoch, mit einem massiven Kern aus Loess-Lehm-Gemisch, mit Erde bedeckt. Zusätzlich bekommt er noch eine Abdeckung aus Kokosmatten gegen Erosionsbündeln – beispielsweise bei Platzregen – und zur Erft hin erhält er eine Steindeckung.

Der Durchbruch durch die Lärmschutzwand hat sich bei dem Abbeiben als Vorteil erwiesen: So können die Lastwagen über die gepörrte Autobahn und Blessem rollen. Ende August waren viele Blessemer erneut in Angst, weil Wasser unter dem provisorischen Damm hindurchgeströmt war. Aus Sicht des Sachmanns war die Situation unbedenklich. Kein Damm sei gebrochen gewesen, das Wasser sei Richtung Kiesgrube abgefließen.

er geköpft hat und zum Teil immer noch klafft, hat nichts mit einem schlingelnden Fluss zu tun, sondern ist als Durchflutungsbett gedacht. Nicht Aus, sondern Sekundärfluss, das macht den Unterschied. Wir reden da von Wasserständen von 50, maximal 70 Zentimetern“, sagt Muris. Wo der Streifen zwischen Fluss und Autobahn be-

triefen wird, entsteht ebenfalls Überflutungsraum. Dort sei der Sekundärfluss schon angelegt. In Höhe der Baustelle, wo die Autobahn GmbH derzeit die Lärmschutzwand erneuern lässt, sei die Erft beim Hochwasser rund 55 Meter breit gewesen. Sie hat sich dann den Weg von der Autobahn weg gesucht Richtung Blessem. Und da ist das passiert, was die Fachleute rücksichtslos Erosion nennen. Das Wasser hat sich eingegraben, bis es schließlich zur Kiesgrube durchgebrochen ist. 120 bis 140 Meter sei der Strom breit gewesen, rund fünf Meter tief. Er habe unvorstellbare Flächen an Kies, Sand und Erdschutt mitgerissen. „Die Kiesgrube hatte vorher eine Tiefe von 60 Metern, anschließend nur noch von 30 Metern.“ Unter anderem ein rund 550 Meter langer Damm soll verhindern, dass so etwas noch einmal passiert. Er ist 1,20 bis 1,50 Meter hoch, mit einem massiven Kern aus Loess-Lehm-Gemisch, mit Erde bedeckt. Zusätzlich bekommt er noch eine Abdeckung aus Kokosmatten gegen Erosionsbündeln – beispielsweise bei Platzregen – und zur Erft hin erhält er eine Steindeckung.

Der Durchbruch durch die Lärmschutzwand hat sich bei dem Abbeiben als Vorteil erwiesen: So können die Lastwagen über die gepörrte Autobahn und Blessem rollen. Ende August waren viele Blessemer erneut in Angst, weil Wasser unter dem provisorischen Damm hindurchgeströmt war. Aus Sicht des Sachmanns war die Situation unbedenklich. Kein Damm sei gebrochen gewesen, das Wasser sei Richtung Kiesgrube abgefließen.

Der Durchbruch durch die Lärmschutzwand hat sich bei dem Abbeiben als Vorteil erwiesen: So können die Lastwagen über die gepörrte Autobahn und Blessem rollen. Ende August waren viele Blessemer erneut in Angst, weil Wasser unter dem provisorischen Damm hindurchgeströmt war. Aus Sicht des Sachmanns war die Situation unbedenklich. Kein Damm sei gebrochen gewesen, das Wasser sei Richtung Kiesgrube abgefließen.



Ulrich Muris, Abteilungsleiter beim Erftverband



„Die Erft hat hier binnen 20 Stunden eine Erosion vollbracht, für die die Natur normalerweise Jahrausende gebraucht hätte“, sagt Dipl.-Ingenieur Ulrich Muris.

Jumna und Ramzia Al Meri sind 2015 aus Syrien geflüchtet. Seit mehr als fünf Jahren leben die Mutter und acht Kinder in Kall in der Eifel. Durch die Flut wurden sie an alles erinnert, das sie im Krieg erlebt haben.



Heike und Jörgen Carstensen betreiben das Landhotel zum Schwan in Weilerswist-Metternich im Kreis Euskirchen. Als die Flut kam, war ihr erster Gedanke, die Gäste in ihr Wohnzimmer zu retten. Es handelte sich um Monteure, die später umgekehrt halfen beim Ausräumen und Saubermachen. Flutopfer ließen sie kostenlos bei sich übernachten.



Flutprotokoll Weilerswist: Heike und Jörgen Carstensen – Landhotel zum Schwan

Als wir das Wasser bemerkten, war unser erster Impuls: »Wir müssen die Gäste retten.« Wir hatten zu der Zeit viele Monteure hier und haben ihnen gesagt, sie sollen alles, was noch zu retten ist, zusammenpacken und hoch mit in unser Wohnzimmer kommen. Als das Wasser dann zurückging, haben die hier auch mit angepackt, ausgeräumt und saubergemacht. Das war wahnsinniges Glück, dass diese Menschen zu der Zeit bei uns waren. Wir haben aber auch direkt erkannt, dass hier Not am Mann war und viele schlimmer dran waren als wir, dass es Obdachlose, Helfer und Lkw-Fahrer gab, die sich irgendwo ausruhen müssen. Die haben dann kostenfrei bei uns gewohnt. Es war fantastisch, wie auf einmal die Dorfgemeinschaft zusammengewachsen ist. Wir hoffen, dass diese Solidarität so bleibt. Und dass die Menschen beim nächsten Mal besser vorbereitet sind, zum Beispiel, dass an die Sirensignale auch versteht, aber auch, dass Flächen zur Verfügung gestellt werden, um das Wasser abzufangen. Wir haben nun dafür gesorgt, dass wir uns selbst mit Strom versorgen können, wenn das Netz ausfällt.

Flutprotokoll Bad Münstereifel: Peter Lethert – Galerist

Das Wasser lief über die Wertherstraße – das habe ich noch nie erlebt. Zwei Fußgänger haben versucht, sich durch die kniehohen Wellen zu kämpfen und wären dabei fast ertrunken, wenn ein Nachbar ihnen nicht geholfen hätte. Das Wasser lief vor meinem Haus entlang, was ich auch noch nie erlebt hatte. Ich konnte noch eine kleine Skulptur retten, die in der Galeriestand, und habe sie nach oben getragen und merkte dann, dass das Wasser so schnell stieg, dass ich nur noch die Flucht ins Obergeschoss antreten konnte. Ich hatte keine Todesangst oder so etwas in der Art. Ich war vielmehr fassungslos, wie so was hier passieren kann. Heute geht es mir gut, ich bin gesund und habe das überlebt. Hin und wieder, wenn ich aus anderen Städten komme und sehe, wie da das Alltagsleben läuft, die Leute im Café sitzen und es eine bestehende Infrastruktur gibt, stimmt mich das nachdenklich und betrübt mich ein bisschen. Aber ich bin ein positiv denkender Mensch und packe die Sache an, schaue seit den ersten Tagen nach vorne. Mit ganz viel Aktionismus, wie viele andere auch. Jetzt übe ich mich in Geduld und warte darauf, dass die Räume unten trocknen, damit ich nächstes Jahr anfangen kann, alles wieder aufzubauen.

Flutprotokoll Kall: Jumna und Ramzia Al Merei – aus Syrien geflüchtet

Wir sind seit fünf Jahren in Kall, Ende 2015 sind wir aus Syrien geflüchtet. Das Hochwasser war sehr schlimm. Wir haben zuvor fünf Jahre Krieg erlebt. Und als das Hochwasser kam, wurden wir an alles erinnert, was wir auch damals erlebt haben. Es kamen viele Menschen, die uns geholfen haben, auch die Bundeswehr und das Rote Kreuz. Ohne die wären wir nicht rausgekommen und gestorben. Wir waren unten und haben erst gar nicht mitbekommen, was überhaupt los war. Im Moment ist es ein bisschen schwierig. Wir sind acht Kinder, mit meiner Mutter neun Menschen. Wir haben einen Raum, schlafen auf dem Boden auf Matratzen. Wir haben das Haus mit all unseren Sachen verloren, dürfen da auch nicht drin wohnen aktuell. Wir wussten nicht, dass wir eine Versicherung für unsere Sachen hätten abschließen können. Jetzt wird aber renoviert und wir hoffen, dass das wieder in Ordnung kommt. Wir möchten auch wieder zurück. Ohne meine Mutter hätten wir das alles nicht geschafft. Sie gibt nie auf und wir verlieren die Hoffnung nicht. Hauptsache, wir leben.

Flutprotokoll Arloff/Kirspenich: Karl-Hubert Bonz – Löschgruppenführer

Ich wohne seit meiner Geburt in Arloff und engagiere mich seit 37 Jahren bei der Freiwilligen Feuerwehr. Seit 16 Uhr war ich am Tag der Flut im Einsatz. Um 19 Uhr war das Wasser so hochgestiegen, dass mein Teil der Löschgruppe ihre Arbeit bis zur Nacht einstellen musste, weil wir aus dem Gerätehaus nicht mehr rauskamen. Die ersten Tage habe ich nur funktioniert. Nach drei Tagen haben meine Kameraden übernommen, mein Haus war bis zum Erdgeschoss auch voll Wasser. Im Moment geht es mir so: geht so. Mein Arbeitgeber hatte mich bis Ende Juli freigestellt. Im August war ich wieder arbeiten und als ich danach Urlaub hatte, kam bei mir das Erlebte erst so richtig raus. Aber es geht aufwärts, weil man sieht, dass sich zu Hause etwas tut. Der einzige Wunsch, den ich für die Zukunft habe, ist, dass sowas nicht noch mal passiert. Sowas hat es hier noch nie gegeben. Hoffnung hat mir die große Spendenbereitschaft aus ganz Deutschland gegeben, auch die Hilfe im Dorf und der Zusammenhalt.

Flutprotokoll Schleiden: Franz Lennartz – Anwohner

Immer mal wieder, wenn ich an diesem Haus bin, habe ich wirklich zu kämpfen. Da steckt so viel Arbeit drin, so viel Leidenschaft und so viel Liebe. Was dann quasi in einer Nacht zerstört worden ist. Das ist schon sehr schwer. Also, ich bin lieber in der Distanz. Wenn ich hier bin, dann tut es schon weh. Sonst geht es uns eigentlich ganz gut, wir haben eine gute Unterkunft gefunden. Wir wohnen bei meinem Schwager und können da erstmal bleiben. Wenn das Land Nordrhein-Westfalen uns hilft, über einen Förderantrag, möchten wir lieber neu bauen. Ansonsten würden wir uns eine andere Alternative suchen. Wir hoffen

aber, dass es klappt. Wir haben schon Vorbereitungen gemacht, ein Grundstück ausgesucht. Es könnte losgehen, wenn NRW uns Bescheid gibt. Wir haben eigentlich immer einen Weihnachtsbaum gehabt, aber dieses Jahr wollen wir keinen. Wir wollen eigentlich ziemlich neutral Weihnachten feiern. Wir werden sicherlich Heiligabend bei unseren Eltern und mit der Familie zusammen sein, aber das ist dann auch genug an Weihnachten.

RHEINLAND

ZWEI WOCHE

64,8

Millionen Euro Hundsteuer ruhen die Städte und Gemeinden in Nordrhein-Westfalen im ersten Halbjahr 2021 auf. 3,8 Millionen Euro mehr als im Januar bis Juni 2020.



Jörgen Leves ist seit 31 Jahren Apotheker in Bieleheim



Will Bohneke hofft auf einen Neuaufbau des Gerätehauses



Michael Müller ist Geschäftsführer des Sportvereins



Steffie Mühse hofft darauf, ihren Hof samen zu können



Wolfgang Biberstein (38) hat sich den Lebensraum bewahrt.

Dokumente aus Inventur gestohlen

Aachen. In Aachen sind vier Mitarbeiter eines Immobilienmaklers gestohlen worden. Es handelt sich um die komplette Inventur, die zur Anfertigung von Immobilienakten genutzt werden, teilte die Polizei in Döhrten mit. Am Dienstagvormittag hatten Polizeibeamtente in einem Inventurraum der Kasernenstraße 174 einen Einbruch festgestellt. Zwei der Verdächtigten sind zunächst gefasst worden, weil sie Rückfälle von dem Immobilienmakler zu einem Aachen gegangen seien. Bei der Inventur sind unter anderem Akten mit einem offiziellen Dokumentationsverfahren der Immobilienmakler gestohlen worden, teilte die Polizei in Döhrten mit.

„Ich hatte ja gar nichts mehr“

Flutprotokolle: Betroffene berichten elf Wochen nach der Katastrophe von ihrer Situation

Wie geht es den Opfern in den Flutgebieten? Wie haben sie die Katastrophe erlebt, wie stemmen sie den Wiederaufbau? In unserer Serie „Flutprotokolle“ lassen wir Betroffene in enger Folge vor der Videokamera zu Wort kommen. Die ganzen Berichte gibt es auf der Homepage der Rundschau unter rundschau-online.de/flutprotokolle. Heute schildern sechs Menschen aus Erftstadt-Bieleheim ihre Lage.

VON HORST KUMHLITZ
Jörgen Leves führt seit 31 Jahren seine Apotheke in Ort. Ich bin leider am 11. Juli mit meiner Apotheke abgefahren, hatten meine 40 Zentimeter und außen über einem Meter das Wasser stoben. Wir haben eine ganze Zeit geklappt und versorgt, das Ganze wieder zu holen, dass wir weiterarbeiten können. Aber leider haben wir einen anstrengenden auch vier Wochen die Experten genutzt, habe meine allerbesten versprochen. Fußboden und Wände müssen saniert werden. Daher wurde ich am 10. September die Apotheke schließen. Ich muss mit meinen eigenen Einnahmungen. Derzeit sieht es nicht so aus, als wüssten wir wieder eine Apotheke ersetzen. Es hängt auch davon ab, ob in Bieleheim eine Algenmorteurplanung erhalten bleibt.“

Michael Müller ist Geschäftsführer des Bieleheimer Fußballvereins. Ich habe etwa 40 Mitglieder als Mitgliedervereine, allerdings ist Fußball nicht Schwerpunkt. Der Kinnastplatz hat bei uns den Fußball nicht Schwerpunkt. Die Kinnastplatz hat bei uns den Fußball nicht Schwerpunkt. Die Kinnastplatz hat bei uns den Fußball nicht Schwerpunkt.

Steffie Mühse wohnt mit ihrem Mann Peter mit 1976 in Bieleheim. 1996 haben beide den Hof, als 30 Jahre alten

Wolfgang Biberstein (38) wohnt seit 1993 in Bieleheim. „Nach der Flut ist es mir sehr schwer gefallen, ich bin noch sehr traurig. Ich brauche Handwerker, das hat eine große Verantwortung vor uns. Ich habe mit dem Hof, das hat eine große Verantwortung vor uns. Ich habe mit dem Hof, das hat eine große Verantwortung vor uns.“

Frank Jansen ist Ortsbürgermeister von Bieleheim und koordiniert die Hilfsleistungen. „Der Hof wurde von drei wasserführenden Straßen überflutet mit einer Wasserhöhe von etwa 1,40 Metern. Durch ein gefundenes Ölwanne hat sich ein Leck im Keller. Wir versuchen Handwerker, einen Gutachter zu bekommen, was schwierig ist, weil wir nicht versichert sind. Alles, was wir hier machen, ist mit dem Unteren Denkmalbehörde abgestimmt. Die alte Brunnenhaube wurde geöffnet, er ist etwa 15 Meter tief. Wir hatten durch einen Grundwasser und erhalten den Hinweis, den Brunnen abzubauen zu verfallen. Am Sicherheitssystem und zur Abschneidung des Geländes. Inanspruchnahme des Geländes. Inanspruchnahme des Geländes.“

Wolfgang Biberstein (38) wohnt seit 1993 in Bieleheim. „Nach der Flut ist es mir sehr schwer gefallen, ich bin noch sehr traurig. Ich brauche Handwerker, das hat eine große Verantwortung vor uns. Ich habe mit dem Hof, das hat eine große Verantwortung vor uns.“

Steffie Mühse wohnt mit ihrem Mann Peter mit 1976 in Bieleheim. 1996 haben beide den Hof, als 30 Jahre alten

Wolfgang Biberstein (38) wohnt seit 1993 in Bieleheim. „Nach der Flut ist es mir sehr schwer gefallen, ich bin noch sehr traurig. Ich brauche Handwerker, das hat eine große Verantwortung vor uns. Ich habe mit dem Hof, das hat eine große Verantwortung vor uns.“

Frank Jansen ist Ortsbürgermeister von Bieleheim und koordiniert die Hilfsleistungen. „Der Hof wurde von drei wasserführenden Straßen überflutet mit einer Wasserhöhe von etwa 1,40 Metern. Durch ein gefundenes Ölwanne hat sich ein Leck im Keller. Wir versuchen Handwerker, einen Gutachter zu bekommen, was schwierig ist, weil wir nicht versichert sind. Alles, was wir hier machen, ist mit dem Unteren Denkmalbehörde abgestimmt. Die alte Brunnenhaube wurde geöffnet, er ist etwa 15 Meter tief. Wir hatten durch einen Grundwasser und erhalten den Hinweis, den Brunnen abzubauen zu verfallen. Am Sicherheitssystem und zur Abschneidung des Geländes. Inanspruchnahme des Geländes. Inanspruchnahme des Geländes.“

Wolfgang Biberstein (38) wohnt seit 1993 in Bieleheim. „Nach der Flut ist es mir sehr schwer gefallen, ich bin noch sehr traurig. Ich brauche Handwerker, das hat eine große Verantwortung vor uns. Ich habe mit dem Hof, das hat eine große Verantwortung vor uns.“

Frimmersdorf wird abgeschaltet

RIWE legt heute sein traditionsreiches Brauereiwerk endgültig still

Das Ende 2022 gehen sechs weitere Blöcke im Reaktor vom Netz. Die beiden Kraftwerkeblöcke stehen vier bis fünf Jahre in Kapazitätswartung. Der Reaktor wird nach dem Abschalten der Reaktorblöcke im Jahr 2022 in den Reaktor vom Netz. Die beiden Kraftwerkeblöcke stehen vier bis fünf Jahre in Kapazitätswartung. Der Reaktor wird nach dem Abschalten der Reaktorblöcke im Jahr 2022 in den Reaktor vom Netz.

Hilfe soll zügig ausgezahlt werden

Ministerin Scharrenbach: Beratungsstellen dürfen Flutopfer nun beim Ausfüllen der Anträge als staatliche Unterstützung helfen

Berlin. Die Anträge der Betroffenen sind unterschiedlich komplex und sollten zügig bearbeitet werden. Die Flut-RIWE-Bürgerministerin ist Scharrenbach der Bundesministerin Scharrenbach. Die Beratungsstellen in den betroffenen Bundesländern. Bei der nächsten Woche werden die Betroffenen. Die Beratungsstellen in den betroffenen Bundesländern. Bei der nächsten Woche werden die Betroffenen.





Robert Zimmermann
hat vor drei Jahren sein
Elternhaus frisch renoviert.
Die Flut hat das komplette
Erdgeschoss und auch
die Heizung zerstört.



Susanne Dunkel wohnt seit 47 Jahren in Erftstadt-Blessem:

»Wenn wir bei der Flut nicht aus dem Fenster geklettert wären, wären wir nicht mehr aus dem Haus gekommen. Nun muss noch viel gemacht werden. Das Warten und Trocknen der Räume ist hier das Schlimmste daran. Der Matsch ist raus, ich hatte ja viele Helfer gehabt. Am meisten wünsche ich mir für die Zukunft, dass wir noch etwas Geld kriegen, vor allen Dingen, weil wir nichts mehr haben. Hier fahren so viele Schaulustige herum. Am Sonntag waren die sogar mit dem Bus hier gewesen. Ich dachte, ich falle vom Hocker. Wir haben ja keine Gardinen im Erdgeschoss, jetzt haben wir Rollos. Die Leute bleiben nämlich einfach stehen und gucken rein.«

**Wolfgang Bieberstein ist 81 Jahre alt und wohnt seit 1953
in Erftstadt-Bliesheim:**

»Nach der Flut ist es mir sehr schlecht gegangen. Ich bin froh, dass es Leute gibt, die einem weiterhelfen. Ich bin nach der Flut so gut versorgt worden. Ich hatte ja gar nichts mehr. Aber ich habe mir den Lebensmut bewahrt. Ich will hoffen, dass es wieder besser wird. Ich brauche Handwerker, bin aber in meiner Bewegung körperlich stark eingeschränkt. Es geht auf den Winter zu und ich habe keine Heizung mehr. Bin mal gespannt, wie das alles weitergeht. Eine Familie aus Gymnich hilft mir sehr, sogar beim Tapezieren. Die haben sich einfach als Helfer angeboten. Ist das nicht einfach einmalig?«

**Sabine und Uwe Laubner aus Erftstadt-Friesheim wollten
ihre Hunde nicht zurücklassen:**

Wir waren gerade fertig mit dem Renovieren des alten Hauses, da kam das Hochwasser. Wir haben noch versucht, die Türen abzudichten, sind aber mit den Hunden nach oben geflüchtet. Die Hilfskräfte haben uns gefragt, ob wir evakuiert werden möchten, aber das wäre nur ohne unsere Tiere gegangen. Danach war die Hilfsbereitschaft extrem groß, aber jetzt fühlen wir uns doch sehr allein. Wir stehen aktuell in einem Abrisshaus, es gibt keine Unterbringung für uns, wir wissen nicht, wo wir hinsollen.«



Susanne Dunkel lebt seit 47 Jahren mitten in Blessem. Wäre sie nicht rechtzeitig aus dem Fenster geklettert, hätte es kein Entkommen vor den Wassermassen gegeben.



Wolfgang Bieberstein, der im alten Ortskern von Bliesheim wohnt, hatte durch die Flut alles verloren. Er bewahrte aber seinen Lebensmut und ist dankbar für die Hilfe von so vielen Menschen



LEA HELLBACH

Lea Hellbach, geboren 1994 in Wiesbaden, entdeckte ihre Leidenschaft für das Schreiben schon während der Schulzeit, und der Wunsch, Journalistin zu werden, ließ nicht lange auf sich warten. Nach dem Abitur studierte sie Germanistik und Kunstgeschichte an der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität Frankfurt am Main, arbeitete neben dem Studium als Werkstudentin bei ZDF



Digital und absolvierte Praktika unter anderem bei 3Sat. Nach dem Bachelor-Abschluss folgte das Volontariat bei der VRM, welches sie im Dezember 2021 abschloss, und das in einer Übernahme als Redakteurin gipfelte. 2021 wurde sie zusammen mit fünf Volontärkollegen mit einem Sonderpreis des »Medienspiegel« für den VRM-Podcast »Rheingehört!« ausgezeichnet.

Lea Hellbach ist nominiert in der Kategorie »Bestes Lokalstück« mit »Dissoziative Identitätsstörung: Die WG im eigenen Kopf«, erschienen am 27. Oktober 2021 auf VRM Stories.

Dissoziative Identitätsstörung:

Die WG im eigenen Kopf

Zwei oder mehr Identitäten, die sich einen Körper teilen: Elena Löffler erzählt von einem langen Korridor mit Türen an den Seiten. Fiona, Amelie, Sophie oder Tessa – alle haben dort ein eigenes Zimmer. Auch Gemeinschaftsräume gibt es, in denen man sich trifft und Entscheidungen diskutiert oder über den Alltag spricht.

Doch der Korridor mit den vielen Zimmern existiert in der realen Welt nicht. Er befindet sich in Elenas Kopf.

Das Digitalprojekt »Dissoziative Identitätsstörung: Die WG im eigenen Kopf« begleitet die Betroffene Elena und zeigt das Leben mit der Krankheit. Die Dissoziative Identitätsstörung (DIS) – früher auch unter dem Namen Multiple Persönlichkeitsstörung bekannt – ist eine psychische Erkrankung, bei der die sich entwickelnden Persönlichkeitszustände durch schwerwiegende und wiederkehrende Traumata in früher Kindheit abgespalten werden.

Neben persönlichen Einblicken in Elenas Welt und ihre Geschichte, die mit verschiedenen multimedialen Tools (Video, Foto und interaktive Elemente) dargestellt wurden, zeigt das Projekt, wie die Krankheit entsteht, welche Behandlungsmöglichkeiten es gibt und mit welchen Problemen Betroffene zu kämpfen haben. Ebenfalls werden die verschiedenen Ansätze der klassischen Medizin und der Arbeit von Psychotherapeuten dargelegt.

Ziel des Projektes ist es unter anderem, die Erkrankung der Öffentlichkeit vorzustellen und mit Vorurteilen aus Film und Fernsehen aufzuräumen. Aber es soll ebenfalls zeigen, dass ein normales und glückliches Leben auch mit einer solchen schwerwiegenden psychischen Störung möglich ist.

Dissoziative Identitätsstörung – Die WG im eigenen Kopf

Ein langer Korridor mit vielen Türen an den Seiten. Jeder hat dort sein eigenes Zimmer. Auch Gemeinschaftsräume gibt es, in denen man sich trifft und Entscheidungen diskutiert oder über den Alltag spricht. Doch der Korridor mit den vielen Zimmern existiert in der realen Welt nicht. Er befindet sich in Elena Löfflers Kopf.

Elena, wie sie sich in der Uni, auf der Arbeit oder in den sozialen Netzwerken nennt, hat die Dissoziative Identitätsstörung (DIS) – früher auch Multiple Persönlichkeitsstörung genannt. »Aber Elena existiert eigentlich gar nicht mehr«, sagt Fiona. Fiona ist eine Identität in dem multiplen System – genau wie Amelie, Sophie oder Tessa. Alle zusammen nennen sie sich die



VRMStories

True Crime Reportagen Porträt 360 Grad Datenanalyse Hintergrund Foto-Reportage Kriminalfälle Projekte IP

Wenn ein anderer Anteil seine ist und Fiona eine Annesie für dieses Zeitraum erleidet, kann sie in ihrer Welt durch die Arbeit in ihrer Therapie, in ihrem Innen „aufsteigen“, was in der Zeit passiert ist. „Inzwischen, ob mich die Persönlichkeit mag, sagt sie mir das dann auch“, erklärt Fiona. Diese auch wenn sich die Arbeit eines Kräfte lösen, verstehen sie sich untereinander nicht immer gleich gut. Sie wollen zwar viel untereinander besprechen und diskutieren, aber hängt nicht alles „das was ich“, sagt Fiona jedoch.

Neben einem eigenen Charakter habe jede Persönlichkeit eine eigene Handschrift, eine eigene Art zu sprechen und eine andere Klangfarbe der Stimme. „In der Schule teilweise haben mir meine Lehrer manchmal nicht geglaubt, dass wirklich ich meine Hausaufgaben gemacht habe. Weil wir alle verschiedenen Handschriften haben“, erinnert sie sich lachend. „Auch unsere Unterrichtsinhalte sind unser Tagewort besprechen sie ganz anders verschiedenen Handschriften“, sagt Fiona.

Nicht nur der Charakter unterscheidet sich bei den verschiedenen Persönlichkeiten, auch die Handschrift ist anders. Klicken Sie auf die Bilder, um mehr zu sehen.

»Ellis« – abgeleitet von Elena. »Also, es gab mal eine Persönlichkeit namens Elena, aber vor rund einem Jahr ist sie verschwunden.«

Wie viele Identitäten genau in ihrem Kopf existieren, weiß Fiona nicht. So hätte sie eine ganze Liste mit Namen, auf denen sie versucht habe, alle aufzuschreiben, doch auch diese sei unvollständig. »Es sind einfach zu viele«, sagt sie. »Früher haben wir gedacht, wir seien acht Persönlichkeiten. Wir wollten einfach nicht wahrhaben, dass wir viel mehr sind.« Fiona ist momentan der Host des Systems und somit am häufigsten präsent. »Aber ich bin auf keinen Fall die Hauptperson«, erzählt sie.

Doch was versteht man eigentlich unter einer Dissoziativen Identitätsstörung? Die DIS ist eine psychische Erkrankung, bei der die sich entwickelnden Persönlichkeitszustände durch schwerwiegende und wiederkehrende Traumata in früher Kindheit abgespalten werden. Dabei handle es sich um eine »Bewältigungs- und Überlebensstrategie« des Gehirns, um die kaum aushaltbaren Gewalt- und Noterfahrungen bewältigen zu können, so Diplom-Psychologin und Psychologische Psychotherapeutin Susanne Gorini-Bockius aus Wiesbaden. Bei diesen Traumata handelt es sich meist um psychische, körperliche oder sexuelle Gewalt, die bis zum Alter von maximal fünf bis sechs Jahren passieren müsse, um eine DIS zu verursachen, sagt Gorini-Bockius.

»Die Krankheit wird nicht durch ein einzelnes Missbrauchserlebnis ausgelöst, sondern wenn Betroffene in der Kindheit lange Zeit schwerer Misshandlung und sexueller Gewalt ausgesetzt sind. In diesem Zusammenhang spielt zum Teil auch rituelle Gewalt, also systematische Gewalt und Manipulation in sektenartigen Gruppierungen, eine Rolle«, sagt auch Dr. Hauke Wiegand, Oberarzt an der Universitätsmedizin Mainz. Die Krankheit sei dadurch charakterisiert, dass Betroffene keine Kontinuität in ihrem Identitätserleben und Erinnerungslücken für bestimmte Handlungen und Erlebnisse haben, sagt Wiegand. Manche Identitäten sind ausschließlich beim Erleben von Traumata präsent, andere nur für den Alltag zuständig, sodass Funktionsfähigkeit und Unauffälligkeit nach außen trotz anhaltender Traumatisierung möglich sind. Wie viele Identitäten Betroffene haben, ist unterschiedlich.

Anfang 2018 haben die Ellis die Diagnose DIS erhalten. Fiona und das gesamte multiple System haben in ihrer Kindheit schwere Traumata erlebt, die ihre Persönlichkeit gespalten haben. Doch bis zu ihrer Diagnose und dem darauffolgenden Aufarbeiten mit ihrer Therapeutin hätten sie sich nicht an die Erlebnisse erinnern können, erzählt Fiona. Ein häufiges Symptom von DIS-Patienten ist es, dass sie für traumatische Erlebnisse eine Amnesie entwickeln. »So war das bei uns auch«, sagt Fiona.

Die Diagnose DIS bedeutete also, dass in der Kindheit der Ellis viele traumatische Ereignisse haben stattfinden müssen. Genau das sei es gewesen, was ihr Angst gemacht habe, erzählt Fiona: »Ich war total zerrissen.« Noch heute haben die Ellis nicht alles aus ihrer Kindheit aufarbeiten können und darüber sprechen wollen sie ebenfalls nicht. Immer wieder erleben sie jedoch Flashbacks und Schmerzerinnerungen aus ihrer Kindheit. Während ihrer Therapie habe sich zusätzlich herausgestellt, dass die Ellis noch immer im Umfeld der Täter gelebt haben. »Ich hatte auch immer blaue Flecken. Ich konnte mich aber nicht erinnern, woher die kommen. Nach der Diagnose konnte ich es mir dann erklären«, sagt Fiona. Heute wohnen sie in einer anderen Stadt. »Ich hoffe, dass wir jetzt sicher sind.«

Schon Jahre zuvor seien sie in psychiatrische Behandlung gekommen. Damals wegen selbstverletzendem Verhalten und Essstörungen. »Wir konnten uns nicht erklären, was mit uns los war. Wir haben gedacht, das Leben sei perfekt. Aber wir waren einfach nur traurig, ohne uns das erklären zu können«, so Fiona. An die Selbstverletzung selbst konnten sich die Ellis im Nachhinein nicht erinnern, sagt sie. »Manchmal bin ich aufgewacht und hatte Verbrennungen.« Später stellte sich heraus, dass es eine bestimmte Persönlichkeit war, die dem Körper die Verletzungen zugefügt habe. Vor rund drei Jahren haben sie alle mit der Selbstverletzung aufgehört. Wie viele DIS-Patienten erhielten auch die Ellis im Vorfeld verschiedene Diagnosen. So seien ihnen die Borderline-Persönlichkeitsstörung oder auch mehrere Psychosen attestiert worden.

Während eines stationären Aufenthalts in einer Traumaklinik haben sie dann erfahren, dass sie »viele sind«. »Ich habe das gar nicht angenommen und mich sofort entlassen«, erzählt Fiona. Doch als auch ihre Therapeutin ihnen die Diagnose bestätigte, mussten sie sich langsam mit dem Gedanken anfreunden. »Auf der einen Seite waren wir erleichtert, da die Diagnose so viel erklärt hat. Es hat so vieles einfach Sinn ergeben.«

Damit ein multiples System funktionieren kann, ist es wichtig, dass die Zusammenarbeit zwischen den Identitäten immer weiter gestärkt wird. Gerade am Anfang sei es Fiona und den anderen allerdings sehr schwergefallen, zu kommunizieren, erzählt sie. »Wir haben dann angefangen, alles aufzuschreiben. Was wir den ganzen Tag gemacht haben oder was wir in der Therapie besprochen haben.« Da bei den restlichen Identitäten meist eine Amnesie herrscht, wenn beispielsweise Fiona die Kontrolle übernimmt, konnte man so immer nachlesen, was in den vergangenen Stunden geschehen ist.

»Wir können mittlerweile aber auch im Innen mit den anderen sprechen oder bekommen es mit, wenn jemand etwas sagt und seine Meinung zu



Fiona, Sophie,
Tessa und Amelie
(im Uhrzeigersinn)



etwas preisgibt.« Und das komme gar nicht so selten vor – in ihrem Kopf herrsche immer Kommunikation, sagt Fiona.

Vor allem die Konzentration falle den Ellis oft schwer. »Es ist ja wie ein Radio, welches die ganze Zeit in deinem Kopfläuft«, sagt sie. In ihrer Therapie arbeiten Fiona und die anderen nun an der Stärkung ihrer Kommunikation. Für diese gibt es auf dem Korridor der Ellis sogar eigene Gemeinschaftsräume, erzählt Fiona.

Wenn ein anderer Anteil vorne ist und Fiona eine Amnesie für diesen Zeitraum erleidet, kann sie mittlerweile dank der Arbeit in ihrer Therapie, in ihrem Innen »nachfragen«, was in der Zeit passiert ist. »Je nachdem, ob mich die Persönlichkeit mag, sagt sie mir das dann auch«, erklärt Fiona. Denn auch wenn sich die Anteile einen Körper teilen, verstehen sie sich untereinander nicht immer gleich gut. So werde zwar viel untereinander besprochen und diskutiert, aber längst nicht alles. »Das wäre schön«, sagt Fiona lachend.

Neben einem eigenen Charakter habe jede Persönlichkeit eine eigene Handschrift, eine eigene Art zu sprechen und eine andere Klangfarbe der Stimme. »In der Schule beispielsweise haben mir meine Lehrer manchmal nicht geglaubt, dass wirklich ich meine Hausaufgaben gemacht habe. Weil wir alle verschiedene Handschriften haben«, erinnert sie sich lachend. »Auch unsere Uniaufzeichnungen und unser Tagebuch bestehen aus ganz vielen verschiedenen Handschriften«, sagt Fiona.

»Manche von uns sind zum Beispiel auch Linkshänder und wenn dann jemand im Co-Bewusstsein ist, ist es manchmal auch möglich, mit zwei Händen gleichzeitig zu malen«, erzählt Fiona. Co-Bewusstsein bedeutet, dass ein Anteil mitbekommen kann, was passiert, auch wenn ein anderer Anteil gerade vorne ist – wenn dieser es zulässt. Man könne sich das so vorstellen, dass die Tür auf dem Korridor, die ins Außen beziehungsweise nach vorne führt, nicht vollends geschlossen sondern offen ist. Zwar geht nur eine Persönlichkeit hindurch, ein anderer Anteil kann aber durch die Tür schauen und sieht, was passiert. Gerade beim Malen gebe es jedoch auch große Unterschiede zwischen den Identitäten. So könnten einige gar nicht malen, manche malten jedoch auch in anderen Stilen, erzählt Fiona.

Aber auch weitere Unterschiede können bei den Ellis beobachtet werden. »Wir haben zum Beispiel Kontaktlinsen in drei verschiedenen Stärken«, erzählt Fiona. »Wir waren damals echt oft beim Optiker und jedes Mal gab es ein anderes Ergebnis.« Diplom-Psychologin Susanne Gorini-Bockius erklärt dieses Phänomen damit, dass die unterschiedlichen Identitäten einen unterschiedlichen Stresspegel hätten. Dadurch gebe es auch einen höheren beziehungsweise niedrigeren Adrenalinpiegel. Dieser führe dazu, dass sich die Spannung der kleinen Muskeln an der Linse des Auges verändere und

sich somit auch die Form der Linse verändere. Dadurch kann eine Sehunscharfe entstehen. Bei dieser Erklärung handle es sich allerdings nur um Annahmen, sagt Gorini-Bockius. Laut Dr. Hauke Wiegand gebe es zu solchen Phänomenen allerdings keine medizinischen Untersuchungen.

Auch wenn es DIS-Patienten gebe, die nicht ohne Hilfe am aktiven Leben teilnehmen können, haben die meisten Betroffenen durchaus einen Job, ein Studium oder eine Ausbildung. Auch die Ellis studieren Kunsttherapie und arbeiteten längere Zeit im Rettungsdienst. Mittlerweile hätten sie einen neuen Job, erzählt Fiona. Ihre Krankheit mache sie dabei allerdings nicht zum Thema.

»Die meisten Menschen merken gar nicht, dass wir eine DIS haben, wenn ich mich zusammenreiß«, sagt Fiona. Zwar laufen sie immer wieder Gefahr bei Einkäufen oder in der Uni Triggern zu begegnen, die einen Switch oder einen Flashback auslösen, trotzdem meide sie die meisten Orte nicht. »Triggern kann man überall begegnen«, sagt Fiona. Ein Trigger ist ein Schlüsselreiz, der beispielsweise einen Switch oder einen Flashback auslösen kann. Betroffene haben dabei ein durch den Trigger ausgelöstes plötzliches, intensives Wiedererleben eines vergangenen Erlebnisses oder früherer Gefühlszustände. Das kann so stark sein, dass die Person unfähig ist, sie als Erinnerung zu erkennen. So kann beispielsweise Spielzeug Kinderanteile triggern.

»Einkaufen ist etwas kompliziert«, sagt Fiona. »Wenn wir früher einkaufen gegangen sind, habe ich alles eingepackt. Wenn es dann einen Switch gab, hat die andere Persönlichkeit alles wieder ausgepackt und nur das in den Wagen getan, was sie wollte.« Heute hätten sie eine Strategie entwickelt, um den Einkauf etwas entspannter zu gestalten, erzählt sie. »Ich schreibe dann eine Einkaufsliste und lege sie für ein bis zwei Stunden auf den Tisch. Dann kann jeder etwas dazuschreiben.« Gebe es dann im Supermarkt einen Switch, wisse sie trotzdem, was sie einkaufen soll.

DIS-Patienten können es schwer haben, neue Menschen kennenzulernen oder Freunde zu finden. Oft herrscht Scham, Angst vor Ablehnung oder Übergriffen und Unsicherheit. Viele versuchen deshalb, unauffällig zu bleiben und ihre Erkrankung für sich zu behalten. Die Ellis hätten allerdings weniger Probleme, Freunde zu finden, sagt Fiona. Sie gehen heute offen mit ihrer Erkrankung um und verstecken sich nicht mehr. Auch eine langjährige Beziehung habe Fiona bis vor kurzem noch geführt. »Wenn jemand das nicht akzeptiert, dann möchte ich auch nicht mit demjenigen befreundet sein.« Deshalb haben die Ellis auch keine Angst vor den Reaktionen. Nur auf der Arbeit und in der Uni wüssten wenige über ihre Erkrankung Bescheid.

Viele, die Fiona und die anderen neu kennenlernen, wüssten jedoch erst einmal gar nicht, was die DIS überhaupt ist. »Die können damit gar nichts anfangen«, sagt Fiona. Angst als Reaktion auf ihre Krankheit habe sie bisher allerdings nicht erlebt.

Nur nach Therapiesitzungen habe sie Probleme, die Wechsel der Identitäten in den Griff zu bekommen. »Bei der Therapie wechselt es manchmal im Sekundentakt. Danach ist es dann oft schwierig, es wieder zu kontrollieren«, so Fiona. Dies liege vor allem daran, dass die Sitzungen eine enorme psychische Belastung für das System seien.

Betroffene von DIS berichten häufig davon, dass es schwer sei, einen Therapeuten zu finden, der sich mit der Krankheit auskennt, die richtige Diagnose stellt und sich der Behandlung auch annehmen möchte. »Es gibt zu wenig Traumatherapeuten«, sagt auch Diplom-Psychologin Susanne Gorini-Bockius.

Bei der Therapie sei zunächst eine Alltagsstabilisierung wichtig, bevor mit einer Traumaverarbeitung begonnen werden könne, sagt Gorini-Bockius. »Jeder Anteil hat seine eigene Interpretation des Geschehenen«, so die Psychologin. Deshalb sei es wichtig für den Therapeuten, diese Sichtweisen zu verstehen. Zusätzlich müssten die Patienten an einer wiederholten Realitätsprüfung, an der Versicherung der therapeutischen Beziehung und der Vermeidung von Triggern arbeiten. Aber auch Emotionsregulation, Selbstversorgung und die Unterscheidung von Realität und Vergangenheit seien wichtige Themen. »Wichtig ist, dass das System unter anderem versteht: ›Das, was damals passiert ist, betraf uns alle.‹ Und dass das System durch die Traumaverarbeitung begreift, dass es vorbei ist«, sagt Gorini-Bockius.

Dr. Hauke Wiegand ergänzt von einem weiteren Therapieansatz, der aktuell in den Niederlanden erprobt werde. Dabei stünde vor allem eine Expositionstherapie des Traumas im Mittelpunkt. Darüber hinaus versuche die Therapeutin gemeinsam mit den Betroffenen herauszufinden, welche Funktionen für das Überleben die verschiedenen Identitätszustände in der Kindheit der Betroffenen gehabt hätten und warum diese heutzutage nicht mehr erforderlich und eventuell für ein normales Leben sogar schädlich seien. Dies gehe allerdings nur, wenn Betroffene nicht mehr im Umfeld der Täter seien. Da es für beide Therapieansätze jedoch noch keine ausreichenden Studien für die Wirksamkeit gebe, hätten beide ihre Berechtigung, sagt Wiegand. In einigen Therapieansätzen werde es zusätzlich als schädlich angesehen, wenn Patienten in der Wir-Form sprechen, sagt Wiegand. Denn dadurch könne eine Sonderrolle oder Abgrenzung in der Gesellschaft entstehen. Auch die Universitätsmedizin Mainz verfolge diesen Ansatz.

Auch wenn die Ellis während ihrer Arbeit und ihrem Studium nicht offen mit ihrer Krankheit umgehen, wüssten ihre Freunde und ihr Umfeld alle über ihre Störung Bescheid. Denn sie möchten sich nicht mehr verstecken. Deshalb versuchen die Ellis, die Störung in der Öffentlichkeit bekannter zu machen und darüber aufzuklären. »Wir wollen zeigen, dass DIS gar nicht so spektakulär ist, wie es beispielsweise manchmal in Filmen dargestellt wird.«

Denn schon lange ist das Thema DIS in Film und Fernsehen angekommen. Meist werden Betroffene in Filmen als gefährliche und unberechenbare Figuren dargestellt, die nicht selten als Mörder in Erscheinung treten. Gerade der 2017 erschienene Film »Split« des amerikanischen Regisseurs M. Night Shyamalan sorgte für Kritik bei Betroffenen. In dem Film entführt die Figur des Kevin Wendel Crumb (James McAvoy) drei junge Mädchen. Im Laufe der Geschichte stellt sich heraus, dass Kevin an DIS leidet und 24 Identitäten hat. Doch Betroffene von DIS sind keine Psychopaten. Genau das nahm auch die amerikanische Psychologin Dr. Michelle Stevens, die selbst von der Störung betroffen ist, zum Anlass, ihren Unmut zu Filmen wie »Split« in einem offenen Brief an Shyamalan kundzutun.

Dabei möchte die Amerikanerin darauf aufmerksam machen, dass DIS eine »echte psychische Krankheit ist, die Millionen von echten Menschen betrifft«. Die Darstellung der Krankheit in der Filmindustrie sei ihr deshalb schon lange ein Dorn im Auge. So seien »mörderische multiple Systeme« in Hollywood schon längst zu einem eigenen Genre geworden.

Auch die Internationale Trauma-Fachgesellschaft (ISSTD) äußerte sich kritisch zu Shyamalans Werk und machte Bedenken deutlich, die Darstellung treibe diejenigen weiter an den Rand der Gesellschaft, »die bereits täglich mit dem Gewicht der Stigmatisierung zu kämpfen haben«. Auch Fiona hat den Film gesehen und fand ihn nicht sonderlich gut, sagt sie. Normalerweise schauen die Ellis sich Filme, die DIS behandeln, allerdings gar nicht erst an.

Für Betroffene sei es außerdem immer noch schwer, Anlaufstellen und Hilfe zu bekommen. Zusammen mit ihrer besten Freundin Nicky Stegemann gründeten die Ellis unter anderem deshalb die Stiftung WIRBELKIND, die sich für Betroffene von ritueller Gewalt und DIS einsetzt.

Ihr Ziel dabei sei es, die noch zu großen Lücken im Hilfesystem auszufüllen, zu informieren, das Unaussprechliche auszusprechen und dadurch Tätern ihre Macht zu nehmen. Für WIRBELKIND selbst wünschen sie sich, dass ihr Team wachse und sie immer mehr Menschen fänden, die gemeinsam mit ihnen ihre Vision umsetzen wollen. Dabei hoffen sie auf Helfer mit eigener Erfahrungsgeschichte sowie ausgebildete Fachkräfte, damit sie zukünftig eine eigene Hilfestelle bilden können und ihr Aufgabenfeld über die Weitervermittlung hinaus gehen kann.

Selbstverletzung:

Unter selbstverletzendem Verhalten versteht man Handlungen, die gezielt dem eigenen Körper Schaden zufügen sollen. Dieses Verhalten ist jedoch klar von suizidalem Verhalten zu unterscheiden. Die häufigste Form der Selbstverletzung ist das Zufügen von Schnittverletzungen.

Schizophrenie:

Die Schizophrenie ist eine schwere, in vielen Fällen aber auch gut behandelbare psychische Erkrankung. Anders als bei der DIS spielen in der Behandlung auch Medikamente eine wichtige Rolle. In akuten Phasen der Schizophrenie haben Betroffene sehr fremd anmutende Wahnvorstellungen, die von akustischen Halluzinationen und anderen Wahrnehmungsstörungen begleitet werden können. Dabei leiden Betroffene häufig an einem Verfolgungswahn, hören kommentierende oder zu Handlungen auffordernde, quälende Stimmen und beziehen Ereignisse auf sich, die gar nichts mit ihnen zu tun haben.

»Die Schizophrenie ist leider immer noch eine häufige Fehldiagnose für die DIS, aber auch für die Borderline-Störung«, sagt Dr. Hauke Wiegand. Es gebe aber deutliche Unterschiede: So käme es bei der DIS (und auch Borderline-Störung) nicht zu dem sehr fremd anmutenden Wahnerleben. Bei allen drei Störungen könne es zum Hören von Stimmen kommen, welche für andere nicht wahrnehmbar seien. Patienten mit DIS oder Borderline-Störung berichten aber, dass die Stimmen aus dem eigenen Kopf kommen und zum Beispiel quälende Selbstabwertungen laut hörbar werden. Bei Patienten mit Schizophrenie würden als fremd erlebte Stimmen von außen wahrgenommen.

Für alle drei Störungen seien traumatische Kindheitserfahrungen ein Risikofaktor, sagt Wiegand. Für eine Schizophrenie bestünde aber zudem ein hohes Risiko durch genetische Vorbelastung – also Vererbung – oder auch ausgeprägten Cannabis-Konsum in der Endphase des Jugendalters.

Borderline-Störung:

Auch bei der Borderline-Persönlichkeitsstörung (BPS) handelt es sich um ein schwerwiegendes psychiatrisches Krankheitsbild. »Die Unterscheidung der BPS von der DIS ist schwieriger. Es gibt auch einen nicht kleinen Anteil von Patienten, die beide Erkrankungen haben«, sagt Dr. Hauke Wiegand. Borderline-Patienten leiden unter der Unfähigkeit, ihre inneren gefühlsmäßigen Zustände zu kontrollieren. Dabei sind es vor allem unangenehme Spannungszustände und ein chronisches Gefühl von Leere, die von den Patienten häufig als unerträglich empfunden werden. Dabei können auch intensiv auftretende Emotionen

wie übermäßige Wut, Schuld, Scham, Ohnmacht, Selbstverachtung und extreme Angst vor Zuneigung und vor dem Verlassenwerden bei Betroffenen auftreten.

Deshalb entwickeln Patienten oft bestimmte Strategien zur kurzfristigen Linderung des Leidens. Eine dieser Strategien kann Selbstverletzung sein, aber auch der Konsum von Drogen oder gefährliche Verhaltensweisen. Wiederkehrende Suiziddrohungen, -andeutungen oder -versuche aus diesem selbstabwertenden Erleben und aus Verzweiflung über unerträgliche Gefühlszustände heraus können ebenfalls zum Krankheitsbild der Betroffenen gehören. Auch BPS-Patienten durchleben rasch wechselnde Zustände von Identität, Emotionen und Bewertungen, allerdings seien diese laut Wiegand anders als bei DIS-Betroffenen nicht »dissoziiert«, also nicht im Erleben und Erinnern voneinander abgetrennt. Betroffene können sich also zum Beispiel an ihre Motivation für eine Handlung erinnern.

Wie bei der DIS haben auch BPS-Patienten häufig sexuelle und/oder körperliche Gewalterfahrungen und/oder schwere Vernachlässigung in ihrer Kindheit erlebt.

JAN GEORG PLAVEC JAN SELLNER UND TEAM



Dr. Jan Georg Plavec, Jahrgang 1984, ist Leitender Redakteur für Datenjournalismus bei *Stuttgarter Zeitung* und *Stuttgarter Nachrichten*. In dieser Funktion verantwortet er Daten- und Digitalprojekte, die unter anderem mit dem Wächterpreis der Tagespresse, dem Lokaljournalistenpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung und dem Ralf-Dahrendorf-Preis ausgezeichnet wurden. Teil der Redaktion ist Plavec seit seinem Volontariat 2011/12, anschließend war er Onlineredakteur und Mitglied im Ressort Multimediale Reportage. 2004 bis 2010 studierte er Kommunikationswissenschaft an der Uni Hohenheim 2014 bis 2020 promovierte er berufsbegleitend zur EU-Kommunikationskultur an der FU Berlin.

Jan Sellner, Jahrgang 1965, leitet seit 2015 das gemeinsame Lokalressort von *Stuttgarter Zeitung* und *Stuttgarter Nachrichten*. Zuvor arbeitete er in den Ressorts Landesnachrichten und Politik und war Korrespondent in München, wo er Politische Wissenschaften, Neuere Geschichte und Philosophie studierte. Er ist an der Konzeption verschiedener Serien und Produkte beteiligt. 2009 entwickelte er die preisgekrönte tägliche Dialektspalte »Auf gut Schwäbisch« der *Stuttgarter Nachrichten*, die er seitdem betreut. Außerdem ist er 1. Vorsitzender der Aktion Weihnachten, der Benefizaktion der *Stuttgarter Nachrichten*.

Christian Frommeld, Jahrgang 1984, arbeitet seit 2011 als Full-Stack-Webentwickler. Nach ersten Berufserfahrungen bei der Platis GmbH kam er 2016 zu *MHS Digital* und wirkt dort seither an diversen multimedialen und datenjournalistischen Projekten mit. Sein Interesse gilt besonders der Verarbeitung und Visualisierung komplexer Daten, die einem breiten Publikum auf anschauliche Art und Weise auf diversen Endgeräten zur Verfügung gestellt werden sollen.

Kimberly Nicolaus, Jahrgang 1997, hat Crossmedia-Redaktion an der Hochschule der Medien in Stuttgart studiert, nebenbei für die *Stuttgarter Zeitung* geschrieben und die Datenprojekte »Stuttgart 1942« und »Crime Map« unterstützt. Nach einem Auslandssemester in Amsterdam absolvierte sie ein internationales Masterstudium in Journalism, Media, and Globalization mit dem Schwerpunkt Datenjournalismus. Ihre Masterarbeit schreibt sie über die Wirkung von Emotionen in Desinformation und als Projektmitarbeiterin der *Jugendpresse Deutschland* leitet sie regelmäßig Redaktionsprojekte für junge Medienmachende.

Simon Uhl, geboren 1997 in Stuttgart, veröffentlichte 2013 seine ersten Artikel bei den *Stuttgarter Nachrichten*. Schon damals lag der Schwerpunkt seiner Artikel auf neuen Technologien, was sich bis heute durchzieht. Nach einem Bachelor in Journalismus hat er seine Heimat verlassen und ist für einen Masterabschluss nach Hamburg gezogen. Parallel zum Studium schreibt und filmt er als freier Journalist. Während die Themen dabei stark variieren, bleibt immer ein Fokus auf Daten, Technik und wie sich damit Storys neu erzählen lassen.

Ein Team der *Stuttgarter Zeitung* unter Leitung von Jan Georg Plavec und Jan Sellner ist nominiert in der Kategorie »Bestes Lokalstück« mit »Stuttgart 1942«, erschienen am 6. März 2021 auf *Stuttgarter-Zeitung.de*.

Stuttgart 1942

Dieses Digitalprojekt verwertet 12.000 systematisch erstellte Straßenansichten aller Straßen der Stadt Stuttgart – das erste »Street View« der Welt. Wir haben den Bestand im Volltext durchsuchbar

gemacht sowie aus den Bildern Fragestellungen für mehr als 100 cross-mediale Beiträge entwickelt. Ein besonderer Fokus lag darauf, der letzten noch lebenden ZeitzeugInnen-Generation – damals noch Kinder – und ihren Erinnerungen eine Stimme zu geben. Zudem thematisierten wir immer wieder den Alltag im Jahr 1942, das damals auch in Stuttgart begangene Unrecht und die Widersprüche, die sich etwa aus den vermeintlich idyllischen Straßenansichten und der Kriegslage ergeben. Aus der Serie gingen zudem bislang zwei Printmagazine hervor.

Wir haben auf das Projekt extrem viel Feedback bekommen, was auch mit dem crossmedialen Charakter der Serie zu tun hat. Die älteren LeserInnen reagierten stark auf die Printberichterstattung, die jüngeren wurden von multimedialen Formaten und der Online-Bildersuche angesprochen – jede/r kann das eigene Haus, die eigene Straße im Bestand finden. Online wurden die Beiträge als Multimediareportage, Video, virtueller Straßenspaziergang, Quiz sowie Instagram-Reel und Tiktok-Beitrag präsentiert. Dazu kamen mehrere Liveveranstaltungen, unter anderem eine Matinee. Das alles hat die Reichweite und den Impact des Projekts erhöht und die Rechercheergebnisse sowie den Fotobestand im Stadtgedächtnis verankert.



Einführung: Eine Stadt im »Jahr der Eskalation«

Stuttgart – Frauen schieben Kinderwagen auf den Straßen, Kinder spielen auf der Gass', die Straßenbahn bimmelt durch die Königstraße. Die mehr als 12 000 Bilder aus dem Stuttgart des Jahres 1942 vermitteln hinter dem zeitgeschichtlichen Wert auch eine trügerische Botschaft, die eines normalen Alltags, die einer persönlichen Idylle.

Dies verführt manchen zu der Einschätzung, von 1942 als »letztem Friedensjahr« zu reden, weil die Bilder ein unverwüstetes Stuttgart zeigen, das noch nicht gezeichnet ist von den Wunden, die der Luftkrieg in den Jahren 1943 und vor allem 1944 schlagen wird.

Doch die Realität hinter den Fassaden ist eine andere: Es ist Krieg – im Innern und an den Fronten. In Russland und in Nordafrika verliert die Wehrmacht wichtige Schlachten, Juden, Sinti und Roma sowie Gegner des Nazi-regimes werden in die Konzentrations- und Vernichtungslager geschickt und ermordet, Todesurteile werden von Sondergerichten verhängt und vollstreckt, die Repression im Innern erreicht eine neue Stufe der rassistisch motivierten Brutalität.

»Weil markante Daten in den Jahren 1941 und 1943 liegen, wird 1942 oft als Jahr des Übergangs bezeichnet, doch in Wirklichkeit ist es ein Jahr der Eskalation«, sagt Roland Müller, der Leiter des Stuttgarter Stadtarchivs, das in Zusammenarbeit mit unserer Zeitung die Aufnahmen aus dem Jahr 1942 zeigt.

Der erste Deportationszug mit rund tausend Menschen hatte Stuttgart schon am 1. Dezember 1941 verlassen, 1942 werden vom Nordbahnhof aus fast 1500 Menschen in Konzentrations- und Vernichtungslager geschickt und ermordet – nur wenige Dutzend sollten überleben.

Fast alle Stuttgarter Juden werden im Lauf des Jahres 1942 deportiert, und die wenigen, die noch in der Stadt leben, sind mit Auflagen belegt, die ihre Schutz- und Rechtlosigkeit dokumentieren: An sie dürfen keine Zeitungen verkauft werden, sie dürfen keine öffentlichen Verkehrsmittel benutzen, ihre Wohnungen werden mit einem Judenstern markiert.

»Die Fotos und die reale Situation passen nicht zusammen«, sagt Müller. Die Straßen seien auch deshalb so leer, weil die meisten Männer an der Front sind, und die erwachsene Bevölkerung, Männer wie Frauen, Arbeitszeiten von 48 und mehr Wochenstunden hätten. Im Daimler-Werk, in dem im Herbst 1942 der Fahrzeugbau endgültig zugunsten der Herstellung von Flugmotoren für die Luftwaffe eingestellt wird, ist nur donnerstags schon um 17 Uhr Schluss, damit die Beschäftigten zumindest einmal in der Woche noch Zeit zum Einkaufen haben.

Immer mehr Zwangsarbeiter sind im Einsatz, im Sommer 1942 sind es wohl 20 000 in Stuttgart. 1100 Studenten arbeiten während des Sommers in



1942 waren in den Stuttgarter Straßen kaum junge Männer zu sehen – dafür viele Kinder mit ihren Eltern sowie Jugendliche. Das flanierende Paar rechts oben ist im Fotobestand eine absolute Ausnahme.





Zieht hier ein Trupp Zwangsarbeiter oder Kriegsgefangene durch die Stadt? Möglich ist es, klären kann man es nicht mehr.

den Semesterferien in Rüstungsbetrieben, sogenannte »Arbeitsmädchen« machen Dienst bei den Stuttgarter Straßenbahnen, in Kliniken und Behörden. Damit mehr produziert wird, werden die Feiertage Fronleichnam und Himmelfahrt auf die folgenden Sonntage verlegt.

Der Krieg mag in seiner menschenverachtenden Brutalität noch fern sein, doch die Boten des Grauens, das kommen wird, sind auch in Stuttgart nah. Immer mehr Familien trauern um Gefallene, Anfang August gibt es an einem Tag allein 16 Todesanzeigen in der Zeitung. Bei Luftangriffen der Royal Air Force kommen im Mai und im November 1942 in Bad Cannstatt, Zuffenhausen und den Filderstadtteilen mehr als 40 Menschen ums Leben, fast 100 werden verletzt.

Im Neckartal und im Talkessel werden Übungen zur Vernebelung abgehalten, beim ersten Versuch wird dabei Obst und Gemüse geschädigt. Das verschärft die kritische Ernährungslage: Um mehr frisches Obst zu haben, soll die Produktion von Most eingeschränkt werden, der Direktverkauf von Obst und Gemüse wird unterbunden. Eine Standbesitzerin in der Markthalle wird zu 100 Mark Strafe verurteilt, weil sie Ware für ihre Stammkundschaft zurückgelegt hat. Die Menschen werden aufgefordert, Bucheckern zu sammeln und Mohn anzupflanzen zur Öl- und Fettgewinnung. Der Gas- und Kohleverbrauch wird reglementiert.

Freilich gibt es nach wie vor Aufführungen in Theatern und sportliche Wettkämpfe. Am 20. April findet anlässlich des Geburtstags von Adolf Hitler eine Galavorstellung der »Meistersinger« von Wagner in der Oper statt, die Stuttgarter Kickers werden mit einem 2:1-Sieg gegen den VfB Stuttgart württembergischer Fußballmeister.

Kommunalpolitisch gibt es eine wichtige Änderung: Stammheim und die Filderstadtteile von Vaihingen bis Plieningen werden von Stuttgart eingemeindet. »Einerseits nimmt das Leben scheinbar noch seinen Gang wie in Friedenszeiten, andererseits haben wir eine Eskalation an der Front und im Innern«, sagt Müller über das Jahr 1942, das der württembergische NSDAP-Gauleiter und Reichsstatthalter Wilhelm Murr mit den Worten verabschiedet: »In siegessicherer Entschlossenheit und Kampfbereitschaft marschieren Front und Heimat gemeinsam dem Ziel des gigantischen Kampfes entgegen, der Neuordnung der Welt.«

...

Technik: Das erste Street View der Welt

Stuttgart – Heinrich Jaus ist im Spätsommer 1942 nicht gerade unauffällig unterwegs. Der städtische Beamte hat den Auftrag, für das Stadtmessungsamt den Bereich oberhalb der Neckarstraße zu fotografieren – und zwar sämtliche Straßenzüge zwischen dem Olgaek und der Villa Berg, fast 400 Bilder kommen zusammen. Jaus fotografiert nicht nur Häuser, sondern auch Passanten. Anders als heute sind gezückte Kameras damals nicht selbstverständlich. Auch deshalb schauen der Mann mit Brille und Pfeife sowie die ihn begleitende Dame in der Olgastraße den Fotografen an. Fast 80 Jahre später blicken wir diesem Stuttgarter Paar ins Gesicht – so wie etlichen anderen, die offenbar nicht immer wissen, dass sie im Bild sind.

Mit den Bildern für unser Projekt »Stuttgart 1942« kann man virtuell durch die Stuttgarter Straßen flanieren und der Bevölkerung beim Alltag zusehen – so wie in »Street View«. Auch der Google-Onlinedienst enthält neben Straßenpanoramen unzählige Bilder von Passanten und Alltagssituationen. Er arbeite »mit touristischen Sehgewohnheiten«, analysiert die Kulturwissenschaftlerin Sibylle Künzler – man begibt sich virtuell an fremde Orte. So ein Ort ist Stuttgart 1942: Kaum einer, der heute lebt, war jemals dort.



Als die Bilder 1942 entstehen, ist virtuelles Flanieren jenseits jeder Vorstellungskraft. Der Bestand dürfte dennoch einer der ältesten sein, der so systematisch eine ganze Stadt fotografisch dokumentiert. Im Stuttgarter Rathaus ist nichts Vergleichbares bekannt; der auf die Bildergeschichte des 20. Jahrhunderts spezialisierte Historiker Gerhard Paul kennt nichts Vergleichbares, wie er auf Anfrage mitteilt. Man kann sagen: in Stuttgart ist 1942 das »Street View« der Welt entstanden.

Zwar fangen Fotografen schon immer Alltagsszenen und Gebäude ein. Dass aber planmäßig alle Straßenzüge einer Großstadt fotografiert werden, ist 1942 neu. Zwar bereiten Kuriositäten wie die Anfang des 20. Jahrhunderts erschienene US-amerikanischen »Photo Auto Maps«, also fotografische Routenbeschreibungen für Autofahrer, den Boden für solche Ansätze. Doch die schiere Menge an Material und Personal, die für die Dokumentation einer ganzen Stadt benötigt wird, überfordert damals Privatleute.

Der Bestand für »Stuttgart 1942« entsteht dagegen im Auftrag der Verwaltung. Es ist nicht ganz klar, ob die Bilder für die Zwecke der Stadtplanung erstellt werden oder um nach einer (damals freilich noch kaum vorstellbaren) Zerstörung der Innenstadt den Wiederaufbau zu ermöglichen – spielt aber auch kaum eine Rolle. Vor allem ergänzen die Bilder die damals vom Militär systematisch erstellten Luftbilder um Ansichten am Boden.

Es ist der Einstieg in eine neue Vermessung der Welt. Nach 1945 beauftragen Verwaltungen systematische Befliegungen. Stuttgart wird erstmals 1955 und seither regelmäßig aus der Vogelperspektive fotografiert. Nicht alle Einsatzzwecke sind vorab festgelegt. Schnell zeigt sich, dass von der Stadtplanung über die Verbesserung von Landkarten bis zur Dokumentation von Fliegerschäden und Blindgängern vieles möglich ist. Mit modernen Luftbildern kann man 3D-Modelle ganzer Städte erstellen, den Zustand der Vegetation bestimmen und vieles mehr.

Straßenpanoramen sind eine logische Fortsetzung dieses Drangs nach Dokumentation und damit auch Zugriff auf die Stadt. Sie werden aber vor allem von Privatfirmen erstellt. Zwar gibt es einzelne staatliche Projekte wie die vom Militär gesponserte »Aspen Movie Map«. Sie erfasst 1979 die Stadt im US-Bundesstaat Colorado fotografisch und als 3D-Modell. Systematisch lassen aber erst die US-Internetkonzerne Google, Microsoft und Apple Autos mit 360-Grad-Kameras auf dem Dach durch die Straßen fahren. Hierzulande stoßen die seit Sommer 2008 durchgeführten Befahrungen auf ähnlich viel Protest wie der inzwischen aufgelöste Tele-Info-Verlag aus Garbsen, der bereits vor knapp 20 Jahren mit seinem »Cityserver« einen ähnlichen Dienst anbietet.

Damals geht es in erster Linie um die Bilder selbst. Mittlerweile werden die Fotos, wie sie etwa Apple zuletzt auch in Stuttgart beauftragt hat, oftmals gar nicht mehr veröffentlicht. Stattdessen extrahieren die Firmen aus den Bildern automatisch Informationen, vom jeweils geltenden Geschwindigkeitslimit bis zum Wohlstand einer Gegend, abgelesen an Häuserfassaden oder auf der Straße geparkten Autos.

Längst haben auch Verwaltungen den Nutzen erkannt. Einst haben sie selbst Street View genutzt, mittlerweile beauftragen sie spezialisierte Firmen – die Stadt Stuttgart seit 2017. Die Bilder hätten »unglaubliches Potenzial«, versichert der Abteilungsleiter Geoinformation im Stadtmessungsamt, Markus Müller. Die Verwaltung spart sich Außentermine, wenn man virtuell einen Blick auf ein Gebäude oder einen Straßenabschnitt werfen kann. Auch Vermessungen sind möglich.

An einer automatisierten Auswertung arbeite man, sagt Müller – zum Beispiel, um Standorte von Mülleimern zu verzeichnen oder für ein Straßenschildkataster. Man könne aber auch Standorte für E-Ladesäulen finden oder schauen, wo die Gehsteige für Rollstuhlfahrer zu hoch sind.

Alle zwei Jahre wird Stuttgart befahren, Ende März ist es wieder soweit. Ulm dagegen schickt seit 2017 ein eigenes Kameraauto auf die Straße – gewissermaßen die zeitgemäße Variante der Stuttgarter Fotoaktion, für die 1942 noch Beamte wie Heinrich Jaus durch die Straßen ziehen.

Was sich bis heute nicht geändert hat: Wer fotografiert, fällt auf. Heute bemerken Passanten häufig das Auto mit der markanten Kamera auf dem Dach und twittern das vielleicht in die Welt, damals haben die Menschen sich von den Herren erzählt, die mit Kamera durch die Straßen spazieren. Bis heute aber entzieht sich der Kenntnis der Fotografierten, was genau mit den Bildern passiert. Sie werden betrachtet, womöglich erst nach Jahrzehnten – so wie das Flaneurpaar auf dem Foto aus der Olgastraße.

...

Jüdisches Leben 1942: Lähmende Angst

Stuttgart – Der alte Mann am Telefon will nicht sprechen. »Ich mag nicht mehr an diese Zeit denken«, sagt er, »ich hoffe, Sie verzeihen.« Auch seinen vollständigen Namen will der 93-jährige nicht in der Zeitung veröffentlichen. Den Vornamen Heinz könne man schreiben. »Heinz heißen viele, das reicht.« In seinem Ort in der Nähe von Stuttgart wüsste kaum jemand, dass er Jude sei. Er hat Angst vor Antisemiten. »Die Juden sind doch angeblich immer an allem schuld, sogar an Corona«, sagt der Mann. Und vielleicht erzählt dieser Wunsch



In der Talstraße in Stuttgart-Ost versteckte sich Heinz, einer von wenigen Juden, die 1942 noch in Stuttgart lebten (oben). Von der Synagoge (unten) war damals kaum mehr etwas zu sehen.

nach Anonymität am meisten darüber, wie ihn die Zeit, in der er aufgewachsen ist, bis heute prägt.

Aber dann redet Heinz doch noch über diese Jahre in Stuttgart zwischen 1942 und 1945. »In selbst gewählter Quarantäne« habe er damals gelebt, so nennt er das, mit seinen Eltern in der Talstraße 36 in Stuttgart-Ost. »Ich bin morgens zur Arbeit als Hilfsarbeiter in eine Werkstatt am Stöckach gelaufen und abends nach Hause. Sonst bin ich nicht mehr auf die Straße«, sagt er, der 15 Jahre alt war im Jahr 1942. Den Stern an seinem Kittel versuchte er, so gut es ging, zu verbergen.

Einmal sei er ins Kino gegangen, als das schon für Juden verboten war. Da habe ihn einer von der Hitlerjugend, der ihn kannte, entdeckt, aber nicht verurteilt. Nur nach Hause geschickt. Ein anderes Mal habe er es gewagt, mit dem Judenstern spazieren zu gehen. Da hätten sie ihm »Jud, Jud!« hinterhergeschrien. Danach sei die Angst zu groß gewesen. Wovor? »Davor, weggebracht zu werden.« Alle ehemaligen Klassenkameraden aus der jüdischen Schule im Stuttgarter Hospitalviertel waren ja schon nicht mehr da. Entweder waren sie emigriert oder vom Nordbahnhof aus abtransportiert worden in die Lager Riga, Izbica und Theresienstadt. Dass Heinz noch da war, verdankte er seinem protestantischen Vater. Nur die Mutter war Jüdin, der Sohn galt als Mischling in der nationalsozialistischen Terminologie.

Das Telefonat mit dem Mann, der wohl einer der letzten jüdische Zeitzeugen dieser Jahre in Stuttgart ist, bleibt eine der wenigen Antworten auf die Frage, wie der Alltag jener Juden aussah, die 1942 noch in Stuttgart lebten. Die Historikerin Maria Zelzer hat ihn in ihrem Standardwerk »Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden« so beschrieben: »Für die seit 1941 ohne Hoffnung auf Auswanderung zurückgebliebenen Juden war der Lebensrhythmus bestimmt vom Warten. Sie warteten auf etwas, von dem sie wussten, dass es nichts Gutes sein würde.«

Was da noch kommen sollte, bestimmte nach dem Krieg die Erinnerung der Zeitzeugen. So erklärt es Roland Müller, der Leiter des Stadtarchivs Stuttgart. Nach dem Krieg hätten Überlebende vor allem das Grauen in den Konzentrationslagern geschildert. »Das hat die Erinnerung an die Jahre davor überlagert«, sagt der Historiker. »Tatsächlich wissen wir über die Menschen und ihre Lebensumstände wenig.«

Vielleicht muss man jüdisches Leben 1942 also erst einmal darüber erzählen, was alles nicht mehr war – 600 Jahre nachdem die ersten Juden in einer Urkunde der Stadt erwähnt wurden. So gab es 1942 keinen der 173 jüdischen Textil- und 50 Lederwarenkaufleute mehr, die die Berufsstatistik von 1932 noch auswies. Die 34 Tabakwarenhändler, 24 Lebensmittelhändler, 21 Juweliere, Optiker, Uhrmacher, Wein- und Getreidehändler waren ebenso verschwunden.

Wie auch die 86 jüdischen Ärzte und die 50 Rechtsanwälte. Auch das jüdische Kaufhaus Schocken war schon lange geschändet und arisiert. Von den 4500 Mitgliedern, die die jüdische Gemeinde bei der Machtergreifung 1933 hatte, lebten 1942 nur noch 840 in der Stadt, viele von ihnen in sogenannten Mischehen mit Nichtjuden. Ein Jahr später sollten es 360 sein, bei Kriegende 24.

Gewohnt haben viele der Verbliebenen in den sogenannten Judenhäusern – ein bislang unterbelichtetes Kapitel der Stuttgarter Stadtgeschichte, wie Jupp Klegraf sagt, Vorsitzender der Geschichtswerkstatt Stuttgart-Nord. Von 1939 an quartierte die nationalsozialistische Stadtverwaltung Juden bei anderen Juden ein. Die dadurch frei werdenden Wohnungen wurden arischen Familien »zugeführt«, 600 allein bis Anfang 1942. Neuer »Lebensraum« in einer an Wohnungen knappen Stadt.

Jupp Klegraf hat in den Adressbüchern dieser Zeit recherchiert. Für das Jahr 1941 hat er 65 solcher Judenhäuser im ganzen Stadtgebiet identifiziert, mit 305 Mietern darin. Zwei Jahre später konnte er noch sieben solche Häuser finden mit gerade mal elf offiziellen Bewohnern. 1942 fand er Judenhäuser unter anderem in der Frühlingshalde 10, in der Hermannstraße 16, in der Kasernenstraße 13 und in der Reutlinger Straße 73. Eine der wenigen Schilderungen über das Leben und die Atmosphäre in einem solchen Zwangsquartier findet man in den Briefen der Stuttgarter Jüdin Ella Kessler-Reis. Mit 40 Jahren musste die aufstrebende Juristin zu ihren Eltern in die Waldstraße 4 in Degerloch ziehen. Die schöne Villa mit dem üppigen Garten wurde zum Judenhaus, weitere Menschen wurden einquartiert.

Aus den Jahren 1941 und 1942 sind Briefe von Ella Kessler-Reis an eine Freundin erhalten, in denen sie von ihrem Alltag erzählt: »Es gibt Abende, die ich als die letzten empfinde und die mich, uns alle im Hause, mit Panik erfüllen. Und dann geht alles für ein paar Tage wieder vorbei, und wir sitzen bei Bach-, Mozart- und Schubertplatten, ein bezaubernder Azaleenstock von meinem Geburtstag leuchtet unter der Lampe, und alles ist still und scheint dauerhaft. Wie lange Nerven das aushalten können, das weiß ich nicht.« An einer anderen Stelle heißt es: »Unser Schicksal hängt an dünnen Fäden.«

Es ist diese Fragilität, die latente Bedrohung, eine »Situation lähmender Angst«, wie es der Stadtarchiv-Leiter Roland Müller nennt, die das Leben der Juden in der Stadt prägte. Weitgehend enteignet und entrechtet, konnten sie am öffentlichen Leben schon lange nicht mehr teilnehmen.

Juden durften keine Kinos, Theater, Gaststätten und Krankenhäuser mehr betreten, keine Busse und Bahnen benutzen und sich nur zwischen sechs Uhr morgens und acht Uhr abends auf der Straße aufhalten. Radios, Genussmittel, Kosmetika waren verboten. Im Jahr 1942 wurde das Betreten von Wartesälen, die Benutzung öffentlicher Fernsprechkabellen untersagt. Woll- und Pelzsachen

mussten abgegeben werden, ebenso elektrische Haus- und Küchengeräte, Fahrräder, Schreibmaschinen. Am 30. Juni 1942 schloss die jüdische Schule endgültig.

Dazu kam die Furcht vor dem eigenen Nachbarn. »Wir waren von Feinden und Gleichgültigen umgeben«, so beschrieb es die Stuttgarter Jüdin Martha Haarbürger nach dem Krieg. Aber es gab auch die hilfsbereiten Mitbürger. Manche Zeitzeugen schilderten, dass nichtjüdische Bekannte ihnen Lebensmittel zusteckten. Denn ihre kärglichen Lebensmittelrationen konnten Juden von April 1941 an nur noch in einem einzigen Laden einlösen – dem sogenannten Judenladen in der Seestraße 39. Von den Randbezirken aus waren die Menschen bis zu zwei Stunden einfach zu Fuß unterwegs. Selten war genug Ware da.

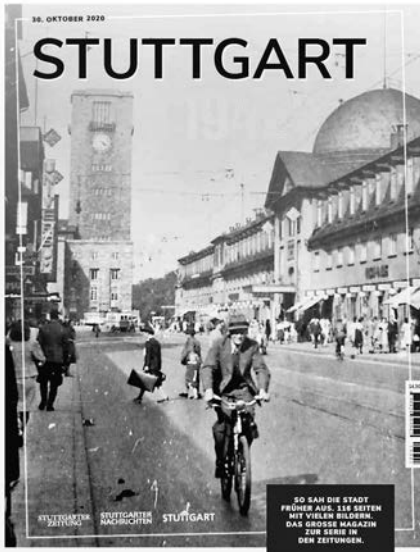
1941, 1942, das waren auch die Jahre der großen Umsiedlungen und Deportationen aus der Stadt. Hochbetagte Juden mussten aus ihren Wohnungen in die beiden jüdischen Altenheime in der Wagenburg- und Heidehofstraße umziehen, wo nun mitunter dreimal so viele Menschen wohnten, wie es Plätze gab. Mindestens 250 alte Männer und Frauen wurden auf das Land umgesiedelt, in renovierungsbedürftige Schlösser wie in Eschenau, Weißenstein und Dellmensingen. Eine »Stuttgarter Besonderheit«, wie Roland Müller sagt. Ein Mittel, um an weiteren Wohnraum für Nichtjuden zu kommen.

Dabei war das Land nur Zwischenstation auf dem Weg in die Konzentrationslager. Am 22. August 1942 startete vom Nordbahnhof aus ein Transport mit rund tausend Menschen nach Theresienstadt. Unter ihnen war Ella Kessler-Reis, die Briefeschreiberin. Von Theresienstadt wurde sie weiter nach Auschwitz gekarrt. 1944 starb sie dort.

Auch Heinz war am 22. August auf dem Killesberg. Er half einem Bekannten, das Gepäck zu tragen. Noch schützte Heinz, dass er Halbjude war. Doch am 12. Februar 1945 wurde auch er deportiert. Vier Tage ohne Verpflegung. Seinen 18. Geburtstag erlebte er im KZ Theresienstadt. Kurz darauf befreite ihn die Rote Armee. Heinz brach sofort auf. Er wollte zurück nach Hause, wo seine Eltern warteten, die Mutter hatte versteckt auf dem Land überlebt. Sein Zuhause war Stuttgart.

...

Auf einem der 12.000 Fotos: Den Vater auf der Königstraße entdeckt
Stuttgart – Das ist so ein Moment, in dem einem die Kaffeetasse gerne mal aus der Hand fällt: Frühstück, die Zeitung ist wie immer dabei, der Blick fällt auf einen Artikel der Serie »Stuttgart 1942«. Es geht um die Königstraße. Auf dem historischen Foto ist der Teil der heutigen Einkaufsmeile direkt



beim Bahnhof zu sehen: Fassaden, Ladenschilder, viele Passanten. Und unter den Fußgängern ein Mann in Uniform: mein Gott, der sieht aus wie ich in jung!

Das ist natürlich Unsinn, das Foto ist 15 Jahre vor meiner Geburt gemacht worden. Und dann der Blitz im Hirn: ich glaube es fast nicht aber, das ist mein Vater. Noch mal ganz genau hinschauen. Dann Anrufe bei meinen älteren Schwestern Ingrid und Jutta (Jahrgang 1941 und 1947) und beim letzten noch lebenden Verwandten meines Vaters, der ihn als junger Mann gekannt hatte: Vetter Hermann, geboren 1933.

Das Ergebnis der Familien-Telefon-schalte und dem Studium der (viel zu wenigen) Bilder: Wir können es wegen mangelnder schriftlicher Belege nicht beweisen, aber der Mann auf dem Bild ist zu 99 Prozent mein Vater, der damalige Wehrmachtssoldat der Luftwaffe Josef Löhle, Jahrgang 1914. Die Optik passt perfekt: Die Nase, die Lippen, das Ohr, die Geheimratsecken und auch die Ähnlichkeit mit mir als »Junger«.

Der Mann neben ihm sieht aus wie sein damaliger Bekannter, von dem wir heute nur noch wissen, dass er Fips genannt wurde. Mein Vater wäre im August 106 Jahre alt geworden. Man kann ihn nicht mehr fragen, er ist bereits 1982 gestorben. Seiner Frau Else, meiner Mutter, hätten wir das Bild zeigen können. Es liegt seit Jahren im Stadtarchiv. Else wurde stolze 97 Jahre alt, aber sie lebt seit 2017 nicht mehr.

Und dann sitzt man vor dem Bild und fragt sich: was ist die Geschichte dahinter? Mein Vater hat 1942 mit seiner Frau und der nicht mal ein Jahr alten Ingrid in München gelebt – wenn er nicht im Krieg in Südfrankreich bei den Seenotrettungsfliegern im Einsatz war. An diesem Sommertag 1942 war er wohl zu Besuch bei seiner verwitweten Mutter Anna. Sie hatte vier Söhne hatte, die aber alle im Krieg waren. Die Möbelspedition in der Olgastraße 67, Anna Löhle war damals die Inhaberin, war 1942 verwaist. Nach dem Besuch ist mein Vater wohl wieder zurück nach München, wo er am Fliegerhorst Neubiberg stationiert war.

Er wäre sicher auch in Bayern geblieben. Mit seinem Kumpel Wilhelm Neudecker, der 1962 Präsident des FC Bayern München wurde (bis 1979), wollte er sich nach dem Krieg im Baugeschäft etwas aufbauen, wie er uns oft erzählt hat. Für die Leitung der Spedition in Stuttgart waren dagegen wie schon vor dem Krieg seine beiden älteren Brüder Karl und Hermann vorgesehen. Mein Vater wäre also ins Baugeschäft und meine Schwestern und ich wären jetzt Bayern.

Der Krieg durchkreuzte so viele Pläne, auch die meines Vaters. Die großen Brüder kamen nicht aus dem Osten zurück. Keiner weiß, was mit ihnen passiert ist. Es gibt weder Gräber noch Totenscheine. Anna Löhle nahm meinen Vater und seinen dritten Bruder Eduard in die Pflicht. Die beiden wurden Chefs der Spedition Karl Löhle in der Olgastraße, die es übrigens noch heute noch gibt und die jetzt von meinem Vetter Eduard geführt wird. Übrigens findet sich im Fotobestand von »Stuttgart 1942« auch ein Bild von diesem Gebäude, das als eines von ganz wenigen in diesem Bereich bis heute steht.

Zumindest den Kontakt zum späteren Bayern-Präsident Neudecker hielt mein Vater noch lange. Die beiden trafen sich ab und zu, wenn die Münchner beim VfB antraten. 1968 hat Neudecker für meinen Vater und mich Karten für das Länderspiel Deutschland – Brasilien im Neckarstadion besorgt. Es war der erste Sieg (2:1) der Nationalmannschaft gegen die Südamerikaner und für mich als elfjährigen Bub ein gewaltiges Erlebnis.

Erstaunlich, welche Erinnerungen ein einziges Bild auslösen kann – das nur entstand, weil der Fotograf an diesem Sommertag 1942 zufällig in diesem Moment und nicht ein paar Sekunden später den Auslöser gedrückt hat. Man lernt auch etwas davon: Es ist vielleicht keine schlechte Idee, der Familie eine Art Lebensbericht zu hinterlassen. So wäre der Familienbesuch von 1942 vielleicht dokumentiert – und wir hätten das letzte Prozent fehlende Sicherheit auch noch.

...

Erinnerungsprotokoll einer Zeitzeugin: Und plötzlich ist alles kaputt

Stuttgart – 1942 ist die Welt für mich noch in Ordnung. Ich bin damals vier Jahre alt und habe deshalb nur bruchstückhafte Erinnerungen an diese Zeit. Meine Eltern und ich wohnen damals in der Katzensteigstraße in Bad Cannstatt. Das Haus hat einen schönen Garten, 1942 kommt meine Schwester zur Welt. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob wir auf dem hier gezeigten Foto tatsächlich zu sehen sind. Von der Größe der Kinder her passen würde es aber, und ich gehe damals auch noch nicht in den Kindergarten.



Renate Schmoldas auf einem Familienfoto – und einem der Fotos auf dem »Stuttgart 1942«-Bestand. Vermutlich ist sie das Mädchen, das mit Mutter und Kinderwagen die Straße entlangläuft.



Junge Frauen flanieren über die Hauptstätter Straße – heute ein undenkbares Bild, die Straße wurde nach dem Krieg zur Stadtautobahn ausgebaut.



Im ersten Stock wohnt damals die Familie Ganter mit ihren zwei Söhnen, die beide älter sind. Ich spiele mit ihnen auf dem Wäsche-Trockenplatz eine Art Tennis. Unter dem Dach wohnt eine ältere Dame. Ihr Sohn ist Rennfahrer, deshalb hängen viele Fotos von Motorrädern an der Wand. Manchmal bringe ich ihr Blumen aus dem Garten.

Immer wieder besuchen wir die Großeltern in der Cannstatter Innenstadt. Die Eltern meiner Mutter leben an der Ecke Spreuergasse-Helfergasse. Vom Wohnzimmer im ersten Stock sieht man auf eine große Schmiede. Da kann sehe ich immer wieder zu, wie Hufeisen geschmiedet werden. Unweit davon stehen das Elternhaus meines Vaters und mehrere Gartenhäuschen. Das alles wird im Krieg von den Bomben zerstört.

So auch unser Haus in der Katzensteigstraße. Während eines Fliegerangriffs 1943 sind wir im Keller, als das Haus einen Bombentreffer abbekommt. Der Phosphor läuft die Treppe hinunter. Wir können uns nur durch die Waschküche zum Wäschetrockenplatz retten und fliehen über einen Zaun in den Keller der Familie Wölfler. Sie bespritzen die Wände immer wieder mit Wasser, wegen der Hitze von den brennenden Häusern.

Als Kind erinnert man sich ja an teilweise bemerkenswerte Details. In dieser Bombennacht habe ich bei der Flucht in den Keller der Nachbarnfamilie einen Schuh verloren. Meine Mutter hat das in der Nacht gar nicht mitbekommen, weil sie mich und meine einjährige Schwester gerettet hat.

Am Morgen nach den Angriffen schauen wir von der anderen Straßenseite nach unserem Haus. Ein Heizkörper hängt in der Luft. Im Erdgeschoss, wo eine Bank mit meinen Stofftieren darauf gestanden hat, lodern noch die Flammen. Wir können nichts mehr retten und gehen zu den Großeltern in die Spreuergasse. Aber auch ihr Haus ist in dieser Nacht zerstört worden, sie können nur noch ein paar Möbel und Wäsche retten. Meine Oma ist nach diesem Schock zeitlebens gelähmt.

Wir wohnen danach in verschiedenen Wohnungen, darunter eine im Hallschlag ohne Bad, die Küche ohne Backofen. Ich muss zum ersten Mal in den Kindergarten und muss in der Ecke stehen, weil ich hungrig aus meiner Vesperdose nasche, obwohl das Essen gemeinsam eingenommen wird.

Später ziehen meine Mutter, meine Schwester und ich nach Hinterbüchelberg bei Aalen, wo wir vor den Bomben in Sicherheit sind. Mein Vater bleibt in Stuttgart, weil er bei Mahle arbeitet, und besucht uns regelmäßig. Nach dem Krieg bin ich mit meinen Eltern nie wieder dorthin gefahren.

...

Essay zur Visual History: Wie schaut man Fotos aus der Nazizeit

»richtig« an?

Stuttgart – Essays über historische Fotos beginnen selten mit Interna aus der Eventplanung. Dennoch ist die folgende Episode aus dem Sommer 2020 ein guter Anlass, um über unser Verhältnis zu Bildern aus der Nazizeit nachzudenken.

Die Fotos aus dem Stadtarchiv, die mit dem Projekt »Stuttgart 1942« verwendet werden, sollten im November bei der Einkaufsnacht »S-City leuchtet« zu sehen sein. Die Veranstalterin des Shoppingevents, die City-Initiative Stuttgart, ließ ein Konzept für die Bildpräsentation erstellen und fragte Händler, Banken und andere Institutionen an, ob sie mitmachen. Man würde, so die Hoffnung, neue Zielgruppen erreichen und diese zum Nachdenken über die Stadt und ihre Entwicklung bewegen. Der einzigartige Bestand zeigt schließlich eine Stadt, die in den Bombennächten 1943ff. und während des anschließenden Wiederaufbaus in großen Teilen verschwunden ist.

Dass man von der Idee abkam, hatte letztlich fachliche Gründe. Man bekommt diese Fotos nur mit viel (Kon-)Text wirklich zum Sprechen, und wenn die Menschen eigentlich zum Shoppen unterwegs sind, stört so etwas wohl eher. Bemerkenswert, und daher dieser Einblick in die Interna, war allerdings der Nazismusverdacht, mit dem das Projekt konfrontiert wurde. Eine Einzelhändlerin, vorab wegen einer Kooperation angesprochen, schrieb einen Brandbrief an die Ratsfraktionen, die sich teilweise in beredtes Schweigen hüllten, teilweise widersprachen. Dem SWR hatte auch jemand Bescheid gesagt. Nazibilder anlässlich der Einkaufsnacht? Das wäre doch ein hübscher Skandal am Abend vor der Oberbürgermeisterwahl. Schließlich entstanden die Bilder unter den Bedingungen der Naziherrschaft, wohl in Vorbereitung eines Stadtumbaus nach dem erhofften »Endsieg«. Unser Verhältnis zu den 80 Jahre alten Fotos muss also offenbar grundlegend geklärt werden, zumal derzeit die letzten Beiträge unseres Projekts erscheinen.

Was sagen uns also die Bilder aus dem Jahr 1942 über unser heutiges Leben, die heutige Stadt? Wie viel Nazismus steckt in diesen Fotos? Wie muss man sie betrachten, um über jegliche Vorwürfe erhaben zu sein? Ein guter Ansprechpartner für diese Frage ist Gerhard Paul. Er steht wie kaum ein Zweiter für die »Visual History«, die Geschichte anhand der Bilder erforscht – so wie unsere Redaktion ausgehend von den 1942er-Bildern Fragestellungen und Berichterstattung entwickelt hat. Der Kieler Historiker kann zumindest vordergründig nichts spezifisch Nationalsozialistisches auf den Bildern erkennen. »Parteigebäude und Hakenkreuze waren damals im Stadtbild nicht typisch«, sagt Paul – auch wenn die im Geschichtsunterricht gezeigten Propagandabilder einen anderen Eindruck erwecken mögen.

Der Krieg ist auf den Stuttgarter Bildern so fern wie die damaligen Schlachtfelder. Bis zum Beginn der Flächenbombardements in jenem Jahr sei im Deutschen Reich eine gewisse Normalität prägend gewesen, sagt Gerhard Paul. Das sei auch fotografiert worden: »Das Regime wollte Ruhe garantieren. An der Heimatfront sollte es still sein.«

Nun sind die Bilder für »Stuttgart 1942« im Auftrag des Stadtmessungsamts entstanden und waren nie zur Veröffentlichung bestimmt. Weil sie viele Alltagsszenen einfangen und ein verlorenes Stadtbild dokumentieren, sind sie aus heutiger Sicht trotzdem veröffentlichungswürdig. Was aber sieht man auf diesen Fotos eigentlich – und was nicht?

Ein urbanes Idyll seien Städte wie Stuttgart jedenfalls nicht gewesen, sagt Gerhard Paul. Zwar sieht man kaum Autos auf der Straße, stattdessen spielende Kinder. Doch Fotos haben keine Tonspur. Nicht nur die wenigen Kraftfahrzeuge waren damals laut, sondern auch Hinterhofwerkstätten, alte Maschinen sowie Fahrräder, die mangels Gummi oftmals auf Felgen übers Kopfsteinpflaster rollten. Angenehm gerochen hat es auch nicht überall. Die Menschen hatten wenig zu essen, es fehlte an vielem, Tanzen war nicht erlaubt, und sonntags fuhren keine Busse. Die Bilder zeigen eine »ungeheure Normalität«, die man sich heute so kaum mehr vorstellen kann – auch, weil die Fotos nur einen (Bild-)Ausschnitt der damaligen Alltagserfahrung erfassen.

Zumal auch jene Normalität, unsere Berichterstattung hat es immer wieder aufgezeigt, just in diesem vom Stadtarchivdirektor Roland Müller so bezeichneten »Jahr der Eskalation« brüchig wird. An der Oberfläche wirkt vieles normal: Geschäfte haben geöffnet, Straßenbahnen fahren, man sieht Menschen auf der Straße. Und doch sind etliche Waren rationiert; die jungen Männer kämpfen an der Front, und fast immer blickt man in angespannte Gesichter. Wie es hinter den Fassaden und in den Menschen ausgesehen hat, können die Fotos nicht zeigen.

Natürlich haben, als die Fotografen auf den Auslöser drückten, deutsche Soldaten anderswo Kriegsverbrechen und Massenmorde begangen; die letzte große Judendeportation aus Stuttgart fand kurz vor Beginn der Fotoaktion statt. Dass die Bilder in einer insgesamt schrecklichen Zeit entstanden sind, steht außer Frage. Und doch wäre es ein Fehler, das Toxische dieser Jahre auf die Bilder zu projizieren. Sie sind in ihren historischen Kontext eingewoben. Gerade deshalb sollten sie betrachtet werden – auch weil wir diese Fotos ganz anders anschauen (können), als es damals vorgesehen und vorstellbar war.

Die Bilder fordern uns heraus, zum Beispiel zu ästhetischen Urteilen. »Die Stadt war früher schöner« ist eines, das oft ausgesprochen wird. Auf den Fotos wandelt man durch ein Stuttgart-West voller Altbauten, durch das Bohnenviertel im Originalzustand und sieht rund um den Marktplatz

jahrhundertealte Bausubstanz. Solche Bilder erzeugen oft Nostalgie, gerade in Städten wie Stuttgart, wo seit 1945 radikal modern gebaut und die auto-gerechte Stadt Realität wurde.

Beides gefällt heute vielen Menschen nicht mehr. Zwar wird in Stuttgart anders als in Frankfurt oder Berlin keine Altstadt neu oder ein Schloss wieder errichtet. Dafür plant die Stadt den Rückbau der B14. Auch im Kleinen will man heute lieber weniger Autos auf den Straßen sehen, man denke an Initiativen wie die Wanderbaumallee oder die Parklets in den Innenstadtbezirken. Fast scheint es, als wären die quasi autofreien Straßen von Stuttgart 1942 das Vorbild für diesen neuerlichen Städteumbau.

Die Grünen im Stadtrat erwähnen »Stuttgart 1942« in einem Antrag, der eine »neue Erinnerungskultur« fordert – damit klar wird, »an was wir uns gerne erinnern wollen und was wir nicht vergessen dürfen«. So etwas mündet kaum in konkrete Politikvorschläge. Aber darüber sprechen ist allemal drin. Unterzeichnet hat den Antrag unter anderem der Fraktionsvorsitzende Andreas Winter. Die Debatte über die 1942er-Bilder bei der Einkaufsnacht hat auch ihn und seine Mitstreiter im Rat erreicht. Zwar kann es Erinnerungskultur sein, die einkaufende Masse auf der Königstraße mit solchen Fotos zu konfrontieren. »Als schmückendes Beiwerk zu einer Konsumveranstaltung sind sie aber nicht geeignet«, glaubt Winter.

Diskussionsbedarf gebe es dennoch. »Heute stört uns vieles von dem, was nach 1942 kam: Lärm und Gestank, zu viel Autoverkehr, zugeparkte Gehwege und so weiter«, sagt Winter. Die Bilder von 1942 seien ein guter Anlass, um über Stuttgarts Geschichte und Entwicklung zu sprechen. Deshalb müsse man mit dem städtebaulichen Wettbewerb zum Rückbau der Stadtautobahn B14 noch lange nicht exakt den damaligen Zustand wiederherstellen.

Zwar zeigen die Bilder heute geradezu Unvorstellbares, etwa eine Gruppe von Mädchen, die unbeschwert über die Hauptstätter Straße schlendert. Die für den Ausbau zur Stadtautobahn nötige Breite hatte die Verkehrsachse aber schon damals. Straßenbahnen rollten Richtung Neckartor, seinerzeit bereits ein Verkehrsknotenpunkt. Die Autos, die auf den gewaltigen Verkehrsachsen unterwegs sein sollten, wurden kriegsbedingt nicht gebaut oder waren von der Wehrmacht requiriert. Und doch kann man sich mit den Bildern vorstellen, wie es wäre, wenn die Straßen so wie damals den Kindern gehören würden und nicht dem motorisierten Individualverkehr.

Von diesen Bildern geht auch deshalb so viel imaginative Kraft aus, weil man die Stadt darauf durchaus erkennt und die Unterschiede zum heutigen Zustand deutlich hervortreten. Der Vergleich von damaligem Abbild und heutiger Realität regt zum Nachdenken und Diskutieren an.

Walter Ercolino tut das eifrig, nicht nur beruflich als Leiter des Popbüros. Zur Stuttgarter Erinnerungskultur trägt er auch auf Facebook bei – zum Beispiel wenn er die Frage stellt, ob die Serie »Stuttgart 1942« nicht zu viel »Nostalgiedudel« erzeugt, wo doch in diesem Jahr die letzten Stuttgarter Juden deportiert wurden. Daran müsse man doch vor allem erinnern.

»Man kann keinem, der damals zehn war, vorwerfen, dass er ein Nazi war«, sagt Ercolino. Und doch zeigten die Bilder einen Alltag, »der durchdrungen war von Dingen, die für die Leute damals wohl keine Rolle gespielt haben« – etwa Naziideologie und die in ihrem Geiste begangenen Verbrechen. »Das zeigen diese Bilder nicht. Auf ihnen ist eine Leere«, findet Ercolino. Und: »Viele wissen, was damals passiert ist. Aber man sollte nicht davon ausgehen, dass das in allen Köpfen ist.«

Die Kunst ist, diesen Kontext dazuzuschreiben und trotzdem den Alltag der Menschen damals so zu lesen, wie sie ihn selbst empfunden haben mögen. »Diese Bilder in Schaufenstern zu zeigen wäre schon eine Provokation«, findet Ercolino. Vor allem müssten sie einmal öffentlich ausgestellt werden. »Facebook ist das falsche Medium für einen Austausch«, glaubt er. Das zeigten die vielen Kommentare, die lobten, wie hübsch Stuttgart 1942 gewesen sei. »Ich sehe auf den Bildern nicht nur Schönes«, sagt Ercolino.

»Stuttgart 1942« soll nicht das Erinnerungswürdige aus den Geschichtsbüchern gegen das Banale auf den Fotos ausspielen, sondern beides vereinen. Themen, die man etwa in der Ausstellung im Hotel Silber findet, wurden neben all jene Fragen gestellt, auf die kaum jemand spontan die Antwort kennt: Wo haben die Leute eingekauft, was haben sie gegessen, wie kamen sie von A nach B? Das Banale von damals ist heute interessant, weil es 80 Jahre später manchmal fast schon exotisch wirkt.

Die ethnografischen Exkursionen in den Stuttgarter Alltag 1942 sind kein »Ja, aber«-Annex zu den schlimmen Umständen dieser Zeit. Die Menschen lebten auch an der noch friedlichen Heimatfront kein fröhliches Leben. Aber eben auch nicht immer das exakte Gegenteil davon. Wann sollte man dafür sensibler sein als nach einem Jahr Pandemie, in der sich auch unser Alltag permanent verändert? Die Umstände lassen sich nicht mit denen des Jahres 1942 vergleichen. Doch die Betrachtung des Alltags und die Diskussion über die kleineren und größeren Dinge, die unser Leben bestimmen – das alles kann man mit den Bildern von 1942 üben.

THEMA DES

— **JAH**
RES —

**DEUTSCHLAND
HAT DIE WAHL**

**WIE SIEGER ZU VERLIERERN
WERDEN UND UMGEKEHRT**

Roman Deininger
Boris Herrmann
Lasst mich halt

Caterina Lobenstein
Stephan Lebert
Der Letzte seiner Art

Amelie Marie Weber
Du hast die Wahl

ROMAN DEININGER BORIS HERRMANN

Roman Deininger, Jahrgang 1978, war freier Mitarbeiter beim Ingolstädter *Donaukurier*, bevor er 2007 ein Volontariat bei der *Süddeutschen Zeitung* begann. Für die SZ war er dann Korrespondent in Nürnberg und in Stuttgart. Als politischer Reporter für die »Seite Drei« und das »Buch Zwei« beschäftigte er sich intensiv mit der CSU. Seit 2021 ist er Chefreporter. Er hat in München, Wien und New Orleans Politik und Theater studiert und wurde mit einer Arbeit über das Verhältnis von Politik und Religion in den USA promoviert. Nach Büchern über Markus Söder und die CSU ist von ihm gerade »Die Spiele des Jahrhunderts. Olympia 1972, der Terror und das neue Deutschland« erschienen.



Boris Herrmann, Jahrgang 1978, wuchs in dem Kurstädtchen Baden-Baden auf und studierte in den etwas größeren Städtchen Berlin und Sevilla. In seiner Zeit als Sportredakteur, zunächst bei der *Berliner Zeitung* und später bei der *Süddeutschen*, berichtete er über Fußball-Weltmeisterschaften und Ringkämpfe in Luckenwalde. Danach übernahm er die Lateinamerika-Korrespondenz der SZ mit Sitz in Rio de Janeiro. Seit 2019 arbeitet er in der Berliner Parlamentsredaktion.



Roman Deininger und Boris Herrmann sind nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres »Deutschland hat die Wahl« mit »Lasst mich halt«, erschienen am 4. September 2021 in *Süddeutsche Zeitung*.

Lasst mich halt

Armin Laschet wurde schon oft abgeschrieben – und kam immer wieder zurück. Aber diesmal?

Unterwegs mit einem, der nicht verlieren darf
Drei Dickhäuter haben sich in einem schummrigen Eck der »Elephant Bar« versammelt. Zwei stattliche Exemplare hängen gemalt an der Wand,

der Dritte hat in einem gemütlichen Ledersessel die Beine übergeschlagen. Draußen vor dem Fenster traktiert der Regen das Pflaster, die Deutschlandfahne hängt schwer an ihrem Mast. Dieser Mittag Ende August fühlt sich an wie ein Abend. Wenn Armin Laschet melancholisch werden wollte, das wäre der Moment.

Eine Bewerbung fürs Kanzleramt ist immer eine brutale Prüfung, aber in Laschets Fall hat man fast den Eindruck, dass große Teile der Öffentlichkeit den Prüfungsteil weggelassen haben, um gleich mit der Prügelstrafe beginnen zu können. »Keine Klage«, sagt Laschet unter sechs Augen in der Elefanten-Bar. »Ich wusste immer, das wird ein harter Kampf gegen die Union.« Wobei, die Union, es trifft ja doch ziemlich zielgenau ihn allein.

Kann es spurlos an einem vorübergehen, wenn man über Monate hinweg so grundsätzlich infrage gestellt wird? Und zwar nicht nur als Politiker, sondern auch als Mensch?

Offenbar schon. Der Kandidat ist nun aufgesprungen, er will den Besuchern die Stelle zeigen, an der er einst hier im Hotel Quellenhof zu Aachen dem Fußballer Paul Breitner auflauerte, um sich ein Autogramm zu sichern. Der FC Bayern München spielte bei der heimischen Alemannia, der 13-jährige Armin hatte sich über verwandtschaftliche Kontakte Zugang zum Teamhotel erschlichen – und dann setzte sich Breitner fahrlässig ungedeckt auf die Treppe im Foyer.

Breitner trug Badeschlappen damals, das hat Laschet noch im Kopf, oder vielleicht auch wieder, weil schuhmodische Fragen ja zu jenen gehören, in denen er sich grob ungerecht bewertet fühlt im Sommer seines Missvergnügens. Als er im Juli das zerstörte Bad Münstereifel besuchte, ein paar Tage nach der Flut, vermissten seine Kritiker die Gummistiefel. »Das war keine Stiefelsituation«, sagt Laschet mit einigem Ernst. »Wenn alles trocken ist, ist es albern, mit Stiefeln rumzulaufen.« Die Kritiker sahen das anders, und wenn schon keine Stiefel, dann hätten sie wenigstens Wanderschuhe erwartet. Elefantenhaut, das kann man nachlesen, ist dick, aber empfindlich, ein Elefant bemerkt jede Fliege auf seinem Körper. Laschet sagt: »Ich habe die ältesten Schuhe aus dem Schrank geholt – 16 Jahre alt, aber schon kommt der Vorwurf: aus Leder!«

Wenn es einen Ort gibt, an dem Armin Laschet sicher ist vor aller Unbill der Welt, dann ist es sein geliebtes Aachen, die Stadt, in der er geboren wurde und die er nie richtig verlassen hat. Im Stadtteil Burtscheid wohnt er seit fast dreißig Jahren in demselben Reihenmittelhaus und geht zum selben Kiosk, um seine Zigarillos zu kaufen. Sonntags zum »Tatort« holt er sich gerne Gyros bei seinem Stammgriechen, der Taverne Lakis. Heimat – das ist für den Ministerpräsidenten, CDU-Chef und Kanzlerkandidaten Armin Laschet dort, wo er sein Leergut noch persönlich zum Rewe bringen kann. In der Welt da draußen weht dagegen der harte Wind der Umfragen. Das Insa-Institut sieht die SPD von Olaf Scholz neuerdings fünf Prozentpunkte vor Laschets Union. 14 Tage zuvor lag die Union beim selben Institut noch fünf Punkte vor der SPD. Laschet sagt sich: Wenn er einen Vorsprung so schnell verspielen kann, dann kann Scholz das auch.

Um doch noch irgendwie nach Berlin zu kommen, muss er da jetzt also wieder raus, aus seinem Sessel, aus seiner Stadt, aus seinem Habitat. Es ist Wahlkampf. Er hat es so gewollt.

Drei Monate mit Armin Laschet auf seinem Weg ins Ungewisse: Wenn man diesen Mann kreuz und quer durch die Republik begleitet, von Dessau nach Profen, von Grünheide über Berlin nach Bad Kreuznach, von Kühlungsborn nach St. Peter-Ording, von Korschenbroich nach Aachen, dann gibt es immer wieder Momente, in denen sich die Frage stellt, ob es wirklich noch sein freier Wille ist, dem Laschet hier folgt. Oder nicht vielmehr die Pflicht, die er sich aufgebürdet hat. Die so historische wie verdammte Pflicht, dass seine Partei, die CDU, nach 16 Kanzlerinnenjahren nicht einfach vor die Tür gesetzt wird. In seiner Dickhaut möchte man derzeit jedenfalls nicht stecken, das wird am Ende eine zentrale Erkenntnis dieser Reisebegleitung sein.

Armin Laschet hat seinen Wahlkampf nicht etwa zu einem bestimmten Zeitpunkt begonnen. Und schon gar nicht entfacht. Er hat sich eher so in ihn hineingezögert. Man kann wohl sagen, dass dies seinem Wesen entspricht. Selbst enge Vertraute verzweifeln manchmal an seiner berüchtigten Entscheidungsfindungsschwäche. Andererseits hat es Laschet in diesem abtastenden Trippelschritt – und ein bisschen auch mit Gottes Fügung – schon ziemlich weit gebracht im Leben.

Vor 42 Jahren trat der heutige Parteichef in die CDU ein, weil ihn ein Bekannter aus dem Burtscheider Kirchenchor mit zunehmender Penetranz dazu gedrängt hatte. Mehrmals steckte der Mann ein Beitrittsformular in den Briefkasten von Laschets Elternhaus. Irgendwann habe er das Ding dann halt ausgefüllt, »damit er mich in Ruhe lässt«. So erzählte Laschet es Tobias Blasius und Moritz Küpper, den Verfassern des biografischen Standardwerks »Der Machtmenschliche«. Seine heutige Frau hatte er im selben Kirchenchor

kennengelernt. Susanne Laschet berichtete einmal im WDR über den Ursprung dieser gut dreieinhalb Jahrzehnte währenden Ehe: »Wir haben nichts Besseres gefunden, beide, das ist einfach so.« Nicht wesentlich romantischer hat sich dann ja auch die Annäherung zwischen der Union und ihrem Kanzlerkandidaten des Jahres 2021 zugetragen.

Ende Mai steuert das Superwahljahr gerade auf seinen vorläufigen Höhepunkt zu, die Landtagswahl in Sachsen-Anhalt, als Armin Laschet den Ordensschwestern des Krankenhauses von der heiligen Elisabeth zu Halle einen Besuch abstattet. Er trifft dort sechzehn greise Nonnen, die drauf und dran sind, ihren Stift mangels Nachwuchs aufzulösen. Man kann dem Wahlkämpfer Laschet nicht anlasten, dass er nur immerzu auf die große Bühne schielen würde.

Offiziell ist das ja auch noch gar nicht sein Wahlkampf, sondern der des gastgebenden Ministerpräsidenten Reiner Haseloff, CDU. Sachsen-Anhalt gilt aber auch als erster und gleich auch schon ultimativer Stimmungstest nach dem qualvollen Ringen um die Kanzlerkandidatur zwischen Armin Laschet und Markus Söder. Mehrere Umfrageinstitute haben ein Kopf-an-Kopf-Rennen zwischen der CDU und der AfD vorhergesagt. Sollte es tatsächlich so weit kommen, käme Laschet aus dieser Bewährungsprobe vermutlich nicht mit einer Bewährungsstrafe davon. Den teils umstrittenen Umfragen könne man nicht vollumfänglich trauen, das sagen viele in der Union. Aber das Zutrauen, auf die richtige Führungsfigur gesetzt zu haben, ist offenbar noch geringer ausgeprägt.

Niemand verkörpert dieses Unbehagen besser als Reiner Haseloff, der eigentlich ein aufrichtiger Parteifreund Laschets ist, aber im April dennoch meinte, sich auf die Seite Söders schlagen zu müssen, um seine Wiederwahl als Landesvater von Sachsen-Anhalt nicht zu gefährden. Davon lässt er sich beim gemeinsamen Besuch der Ordensschwestern nichts mehr anmerken. Haseloff tritt dort als serviceorientierter Reiseführer seines Parteichefs auf. Nach einer kurzen Begrüßungsrede, in der er den Klostergarten als »unseren kleinen Vatikan« bezeichnet und der allgemeinen Heiterkeit zufolge damit sechzehn Wählerinnenstimmen bis zum Jüngsten Tag für die CDU abgesichert hat, fragt er seinen Nebenmann: »Armin, willst du auch noch was Katholisches sagen?«

Laschet aber will irgendwie gar nicht. Er hat sich auf einem Plastikstuhl niedergelassen und tuschelt mit Schwester Andrea, als ob es eine alte Kirchenchor-Bekannte von ihm wäre. »Lass dich nicht immer bitten«, sagt Haseloff halb scherzhaft. Aber eben nur halb.

Wahlkampf unter Pandemiebedingungen funktioniert anders als handelsübliche Großkundgebungen. Bei solchen Ortsbegehungen wie in Halle beschränkt sich das Publikum auf eine Handvoll Journalisten, die den



Kandidaten begleiten, um die Ereignisse für den Rest der Welt zu bezeugen. Ein Termin aber, bei dem nichts Gesagtes bezeugt werden kann, hat hinterher in der öffentlichen Wahrnehmung de facto nicht stattgefunden. Haseloff scheint das Prinzip schon verstanden zu haben. Aber Laschet?

Laschet denkt nicht in Medienwirkungsmechanismen, jedenfalls nicht ununterbrochen, zum Leidwesen seiner Berater.

Weniger im Namen Gottes als in Gottes Namen unterbricht er seinen Plausch und hält dann doch noch eine kleine Ansprache, in der es darum geht, dass er in einem katholischen Krankenhaus in Burtscheid zur Welt kam, wo es heute – »so ist der Zeitengang« – auch keine Nachwuchsschwestern mehr gibt. Es sind die einzigen Worte aus seinem Mund, die für die Presse

hörbar sind und damit zumindest eine theoretische Chance gehabt hätten, von mehr als sechzehn Wahlberechtigten wahrgenommen zu werden.

Das ist vielleicht der größte Unterschied zu einem wie Söder: Laschet denkt nicht in Medienwirkungsmechanismen, jedenfalls nicht ununterbrochen, zum Leidwesen seiner Berater. Er hat mit den sechzehn Schwestern eine gute Zeit, er betet mit ihnen noch ein Vaterunser – das reicht ihm dann auch mal für so einen Wahlkampfeinsatz. Und wie sie so unter frommen Katholiken beisammensitzen, Laschet im schwarzen Anzug zwischen den schwarz gekleideten Ordensschwestern, sagt Haseloff: »Jetzt fehlt nur noch die Haube, Armin.«

Vieles von dem, was man mit Laschet in diesem Wahlkampfesommer erlebt, wirkt im Kleinen keineswegs unsympathisch, aber im Großen und Ganzen wenig zielführend. Der Begriff vom »Schlafwagen-Wahlkampf« macht die Runde, und er ist auch nicht völlig aus der bayerischen Luft geholt.

Armin Laschet aber geht bis weit in den Juli hinein fest davon aus, dass es für ihn trotzdem locker reichen wird. Laschet ist ein Kind der Bonner Republik, er hat das Selbstverständnis der alten Volkspartei CDU verinnerlicht, die es dummerweise so nicht mehr gibt. Dass die CDU ihm die Zuversicht abkauft, hängt mit dem trügerisch glorreichen Wahlergebnis in Sachsen-Anhalt zusammen.

Gut eine Woche nach der stillen Einkehr bei den Schwestern der heiligen Elisabeth siegt Haseloffs CDU dort mit 16,3 Prozentpunkten Vorsprung vor der AfD. Das prognostizierte Fotofinish hat sich als Umfragen-Lachnummer erwiesen. SPD und Grüne landen noch deutlich weiter hinter den Christdemokraten. Am nächsten Morgen tagt das CDU-Präsidium im Berliner Adenauerhaus, und man wird der Stimmungslage nur unzulänglich gerecht, wenn man

Der Mann, der in seinem Leben so oft unterschätzt wurde, scheint sich selbst jedenfalls nicht mehr zu unterschätzen.

sie als überschwänglich bezeichnet. Nahezu alle Parteigranden verkünden die frohe Botschaft, dass der »Baerbock-Zug« nun entgleist sei. Über Olaf Scholz redet niemand mehr (beziehungsweise: noch niemand), und wenn doch, dann garniert mit herzlichem Beileid. Der stellvertretende CDU-Vorsitzende Jens Spahn sagt: »Ich

weiß nicht, wann die SPD endlich dazulernt.« Ganz am Rande warnt Norbert Röttgen davor, dass es ein schwerer Fehler wäre, wenn seine CDU die Zahlen aus Sachsen-Anhalt jetzt überinterpretieren würde. Dafür scheint es allerdings schon zu spät zu sein.

Armin Laschet lässt sich an diesem Vormittag von seinem Chauffeur etwa 150 Meter vor dem Eingang zur Parteizentrale absetzen. Dann schreitet er an den wartenden Fotografen vorbei und verschwindet mit freundlichen Grüßen im Adenauerhaus. Für seine Verhältnisse wirkt das perfekt durchchoreografiert. Der Mann, der in seinem Leben so oft unterschätzt wurde, scheint sich selbst jedenfalls nicht mehr zu unterschätzen.

Armin Laschet kann jetzt nur noch über die eigenen Füße stolpern, so sieht man das nicht nur in der CDU. Sicherheitshalber stellt er in den ersten Sommerwochen praktisch jede Bewegung ein. Das funktioniert ganz prächtig. Am 14. Juli misst eine Forsa-Umfrage 30 Prozent für die Union, elf Punkte Vorsprung auf die Grünen, 15 auf die SPD. Aber die Messergebnisse, die an diesem Tag wirklich von Bedeutung sind, liefert der Deutsche Wetterdienst: bedrohlich zunehmender Starkregen im Westen der Republik.

Die Flut bricht herein über Nordrhein-Westfalen, und der Ministerpräsident findet sich plötzlich in einer Rolle wieder, für die er sich schon in der Pandemie nicht gerade empfohlen hat. Es dauert keine 24 Stunden, bis der Krisenmanager Laschet über die eigenen Füße stolpert. »Entschuldigung, weil jetzt ein solcher Tag ist, ändert man nicht die Politik«, sagt er ziemlich gereizt in einem Interview des WDR-Fernsehens. Im Kontext soll das heißen: Es brauche gar keinen Weckruf, seine Regierung tue ja eh schon eine Menge gegen den Klimawandel. Ohne Kontext klingt es nach: Flut hin, Flut her, wir machen nix. Kontext ist ein Luxus, der in einem Bundestagswahlkampf selten gewährt wird.

Dann besucht Armin Laschet die Leitzentrale der Feuerwehr in Erfstadt, wo sich die Erde zu einem riesigen Krater aufgetan hat. Die meisten Journalisten vor Ort bekommen die Szene, mit der sich Laschets Wahlkampf dem Abgrund nähert, gar nicht mit. Das Beweisvideo legt die Anklage erst später bei Twitter vor. Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier steht vor

den Mikrofonen und spricht, Laschet steht ein paar Meter dahinter, in einer Gruppe von Honoratioren und Mitarbeitern, die auf einmal ins Feixen gerät. Irgendetwas muss sehr lustig sein, mehrere Personen gackern nun herum. Aber nur eine davon will Bundeskanzler werden.

Das Urteil über Laschets Lachen am Schauplatz der Katastrophe fällen viele im Schnellverfahren: pietätlos, würdelos, anstandslos. SPD-Vizechef Kevin Kühnert erklärt die Angelegenheit umgehend zu einer »Frage des Charakters«, allerdings nur bei Laschet – und nicht bei Steinmeier, der einige Minuten später, während Laschet spricht, ebenfalls beim Lachen erwischt wird. Der Bundespräsident gestaltet sein Amusement vielleicht einen Deut weniger karnevalesk.

Der Kandidat entschuldigt sich noch am gleichen Abend, aber es ist zu spät. In der freundlichsten Interpretation der Ereignisse hat Laschet im falschen Moment die Konzentration verloren und damit wieder einmal sein Faible für Fehler bewiesen und das in einem Wahlkampf, den er durchaus kühn auf die Vermeidung ebensolcher angelegt hatte. In der schlimmstmöglichen Lesart, die selbstverständlich zahlreiche Anhänger findet, steht Laschet nun als der Typ da, der die Opfer der Flut verhöhnt hat.

Wie schlimm ist Armin Laschet? Zumindest ist er, als gelernter Journalist eigentlich vom Fach, ein schlimmer Verkäufer seiner selbst. Seine abwägende Strategie in der Corona-Krise hätte mehrheitsfähig sein können; am Ende nahm die Mehrheit sie als Zickzack-Kurs wahr. »Ich bin vielleicht nicht der Mann der perfekten Inszenierung«, hat er in seiner Bewerbungsrede als CDU-Chef gesagt, »aber ich bin Armin Laschet, darauf können Sie sich verlassen.« So ist es gekommen.

Armin Laschet ist ein Politiker mit tiefen Prägungen, durch den rheinischen Katholizismus, durch den europäischen Geist der Grenzstadt Aachen, ein Mann von Überzeugungen, für den die Wirtschaft brummen muss, damit die Leute Arbeit haben, bemerkenswert liberal etwa in Integrationsfragen. Und er ist eben auch ein Politiker, der sich beinahe bockig weigert, einfache Antworten auf Fragen zu geben, die er für komplex hält. Einer, dessen Anspruch, immer er selbst zu sein, manchmal seine Professionalität untergräbt.

Woran es ihm nicht mangelt, ist Empathie und Taktgefühl, was jeder beobachten kann, der mit ihm länger in den Flutgebieten unterwegs ist. Dem Ministerpräsidenten geht nahe, was da mit seinem Land und dessen Menschen passiert, und die kleine Begegnung gehört zu seinen großen Stärken. In einer Schule, in der Evakuierte untergebracht sind, tritt ein Mann an ihn heran und sagt: »Ich habe nur noch das, was ich an habe.« Laschet legt die Hand auf die Schulter des Mannes, erst ganz vorsichtig, dann kräftiger, Worte sind überflüssig. »Was brauchen Sie am dringendsten?«, fragt er irgendwann.

Der Krisenmanager Laschet tut in den Tagen der Flut, was ein Krisenmanager so tut, Hilfspakete schnüren, Ortsbesuche machen. Aber er steht jetzt unter verschärfter, dezidiert ungnädiger Beobachtung. Wenn er mit dreißig Flutopfern spricht, und einer ruft »Versager«, dann ist klar, wer von den dreißig am Ende in der Zeitung und im Fernsehen landet. Als er mit Angela Merkel das verwüstete Bad Münstereifel besucht, nur drei Tage nach Erfstadt, sagt ein Mann zur Kanzlerin, er habe sie gewählt, obwohl sie Frau, Christdemokratin, Ostdeutsche und Protestantin sei. Es ist ein Kompliment, großes Gelächter. Merkel lacht, die Leute drumherum lachen. Wahrscheinlich fragt sich Laschet jetzt, ob er mitlachen darf. Er belässt es lieber bei einem scheuen Grinsen.

Es gibt nun also ein Bild von Armin Laschet, das an ihm klebt und das er vermutlich auch nicht mehr loswird: der Lächler in der Flut. Seine Versuche, diesem Bild in den Tagen danach neue Bilder von Anteilnahme und Tatkraft entgegenzusetzen, scheitern auf ganz verschiedene Weise. Kurios in Schleiden, als ihm das Rednerpult mit Landeswappen vor einen Schrotberg gestellt wird. Oder ehrenwert an der Steinbachtalsperre, als er den Damm so vertieft inspiert, dass er die Fotografen vergisst. »Umdrehen!«, brüllt einer. »Wir brauchen das Bild!« Man fragt sich, ob das jemals irgendwer zu Söder hat sagen müssen.

Im August muss es für Armin Laschet also darum gehen, endlich brauchbare Bilder zu produzieren: bleibende Motive, die einen anderen Laschet zeigen – bestenfalls einen herzlichen, einen staatsmännischen oder einen anpackenden Laschet, zumindest aber keinen weiteren peinlichen. Auf der Jagd nach solchen Bildern begibt er sich auf »Deutschland-Tour«. Wäre man Kampagnenmanager, würde man an dieser Stelle womöglich eine Landkarte ausrollen und alle aktuellen und ehemaligen Hochwassergebiete zur weiträumigen Umfahrung empfehlen. Was macht Armin Laschet? Er steuert geradewegs ins sächsische Torgau, das in jüngerer Vergangenheit bereits zweimal von einer Elbflut heimgesucht wurde. Mutig, mutig.

Torgau nennt sich selbstbewusst »Schauplatz von 500 Jahren Weltgeschichte«. Klar, dass dieser Ort nicht gleich kopfsteht, bloß weil ein Kanzlerkandidat der Union vorbeischaut. Der Kreis der Schaulustigen beschränkt sich auf eine Schafherde, die am anderen Ufer der Elbe grasst und von dort ein rustikales Landlütchen herüberwehen lässt. Mit jeder Etappe von Laschets Tour verbindet sich die Hoffnung, eine bestimmte Botschaft platzieren zu können. Microchip-Fabrik in Dresden: Nur mit der Union kommt die Digitalisierung (demnächst aber wirklich). Spaziergang über die Oderbrücke: Deutschland braucht außenpolitische Kompetenz. Rundfahrt im Kohlerevier: Laschet kann Strukturwandel. So viel zur Theorie.

Tatsächlich werden Ortstermine mit Armin Laschet nicht selten von einer Eigendynamik erfasst. Für einen Spitzenpolitiker hat er sich eine verblüffende Spontanität bewahrt, die in Reihen seiner PR-Leute nicht zur Verlängerung der Lebenserwartung beitragen dürfte. Der Auftritt in Torgau soll eigentlich der Würdigung des ehrenamtlichen Engagements von Fluthelfern gelten, am Ende geht es vor allem um die Bratwurst.

Laschet wird von Marian Wendt empfangen, einem »waschechten Torgauer«, der für die CDU im Bundestag sitzt. Wendt gehörte zu jenen, die sich im Ringen um die Kanzlerkandidatur klar hinter den Parteichef gestellt haben – wohlgermerkt hinter jenen der CSU.

Hochwassergebiet – Schaf-Publikum – Söder-Fan: Man müsste sich schon ziemlich anstrengen, um aus der bisherigen Gemengelage eine Reizwortgeschichte zu basteln, in der Armin Laschet gut dastünde. Laschet sagt: »Eine Krise bietet immer die Chance, dass es danach besser wird«, was sich offenbar auf die jüngere Geschichte von Torgau beziehen soll, in diesem Moment aber wie eine Durchhalteparole in eigener Sache klingt.

Bevor es besser werden kann, ist erst einmal Mittagspause. Am Würstchenstand gibt es »original sächsische Bratwurst Thüringer Art«. Laschet ignoriert die von ortskundiger Seite vorgebrachte Empfehlung, diese Spezialität am besten mit Senf zu genießen. »Currywurst ist wieder in«, verkündet er und pumpt fröhlich Ketchup in sein Brötchen. Irgendwann im Verlauf dieser Mahlzeit muss sich dann die Erleuchtung des Marian Wendt zugetragen haben. Er stehe nun voll und ganz hinter Laschet, sagt der CDU-Politiker später: »Am Ende des Tages ist es nämlich nicht wichtig, einen guten Inszenierer zu haben, sondern einen guten Kanzler.« Das wäre doch mal eine Botschaft, die sich vermarkten ließe: Wie schnell in der direkten Begegnung offenbar die Front der Laschet-Skeptiker bröckelt. Dem Kanzlerkandidat geht es aber gerade nicht um die Vermarktung, sondern um den Nachschub. Marian Wendt, plötzlich treu zu Diensten des Parteichefs, sagt zum Grillmeister: »Bitte noch eine Wurst für Herrn Laschet. Die hat ihm so gut geschmeckt.«

Das spricht sich herum. Bald stehen hinter den Fluthelfern des Technischen Hilfswerks auch CDU-Mitarbeiter und Presseleute in der Schlange, um sich nach der offenbar vorzüglichen Bratwurst zu erkundigen. »Ausschlaggebend ist der Majoran«, diktiert ein Torgauer Fleischermeister in Journalistenblöcke hinein. Am selben Abend werden in der ARD die »Tagesthemen« damit beginnen, dass Armin Laschet Ketchup statt Senf genommen hat. Dass der Abgeordnete Wendt nach dieser Begegnung aber Laschet statt Söder nehmen würde, findet nirgendwo Erwähnung.

Am 11. August stürzt die Union bei Forsa auf 23 Prozent ab. Und als wäre das nicht schrecklich genug, hält die Erhebung noch ein Detail bereit, dessen

Betrachtung für Armin Laschet so etwas wie Folter sein muss: 39 Prozent der Unionswähler wünschen sich ihn als Bundeskanzler. Oder andersrum: 61 Prozent nicht.

Immerhin, 100 Prozent der Laschet begleitenden sz-Reporter sind beeindruckt von seiner unverdrossen guten Laune. Und tatsächlich gestaltet sich der Bürgerkontakt des Kandidaten im Regelfall erfreulicher, als die Zahlen es vermuten lassen. »Ah, der Herr Laschet, der wird der neue Merkel«, sagt eine Shopperin in der Wiesbadener Fußgängerzone, ohne jede Ironie oder Panik in der Stimme. Wenn man dem neuen Merkel bei seinen Gesprächen lauscht, fällt auf, dass er nicht nur Fragen an die Leute hat (»Wie funktioniert das, so ein Lufthansa City Center?«), sondern auch Interesse an deren Antworten.

Just, als man sich ernsthaft fragt, ob das Pech, das Laschet an den Füßen klebt, vielleicht mal einen Tag Erholungsurlaub genommen hat, nennt er den örtlichen CDU-Kandidaten Ingmar Jung Ingbert. Aber Ingmar Jung scheint das nicht zu stören, und wenn nicht ihn – wen dann?

Mitte August versucht Laschet sein Glück im hohen Norden. Im Naturschutzgebiet »Südlicher Priwall« erwarten ihn schon wieder Schafe. Mit einem wird er bekannt gemacht (»Den können Sie anfassen, das ist Mati«). Der Kanzlerkandidat streichelt dem an aktuellen politischen Fragen offenbar gänzlich desinteressierten Tier mehrmals durch die Wolle. Die Kameras der Fotografen klicken, als ob sich hier zwei hochrangige Staatschefs begegnen würden. Der Armin und der Mati – könnte sie vielleicht so aussehen, die ersehnte Trendwende im Wahlkampf?

Am nächsten Morgen meldet Forsa: »Die Erosion des Anhängerlagers der Union hält an.«

So geht das seit Wochen, es muss für Laschet zum Verzweifeln sein. Er ist in Frankfurt am Main in einen Boxring gestiegen und im anderen Frankfurt über die Oder-Brücke spaziert. Er hat in Torgau ein Notstromaggregat besichtigt und in Oberhausen ein Schmutzwasserpumpwerk feierlich eröffnet. Er hat in Wiesbaden einen Sack Moorkartoffeln erworben, in Kühlungsborn Aalhäppchen gekostet und in St. Peter-Ording ein »Pokémon«-Heft signiert. Er hat sich auf dem Priwall erst über das Brutverhalten der Flusseeeschwalbe unterrichten lassen und im Anschluss mit einem Akkuschrauber ein Vogelhäuschen gebaut. Aber bei den Demoskopen kommt von alldem nichts Messbares an. Jedenfalls nichts Gutes für Laschet.

An einem Abend in Bonn, der August weicht langsam dem September, ist Armin

Er hat in Wiesbaden einen Sack Moorkartoffeln erworben, in Kühlungsborn Aalhäppchen gekostet und in St. Peter-Ording ein »Pokémon«-Heft signiert.

Laschet ganz in seinem Element. Eine Villa im Stadtteil Bad Godesberg, Marmorsäulen und Deckenstuck. Früher, als Laschet in der alten Hauptstadt allen Ernstes als ein »junger Wilder« des Bundestags galt, war das hier mal die pakistanische Botschaft. Nun ist die »Academy of International Affairs NRW« eingezogen, der Ministerpräsident schreitet stolz zur Eröffnung. »NRW hat die Welt im Blick«, sagt Laschet, was der Welt – folgt man seiner Deutung – nur guttun kann.

Es gibt Laschet wohlgesonnene Leute, die finden: Das eine Amt, auf das seine Talente perfekt passen, die integrative Art, der Sinn für Symbolik, die Liebe zu NRW, die sich etwa darin äußert, dass er auf absolut jeder Station seiner Deutschlandtour irgendeine abenteuerliche Verbindung zur Heimat herstellen kann – dieses eine Amt wolle er jetzt aufgeben. Natürlich soll von Bad Godesberg trotzdem das Signal ausgehen, dass da einer den von ihm geforderten Nationalen Sicherheitsrat behände leiten könnte. Aber da ist noch ein anderes Signal, nur für die Eingeweihten: Armin Laschet macht sein Ding.

2015 gab der Dozent Laschet an der Aachener Uni RWTH ein politikwissenschaftliches Seminar, an dessen Ende er seinen Studenten mitteilen musste, dass ihre korrigierten Klausuren »auf dem Postweg abhandengekommen« seien. Bei den Noten habe er aber »eine Rekonstruktion versucht«, auf Grundlage seiner Notizen – und jener »der mich unterstützenden Co-Korrektorin Frau Lehrbeauftragte Dr. Mayssoun Zein Al Din«. Laschets Version der Ereignisse büßte an Überzeugungskraft ein, als sich herausstellte, dass er 35 Noten vergeben hatte, obwohl nur 28 Studenten die Klausur mitgeschrieben hatten.

Am Ende wurden die Noten annulliert, Laschet beendete seine Tätigkeit an der RWTH. Die Uni-Verantwortlichen waren von mehreren Aspekten irritiert: Zunächst hatten sie nicht gewusst, dass Laschet die Noten nur »rekonstruiert« hatte. Dass er seine Notizen zwischenzeitlich entsorgt haben wollte, fanden sie auch nicht optimal. Und dass es bei Seminararbeiten eine »Co-Korrektorin« gibt, hörten sie das allererste Mal. Und damit wieder nach Bad Godesberg im August 2021: Genau diese Mayssoun Zein Al Din präsentiert Laschet nun als Geschäftsführerin der neuen Akademie. Amerikanische Wahlkampfmanager würden bei so einer Idee aus Protest in den Hungerstreik treten: Sollte ein Kandidat kurz vor der Wahl die Medien noch mal persönlich auf die peinlichste Affäre seiner Karriere hinweisen? Warum denn nicht, findet Laschet.

Dem Kandidaten müssen die Ohren dröhnen in diesen Tagen, das Dröhnen sind die werten Parteifreunde mit ihren dringenden Empfehlungen, wie er seinen Wahlkampf bitteschön neu auszurichten habe. Mehr Dampf, mehr Gas, mehr Power. Mehr Köpfe, ein Team. Und endlich mal über innere

Sicherheit reden, ein Thema, bei dem die Basis deutlich mehr Zuspitzung für angemessen hält als der Kandidat. Auf all das angesprochen sagt Laschet immer: Keine Sorge, kommt noch, alles zu seiner Zeit. Das klang im Juni noch leidlich plausibel, aber Ende August?

Die Wochen ziehen ins Land, und es beschleicht einen der Gedanke, Laschet wolle womöglich auch deshalb nichts verändern, weil das ja ein Eingeständnis wäre, dass vorher nicht alles perfekt war.

Korschenbroich am Niederrhein, stolze Heimat von Berti Vogts, Backsteinhäuser und Borussia-Mönchengladbach-Fahnen. Von der Bolten-Brauerei weht der Malzgeruch hinüber in den Biergarten, in dem nun die Durchsage ertönt, dass draußen der Bus nicht durchkomme, weil diverse Wildparker die Straße blockieren. Offenbar wollten sie auf keinen Fall den Auftritt des Kandidaten verpassen. Irgendetwas ist anders an diesem Nachmittag, und die Ahnung bestätigt sich dramatisch, als der notorische Zuspätkommer Armin Laschet fünf Minuten zu früh am Veranstaltungsort eintrifft.

Laschet-Reden sind genremäßig eher Gesamtkunstwerke, es gibt so gut wie nie den einen Satz, der in Erinnerung bleibt, manchmal wirkt es fast so, als hätten er und seine Redenschreiber sich zu verhindern vorgenommen, dass seine vielschichtigen Ausführungen von übereifrigen Journalisten auf ein paar Stichworte reduziert werden können. Aber hier, in Korschenbroich, rutscht der Welterklärer Laschet immer wieder in einen Sound, als wäre bald Bundestagswahl und er wolle Kanzler werden. Die Grünen: »Sollen wir denen denn das Land anvertrauen?« Olaf Scholz: »Ich erwarte von ihm, dass er klipp und klar sagt, er wird mit der Linken nicht koalieren.« Und überhaupt: »Keine Experimente!« Wenn die Ohren nicht täuschen, betont Laschet dann noch, wie wichtig die Abschiebung von Gefährdern sei und die Rückendeckung für die Polizei. Ein Zuhörer sagt hinterher, er sei »richtig erleichtert«, der Kandidat könne ja doch kämpfen.

Er kämpft da aber auch mindestens zwei Kämpfe, die für ihn kaum zu gewinnen sind. Zum einen den gegen seinen chronischen Schlendrian, der ihn selbst auf Feldern ereilt, auf denen er sich am sichersten fühlt, etwa der deutschen Geschichte. Laschet kann die biografischen Eckdaten sämtlicher dreißig im Aachener Dom begrabenen Könige referieren, aber er bringt es trotzdem fertig, sich bei seinem Wahlkampfauftakt so zu verhaspeln, dass jetzt halb Deutschland denkt, er wüsste nicht, dass die GSG9 die Geiseln 1977 in Mogadischu befreit hat und nicht in Landshut.

Daneben führt Laschet noch den Kampf gegen eine Dynamik, die sich von jeder Wirklichkeit zu emanzipiert haben scheint. Wenn er den Tech-Unternehmer Elon Musk trifft und aus Höflichkeit eine Journalistenfrage ins Englische übersetzt, wird er auf Twitter für seine peinliche Frage

verhöhnt. Wenn er in Osnabrück an einer Kugel Stracciatella schleckt, lautet der Vorwurf, wie er »in dieser Situation« bloß ein Eis essen könne. Rätselhaft bleibt, in welchen Situationen der Eisverzehr für Kanzlerkandidaten akzeptabel wäre. Fest steht nur: Armin Laschet kann momentan machen, was er will, am Ende kommt es immer knüppeldick.

Laschet ist in seinen knapp drei Jahrzehnten als Berufspolitiker oft belächelt und selten für voll genommen worden. Rückschläge aller Art ist er gewohnt. 1998 verliert er nach nur einer Legislaturperiode sein Bundestagsmandat, seine politische Karriere scheint da schon beendet zu sein, bevor sie richtig losgeht. Aber dann sichert er sich mit einer Stimme Mehrheit die Nominierung als CDU-Kandidat für die Europawahl und schafft tatsächlich einen Neustart in Brüssel. 2010 scheitert er in Nordrhein-Westfalen bei dem Versuch, den mit Abstand mitgliederstärksten Landesverband der CDU zu übernehmen, bevor er es ihm zwei Jahre später doch noch gelingt. 2017 wird er entgegen allen Prognosen Ministerpräsident, wieder mit einer Stimme Mehrheit. Gemessen an den Erwartungen führt er seine Regierung souverän und erfolgreich.

Auf seinem beschwerlichen Weg nach oben scheint sich bei Armin Laschet eine Art innere Teflon-Beschichtung gebildet zu haben. Die hilft ihm in diesen Tagen, in denen die Shitstürme praktisch im Stundentakt auf ihn einprasseln: »Menschen ticken anders, als man das bei Twitter glaubt.« Er räumt aber ein, dass seine Freunde und Verwandten das alles längst nicht so gelassen ertragen wie er selbst. Vor allem seinen Vater nimmt es offenbar mit. Heinz Laschet war im Bergbau tätig, bevor er auf dem zweiten Bildungsweg zum Lehrer umschulte und es noch bis zum Grundschuldirektor brachte. Jetzt, so erzählt es der Sohn, sitze sein Vater zu Hause und lese praktisch jeden Artikel über ihn im Internet. Armin Laschet versucht Heinz Laschet dann zu erklären, dass er sich nicht alles zu Herzen nehmen soll. Aber das ist natürlich zwecklos.

Hört man sich im früheren Leben des Kanzlerkandidaten ein wenig um, bei alten Bekannten, Förderern und Weggefährten, so stellt man fest, dass sie alle stellvertretend für ihren Armin ein wenig mitleiden. Da ist etwa der Pfarrer Heribert August, der Laschet schon in der Pfarrjugend auf den Pfad der Tugend führte, ihn später mit Susanne vermählte, seine drei Kinder taufte und im Herbst seines Lebens gemeinsam mit Vater Heinz die segensreiche Wassergymnastik entdeckte. August sagt zur Lage des CDU-Chefs: »Die Behandlung ist nicht fair. Das hat er nicht verdient. Es ist wohl niemand gefragt, der besonnen und abwägend ist, der sich ein gründliches Urteil bildet.«

Da ist auch der alte Kumpel Heribert Walz, dessen Frau mit Laschets Frau eng befreundet ist, der 2006 im gemeinsamen Portugal-Urlaub erlebte, wie der damalige Integrationsminister von Nordrhein-Westfalen rauchend und telefonierend in den Pool stürzte, und der bezeugen kann, dass Armin Laschet den Zigarillo mit einer Hand rettete, während das Handy unterging. Walz sagt über den Wahlkampf 2021: »Wenn man das Gefühl hat, er wird ungerecht behandelt, da ist man schon betroffen.« Und da ist schließlich der pensionierte Oberstudienrat Karl Niederau, der von sich sagen kann, auf dem bischöflichen Aachener Pius-Gymnasium gleich zwei spätere Ministerpräsidenten zum Abitur geführt zu haben, nämlich nicht nur Laschet, sondern auch den skandalumtosten Thüringer Kurzzeit-Regenten Thomas Kemmerich, und der die Hoffnung partout nicht aufgeben will, auch noch als Geschichtslehrer des nächsten Bundeskanzlers in die Geschichte einzugehen. Niederau sagt zu den Wahlprognosen der Union: »Wenn Sie mich fragen: 29,2 Prozent.« Immerhin in Laschets Aachener Biotop sind die Umfragen noch halbwegs in Ordnung.

Kein biotopischer Rundgang wäre komplett ohne einen Imbiss in der Taverne Lakis, ganz am Ende der Burtscheider Fußgängerzone. Auf der Speisekarte steht hier die Currywurst mit Fritten unter der Rubrik »Leichte und vegetarische Gerichte«. Der Gyrosteller mit Tsatsiki und Salat, Laschets Leibspeise, kostet sieben Euro. Joannis Bitzakis, der griechische Wirt, erkennt Reporter auch dann, wenn sie sich fest vorgenommen haben, sich nicht als solche zu erkennen zu geben. Er bringt einen Ouzo aufs Haus und erzählt ungefragt: »Ich kenne ihn seit 28 Jahren, es gab Zeiten, da kam er Sonntag, Dienstag und Mittwoch hierher, montags hab ich Ruhetag.« Und als ob die unerschütterliche Bodenhaftung seines treuen Stammgastes noch eines weiteren Beweises bedurft hätte, sagt Bitzakis, er habe in all den Jahren nicht ein einziges Mal die Dienstlimousine von Armin Laschet gesehen.

Am Nebentisch sitzen vier Krankenpflegerinnen vor ihren leichten, vegetarischen Grillspezialitäten und politisieren fröhlich mit. Eine von ihnen gibt zumindest vage Sympathien für einen gewissen Söder zu erkennen, wird dafür aber umgehend von der Gattin des Gastwirts zurechtgewiesen, unter anschaulicher Zuhilfenahme ihrer Briefwahlunterlagen. Dass Laschet damals im Flutgebiet gelacht habe, ja klar, doof. Herr und Frau Bitzakis meinen aber aus bester Quelle zu wissen, dass es dafür eine wirklich haarsträubend profane Ursache gab. Es bleibt wohl der weitergehenden Laschet-Forschung überlassen, hier die historischen Fakten zu verifizieren.

Zur tagesaktuellen Faktenlage am 30. August gehören weitere Abgründe in den Umfragetälern. Die SPD scheint der Union zu enteilen. Laschets fast schon penetrante Zuversicht kann sich jetzt nur noch darauf gründen, dass seine Umfragen immer miserabel waren: vor der Wahl zum Ministerpräsidenten

von Nordrhein-Westfalen 2017, vor der Abstimmung zum Parteivorsitz der CDU im Januar, vor der Entscheidung über die Kanzlerkandidatur der Union im April. In allen drei Fällen standen ihm scheinbar übermächtige Gegner gegenüber, erst die einstmals als unschlagbar geltende SPD-Landesmutter Hannelore Kraft, dann der unzerstörbare Friedrich Merz in seiner bislang letzten Blütephase und schließlich der kraftstrotzende Pandemie-Söder. Am Ende hat er sie alle ausgestochen, weil er trotzig stehen blieb, wo viele andere wohl eingeknickt wären. Wer vermag noch die Momente zu zählen, in denen sich Deutschland einig war, dass Laschet endgültig alles vermässelt hat? Bislang hat sich das stets als voreilig erwiesen. Das Prinzip muss sich nur noch einmal wiederholen, dann ist er Bundeskanzler.

Um eine so unwahrscheinliche Karriere wie Armin Laschet hinzulegen, braucht man nicht nur eine dicke Haut, sondern auch eine überschaubare Eitelkeit. Er will von den Massen nicht geliebt werden, er will nur ihre Stimmen. Zur Not reicht ihm auch eine einzige mehr als unbedingt notwendig. Et hätt noch emmer joot jejange, auf dieses rheinische Grundgesetz verlässt er sich auch diesmal. Aber könnte es sein, dass die Regel, an die er glaubt, gar keine Regel ist, sondern eine irre Kette von Ausnahmen?

Zur vollen Wahrheit gehört etwa, dass es schon im April beim Showdown mit Markus Söder für ihn nicht joot jejange wäre, wenn Wolfgang Schäuble, die badische Eminenz der CDU, nicht im entscheidenden Moment Laschets Kür durchgepeitscht hätte, gegen den Wunsch der gefühlten Parteimehrheit. Schäuble ist erfahrungsgemäß vieles zuzutrauen, aber selbst er wird das Wahlvolk kaum dazu zwingen können, am 26. September für die Union zu stimmen.

Führende Laschet-Deuter können minutiös belegen, dass ihn bislang jede Niederlage nur noch stärker hat zurückkehren lassen. Aber auch diese Gesetzmäßigkeit stößt an ihre Grenzen: Wenn er jetzt verliert, gibt es kein Danach mehr für den Politiker Armin Laschet. Eine Rückkehr nach NRW hat er klipp und klar ausgeschlossen. Kanzler oder nix, darum geht es.

Laschet unternimmt nun sogar den Versuch, aus seiner verzweifelten Lage ein Verkaufsargument zu basteln. Sein Schlussstatement beim TV-Triell widmet er seiner Standhaftigkeit im Wind der Veränderung. Oder war es doch die Stabilität im Gegenwind? Irgendwas muss da mit der Wind-Metaphorik durcheinandergeraten sein. Es ist ein klassischer Laschet: Grundidee gut, Botschaft verdaddelt. Die zugehörige Häme findet Vater Heinz sicherlich ohne lange zu googeln im Internet.

Als es um seinen Vater geht, um seine Frau und seine Kinder, wägt Armin Laschet im Halbdunkel der Elefanten-Bar in Aachen seine Worte noch ein wenig länger als sonst. »Ich sage ihnen immer: Ich mache das hier schon, und ihr lebt bitte so normal wie möglich.« Auch der Mann, der Kanzler werden

will, würde gerne ein normaler Mensch bleiben, es ist ein Grundsatz, aber auch ein Vorsatz. »Wenn ein Café-Betreiber mir freundlich ein Eis gibt, dann esse ich das auch und gebe es nicht weiter oder werfe es weg.«

Und doch bemerkt man auf Reisen mit Laschet, dass er inzwischen die Lippen zusammenpresst, wenn andere lachen. Dass er den Rücken durchstreckt, wenn er merkt, dass die Fotografen in Stellung gehen. »Ich achte noch mehr auf all diese Dinge«, sagt er. »Ich will aber nicht statisch und unauthentisch werden.«

Er hat ein paar Kleinigkeiten verändert in seinem Wahlkampf, die Themen erweitert, den Ton verschärft, doch noch ein Team präsentiert. Aber im Grunde glaubt er fest daran, dass die Sache ganz einfach ist, auch jetzt, auf den letzten Metern im Rennen seines Lebens: »Wenn du in einen Saal gehst und erklärst, warum du etwas machst, folgen die Leute meist.«

Nach drei Monaten mit ihm lässt sich eine Wahlprognose wagen: Armin Laschet wird authentisch siegen. Oder authentisch untergehen.



Auf dem Privatklub lässt sich Kardinal Meier über die Ehe...



Vor der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt...

• Fortsetzung von Seite 12

...die Ehe zu einem zentralen Thema aufzuheben...

...Dass Kardinal Meier die Leitlinie der Proponenten in Erfurt...

Der Anspruch, immer er selbst zu sein, untergräbt bisweilen Laucherts Professionalität...

...hochrangigster nur wahlberechtigter Verfassungsmäßiger...

...Tages, wenn sich inoffiziell ein Gespräch mit dem CDU-Vizepräsidenten...

...Der Krisenmanager Laucher ist zum Tag der Flut, was ein Krisenmanager...

...wird die in der dritten Regierung...

...wird, der Armin und der Mari - könnte sie vielleicht so annehmen...

...Der Kardinal entbehrt sich nach angedehnten Arbeit...

...Armin Laucher ist ein Politiker mit tiefen Fähigkeiten...

...Armin Laucher ist ein Politiker mit tiefen Fähigkeiten...

...Armin Laucher ist ein Politiker mit tiefen Fähigkeiten...

...Armin Laucher ist ein Politiker mit tiefen Fähigkeiten...

...Armin Laucher ist ein Politiker mit tiefen Fähigkeiten...

...Armin Laucher ist ein Politiker mit tiefen Fähigkeiten...

...Armin Laucher ist ein Politiker mit tiefen Fähigkeiten...

...Armin Laucher ist ein Politiker mit tiefen Fähigkeiten...

...Armin Laucher ist ein Politiker mit tiefen Fähigkeiten...

...Foto: ...

...Foto: ...

...Foto: ...

...Foto: ...

...Foto: ...

CATERINA LOBENSTEIN STEPHAN LEBERT

Caterina Lobenstein, Jahrgang 1983, wurde an der Henri-Nannen-Schule zur Journalistin ausgebildet und ging 2014 zur *Zeit*. Sie arbeitete als Redakteurin im Wirtschaftsressort und als Korrespondentin im Parlamentsbüro der *Zeit*. Schwerpunktthemen: Asylpolitik, Pflege, soziale Gerechtigkeit. Seit 2021 Redakteurin im Dossier der *Zeit*.



Stephan Lebert, Jahrgang 1961, leitet das Investigativressort der *Zeit*. Zuvor hat er für den Tagesspiegel, den *Spiegel* und die *Süddeutsche Zeitung* gearbeitet. Er ist Autor mehrerer Bücher, unter anderem hat er gemeinsam mit seiner Mutter Ursula Lebert »Du bist mein Augensterne: Was die Zeit aus Ehen macht« geschrieben und mit seinem Bruder Andreas »Der Ernst des Lebens: Und was man dagegen tun muss.« Für seine Arbeit wurde er mit dem Journalistenpreis der Deutschen Aids-Stiftung, dem Egon-Erwin-Kisch-Preis sowie dem Herbert-Riehl-Heyse-Preis ausgezeichnet.



Caterina Lobenstein und Stephan Lebert sind nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres ›Deutschland hat die Wahl‹« mit »Der Letzte seiner Art«, erschienen am 2. Dezember 2021 in Die Zeit.

Der Letzte seiner Art

Der ehemalige Maschinenschlosser Karl-Josef Laumann ist der einzige deutsche Spitzenpolitiker mit Hauptschulabschluss. Seine Partei, die CDU, streitet verbissen, wie sie aus der Krise kommt. Laumann hätte da ein paar Ideen

Über den CDU-Mann Karl-Josef Laumann kursiert in seiner Partei ein merkwürdiges Gerücht. Es hat mit seiner Vorliebe für Schweinefleisch zu tun. Und mit der furchteinflößenden Wirkung, die Laumann auf einige seiner Parteikollegen zu haben scheint. Das Gerücht geht so:

Laumann, der einer der wichtigsten Minister in Nordrhein-Westfalen ist, aber aus einer einfachen Bauernfamilie stammt, kauft sich jeden Sommer zwei Schweine. Er hält sie in seinem Garten und behandelt sie gut. Er häckseln ihnen Maiskolben, kocht Kartoffelschalen, füttert sie von Hand. Will Laumann die Schweine schlachten, greift er auf eine gewiefte Taktik zurück: Um die Tiere nicht unter Stress zu setzen, was die Qualität des Fleisches beeinträchtigen würde, verabreicht er ihnen einen besonderen Leckerbissen. Er füttert sie mit Schokolade. Er wartet, bis sie vor lauter Zucker ganz selig sind. Dann schneidet er ihnen die Kehle durch.

Das Gerücht, so viel sei vorweggeschickt, stimmt nur halb. Es sagt wenig über Karl-Josef Laumann aus. Aber es zeigt, wie Laumanns Parteikollegen auf ihn blicken: mit einer Mischung aus Respekt und Befremden, aus Bewunderung und Belustigung. Die Juristen, Ökonomen und Unternehmer, die die Führungszirkel der CDU dominieren, sie haben mit dem Bauernsohn und gelernten Maschinenschlosser Karl-Josef Laumann wenig gemein. Aber sie trauen ihm einiges zu.

Vielleicht ahnen sie sogar, dass Laumann seiner geschlagenen Partei einen Weg aus der Krise weisen könnte. Die Frage ist nur, ob sie auf ihn hören wollen.

Karl-Josef Laumann ist ein Urgestein der CDU. Kreistag, Landtag, Bundestag, er hat seine Partei schon überall vertreten. Laumann war Staatssekretär im Bundesgesundheitsministerium und ist nun zum zweiten Mal Minister für Arbeit, Gesundheit und Soziales in Nordrhein-Westfalen. Er sitzt im CDU-Präsidium, dem obersten Führungszirkel der Partei. Und er ist seit 16 Jahren Vorsitzender der Christlich-Demokratischen Arbeitnehmerschaft (CDA), er ist also so etwas wie der Arbeiterführer der CDU.

Laumann ist 64 Jahre alt. Als er in die Partei eintrat, das war Mitte der Siebzigerjahre, erreichte sie bei der Bundestagswahl fast 50 Prozent der Stimmen. Die CDU von damals war eine kraftstrotzende Volkspartei, ein konservativer Machtblock, der die unterschiedlichsten Milieus vereinte.

Bei der Bundestagswahl vor zwei Monaten kam die Union nur noch auf 24,1 Prozent – das schlechteste Ergebnis ihrer Geschichte. In den Wochen darauf sackte sie in einigen Umfragen sogar auf 19 Prozent ab. Seither versuchen sich Parteistrategen und Kommentatoren an einer Deutung des Debakels.

Karl-Josef Laumann kommentiert es auf seine Weise: »Große Scheiße. Punkt.«

In den vergangenen Wochen haben zahllose Experten zu analysieren versucht, warum die einst so stolze Partei am Boden liegt. Sie haben Wählermilieus studiert, Nachwahlbefragungen gesichtet und Wählerwanderungsstatistiken ausgewertet.

Sie hätten auch nach Birgte fahren können, in Laumanns Heimatort.

Birgte, die Einheimischen sagen »Birchte«, ist ein kleines Dorf im Tecklenburger Land, eine halbe Autostunde westlich von Osnabrück. 1200 Einwohner, drei Kneipen, eine Kirche. Karl-Josef Laumann hat sein Grundstück am Rande des Dorfs, direkt an der Landstraße. An einem Novembersonntag betritt er dort seinen Schweinestall, ein grob verputztes Steinhaus, vor dem ein Futtereimer und eine Schubkarre stehen. Laumann ist fast 1,90 Meter groß und von schwerer Statur, ein Hüne mit mächtigem Schädel und zerzaustem Haar. Ein Mann, der auch auf den zweiten Blick nicht aussieht wie ein Spitzenpolitiker.

»Na, wo seid ihr?«, ruft Laumann in den halbdunklen Stall. Zwei grunzende Schweine kommen angerannt und strecken ihm ihre Schnauzen entgegen. »Ihr habt es gut!«, sagt Laumann und tätschelt die Schweine. »Ihr habt ein feines Leben!« Fragt man ihn, ob die Schweine Schokolade kriegen, guckt er irritiert. »Nee«, sagt er. Na ja, vielleicht ab und zu eine kleine Praline.

Immer um Weihnachten werden die Tiere geschlachtet – so weit stimmt das Gerücht. Allerdings nicht von Laumann persönlich, sondern von einem Metzger im Nachbardorf. Eigenhändig schlachtet Laumann nur seine Kaninchen. Sie leben in seinem Garten, neben dem Grünkohlbeet. Er tötet sie mit einem Knüppel, per Nackenschlag.

Karl-Josef Laumann wurde in Birgte geboren, und obwohl ihn sein Lebensweg bis in die höchsten Etagen der deutschen Politik geführt hat, in die Regierungsviertel von Berlin und Düsseldorf, ist er immer in Birgte geblieben. Er wohnt mit seiner Frau in einem kleinen Backsteinhaus, gleich neben dem Schweinestall. Im Fenster steht ein Gartenzwerg, daneben eine Marienfigur. Eine Tochter und der Sohn haben gleich nebenan ihre Häuser gebaut. Auch die zweite Tochter wohnt in Birgte. »Wir Laumänner sind so. Wir wissen noch, was Heimat ist«, sagt Laumann.

Die Schweine quieken, sie drängen ihre rosigen Bäuche aneinander. Laumann sagt, es handele sich um eine belgische Rasse, bekannt für ihr mageres, aber saftiges Fleisch. Als er ein Kind war, habe man hier in der Gegend noch das Westfälische Landschwein gezüchtet. »Das war ziemlich groß und sehr fett.« Das Landschwein hatte, was die Bundesbürger der Nachkriegszeit verlangten: dicke Schwarte, viel Speck, Kalorien. Heute sind die Bauern auf fettarme Rassen umgeschwenkt. »Weil der Verbraucher von heute so was ja nicht mehr will«, sagt Laumann.

Mit dem Westfälischen Landschwein und den Verbrauchern verhält es sich so ähnlich wie mit Laumanns Partei und den Wählern: Jahrzehntlang hat die CDU etwas verkörpert, das der Mehrheit der Deutschen gefiel. Heute scheint es, als ziele sie an den Bedürfnissen der meisten Menschen vorbei.

An diesem Wochenende beginnen die rund 400.000 Mitglieder der CDU mit der Abstimmung über ihren neuen Parteichef. Helge Braun, Friedrich Merz, Norbert Röttgen – seit Wochen wird spekuliert, welcher Kandidat am besten geeignet ist, die Christdemokraten wieder aufzurichten. Laumann winkt ab. Er sagt, seine Partei müsse begreifen, dass es weniger um Personalfragen als um inhaltliche Defizite gehe. Um die Vernachlässigung eines Themas, das einst zu seiner Partei gehörte, ihr dann aber abhanden kam: das Streben nach sozialer Gerechtigkeit. »Das ist uns verdunstet, so wie Wasser beim Kochen«, sagt Laumann.

In den vergangenen Jahren hat die CDU vor allem gegen die AfD gekämpft, die den Christdemokraten zahlreiche Stimmen abnahm. Zugleich versuchte sie, den Grünen die Stirn zu bieten, die sich längst als moderne Volkspartei begreifen und im Milieu der CDU nach neuen Wählern suchen. So kam es, dass die CDU bei Reizthemen wie der Migration immer weiter nach rechts rückte – und sich in Fragen der Ökologie einen grünen Anstrich verpasste.

Karl-Josef Laumann glaubt, dass es vielen Wählern um etwas anderes geht. Nicht um die Rettung des Klimas oder den Schutz der europäischen Außengrenzen. Sondern: um soziale Themen. Um ihre Rente. Um ihren Lohn. Um die Frage, warum die Vermögen im Land so ungleich verteilt sind und die Mieten so stark steigen.

Die Statistiken geben Laumann recht: Die Union hat bei der Bundestagswahl fast zwei Millionen Wähler an die SPD verloren. Laut dem ZDF-Politbarometer war die soziale Gerechtigkeit das entscheidende Thema der Wahl. Wichtiger als der Klimaschutz. Wichtiger als die Migrationspolitik. Und nur zwölf Prozent der Befragten waren der Meinung, dass dieses Thema bei der CDU gut aufgehoben ist. Auch die CDU selbst schien sich dafür nicht zuständig zu fühlen. Im Team ihres Kanzlerkandidaten Armin Laschet spielten Sozialpolitiker kaum eine Rolle. Während die SPD für bezahlbare Mieten warb, für

höhere Löhne und eine Reform des Hartz-IV-Systems, hatte die CDU zu sozialen Themen wenig zu sagen. Das, glaubt Laumann, sei der große Fehler gewesen. »Die Menschen halten uns nur noch für eine reine Wirtschaftspartei.«

Der einstige Bundeskanzler und CDU-Chef Helmut Kohl hatte ein feines Gespür für die verschiedenen Flügel seiner Partei. Er scharte Sozialpolitiker wie Norbert Blüm und Heiner Geißler genauso um sich wie den stramm konservativen Alfred Dregger oder den aufstrebenden Wirtschaftspolitiker Friedrich Merz. Als Kohl abtrat, geriet das fein austarierte Gefüge aus dem Gleichgewicht. Die Wirtschaftsliberalen gewannen an Einfluss; auf dem Leipziger Parteitag von 2003 setzten sie sich schließlich durch. Laumann erinnert sich: »Da gab es Reden, da hörtest du nur noch das Wort Freiheit.« Der Begriff soziale Gerechtigkeit verlor in der Partei an Glanz, er sollte sogar aus dem CDU-Grundsatzprogramm gestrichen werden. Der Arbeiterflügel, von manchen als »Herz-Jesu-Flügel« verspottet, wurde zum Nischenverein.

Nach dem schlechten Wahlergebnis im Jahr 2005 rückte Angela Merkel von diesem Kurs wieder ab. Fortan, so hört man es heute oft, habe sich die Union sozialdemokratisiert, sie sei nach links gerückt. Das ist nicht falsch. Aber auch nicht ganz richtig. Während die Union regierte, wurde die Wehrpflicht abgeschafft, die Homo-Ehe erlaubt und die doppelte Staatsbürgerschaft eingeführt. Die CDU ist sogar aus der Atomkraft ausgestiegen. Doch bei näherem Hinsehen war das eher ein kultureller Linksruck. In der sozialen Frage hat sich die Partei wenig bewegt. Einige Vorstöße des Koalitionspartners SPD hat sie widerwillig mitgetragen, oft stellte sie sich quer. Die CDU hat die Grundrente blockiert und die Regulierung der Leiharbeit zu verhindern versucht. Ein Lobbyregister für Abgeordnete, das Kontakte zwischen Wirtschaft und Politik offenlegen soll, hat sie jahrelang vehement bekämpft.

Die CDU wurde liberaler. Sozialer wurde sie nicht. Der Arbeiterflügel blieb in der Ära Merkel dauerhaft gestutzt. Um Leute wie Karl-Josef Laumann wurde es einsam.

Im September, noch vor der Bundestagswahl, empfängt Laumann zum Gespräch in seinem Ministerbüro in Düsseldorf. Gerade hat er mit Sozialverbänden und Migrantenvereinen besprochen, wie sich die Impfquote erhöhen ließe, später muss er in eine Ausschusssitzung. Jetzt erzählt er von seinem Arbeitsalltag in der Pandemie, von überkauften Masken, traumatisierten Krankenschwestern und einem Pflegeheim, das er besucht hat. Zwölf alte Menschen sind dort an Covid-19 gestorben.

Der Raum wirkt wie ein gewöhnliches Politikerbüro: ein wuchtiger Schreibtisch, ein Konferenztisch, dazu die Landes- und die Deutschlandflagge. Nur die Vitrine in der Ecke fällt auf: Bunte Modellfahrzeuge stehen darin, Laumanns Treckersammlung.

Laumann konnte Traktoren lenken, bevor er lesen und schreiben lernte. Nach der Volksschule arbeitete er als Schlosser in einer Landmaschinenfabrik, er hat dort Pflugscharen geschmiedet. Dass einer wie er mal Minister wird, war mehr als unwahrscheinlich. »Wenn ich mich in meinem Ministerium um eine Stelle beworben hätte, mit meiner Ausbildung, die hätten sich hier kaputtgelacht und meinen Brief zurückgeschickt«, sagt Laumann. »Hier kommst du nur rein, wenn du studiert hast.«

Noch als Lehrling trat Laumann in die Gewerkschaft und in die CDU ein. Später saß er für die Christdemokraten im Rat seines Heimatdorfs. In die große

In die große Politik hat er sich nicht hineingedrängt. Er wurde gefragt.

Politik hat er sich nicht hineingedrängt. Er wurde gefragt. Vom damaligen Direktkandidaten seines Wahlkreises. »Er war genau das Gegenteil von mir«, sagt Laumann. »Ein sehr reicher Mann.« Der sehr reiche Mann hatte einen sehr langen Namen, er hieß Constantin Bonifatius Herman Josef Maria Freiherr

Heereman von Zuydtwyck. Er war Waldbesitzer, Forstwirt und Präsident des Deutschen Bauernverbands. Er wohnte in einem Schloss, nicht weit von Laumann entfernt. Laumann nannte ihn »Herr Baron«. Der Baron nannte ihn »Karl-Josef«.

Hat so die Klassengesellschaft in der CDU funktioniert, Herr Laumann?

»Unsinn. Der Baron, der war einfach eine Persönlichkeit, der hatte überhaupt keinen Standesdünkel, null.«

Wie hat er Sie für die Kandidatur in Ihrem Wahlkreis gewonnen?

»1990, nach einer Kreisvorstandssitzung, hat er zu mir gesagt: Wir müssen reden. Und so bin ich an irgendeinem Sonntagmorgen mit meinem Fahrrad zu seinem Schloss gefahren, wo er gelebt hat. Ich habe das Rad am Schloss geparkt und bin die Treppe hochgestiegen. Er saß in seinem Rittersaal vor dem Kamin, wie man sich einen Baron vorstellt, und guckte ins Feuer, und neben ihm lag sein Hund, wie sich das gehört. Er sagte: Lass uns erst mal einen Cognac trinken! Das war einer, der nicht so im Hals kratzte, den konntest du gut trinken.«

Und dann?

»Ja, dann hat er einfach nur gesagt, er habe sich entschieden, nicht mehr für den Bundestag zu kandidieren, und dann hat er gesagt: Karl-Josef, du musst das machen. So war das.«

Würde so etwas auch in der CDU von heute geschehen?

»Nein, ich glaube nicht. Der Baron war eine Ausnahmeerscheinung.«

142 von 152 CDU-Abgeordneten im neu gewählten Bundestag haben eine akademische Ausbildung. Nur einer hat einen Hauptschulabschluss. Bei den

LOSSIER



Karl-Josef Laumann beim Jahresfest der Jungen Union in Münster, wo er Turnschuhe mit den Deutschlandfarben gemacht bekam

Der Letzte seiner Art

Der ehemalige Maschinenschlosser Karl-Josef Laumann ist die einzige deutsche Spitzenpolitiker mit Hauptschulabschluss. Seine Partei, die CDU, streitet verbissen, wie sie aus der Krise kommt. Laumann hätte da ein paar Ideen **VON STEPHAN LEBERT UND CATERINA LOBENSTEIN**

Uber dem CDU-Mann Karl-Josef Laumann haften in seiner Partei ein schlechtes Gerücht, die für ihn seine Wähler, die Schroeders, um. Und mit der furchtbarsten Reden Wirkung, die Laumann auf einige seiner Parteigenossen zu haben schien. Das Gerücht geht von Laumann, der einer der wichtigsten Minister in Nordrhein-Westfalen ist, über ein einfaches Bauernfamilie man, nach sich jeden Sommer zwei Schweine, Er hält sie in seinem Garten und handelt sie ab. Er kauft bei Hans Meibohm, auch Karrenhoff-schinken. Er ist ein Hand. Wer Laumann die Schweine schlachtet, er auf eine gewisse Taktik zurück. Ein die Tiere nicht unter Stress zu setzen, was die Qualität des Fleisches beeinflussen würde, vor-ziehliche er ihnen einen besonderen Leberhonig, Er füttert sie mit Schokolade, Er wartet, bis sie vor lauter Zucker ganz schief sind. Dann schlachtet er ihnen die Kohle durch.

Das Gerücht, so wird es vorangebracht, ist nicht so. Er sagt, wie viele über Karl-Josef Laumann aus. Aber es sagt, wie Laumann Parteigenossen auf die Mäcker mit einer Mischung aus Begehr und Bedauern, mit Bewunderung und Beängstigung. Die letzten, Ohren und Linsen, die die Führungskraft der CDU dominieren, sie haben mit dem Bauern und gefahren Maschinenschlosser Karl-Josef Laumann we-nig gemein. Aber es ist ein Mann, der in die Politik kam. Er ist ein Mann, der in die Politik kam. Er ist ein Mann, der in die Politik kam.

Laumann ist 67 Jahre alt. Als er in die Partei kommt, das ist die Nachkriegszeit, er erreicht sie bei der Bundestagswahl im Jahr 1976. Er ist ein Mann, der in die Politik kam. Er ist ein Mann, der in die Politik kam. Er ist ein Mann, der in die Politik kam.

Bei der Bundestagswahl vor zwei Monaten kam die Union nur noch auf 24,1 Prozent - das schlechteste Ergebnis ihrer Geschichte. In den Wochen darauf suchte sie in einigen Umfragen sogar auf 19 Prozent. Da, Selbst verschon sich Parteimitglieder und Kommentatoren an einer Debatte der D-Mark.

«Sie, wir sind hier», mit Laumann in den halbkreis-förmigen Saal. Zwei grüne Schwestern kommen voran und strecken ihm ihre Schwestern aus. «Sie habe so gut», sagt Laumann und wendet die Schwestern, die habe ich schon jahrelang. Er sagt, wie viele Partei-genossen, dass es wichtiger ist, die Christenkonferenz zu sein, als die politische Partei. Er sagt, wie viele Partei-genossen, dass es wichtiger ist, die Christenkonferenz zu sein, als die politische Partei.

Laumann ist ein Mann, der in die Politik kam. Er ist ein Mann, der in die Politik kam. Er ist ein Mann, der in die Politik kam. Er ist ein Mann, der in die Politik kam. Er ist ein Mann, der in die Politik kam.

«Sie, wir sind hier», mit Laumann in den halbkreis-förmigen Saal. Zwei grüne Schwestern kommen voran und strecken ihm ihre Schwestern aus. «Sie habe so gut», sagt Laumann und wendet die Schwestern, die habe ich schon jahrelang. Er sagt, wie viele Partei-genossen, dass es wichtiger ist, die Christenkonferenz zu sein, als die politische Partei. Er sagt, wie viele Partei-genossen, dass es wichtiger ist, die Christenkonferenz zu sein, als die politische Partei.

«Sie, wir sind hier», mit Laumann in den halbkreis-förmigen Saal. Zwei grüne Schwestern kommen voran und strecken ihm ihre Schwestern aus. «Sie habe so gut», sagt Laumann und wendet die Schwestern, die habe ich schon jahrelang. Er sagt, wie viele Partei-genossen, dass es wichtiger ist, die Christenkonferenz zu sein, als die politische Partei. Er sagt, wie viele Partei-genossen, dass es wichtiger ist, die Christenkonferenz zu sein, als die politische Partei.

In den vergangenen Jahren hat die CDU vor allem gegen die AfD gekämpft, die den Christenkonferenz auf die Schiene brachte. Zugleich versuchte sie, den Grünen die Seite zu zeigen, die sich längst als moderate Alternative gegen die AfD etabliert hat.

«Sie, wir sind hier», mit Laumann in den halbkreis-förmigen Saal. Zwei grüne Schwestern kommen voran und strecken ihm ihre Schwestern aus. «Sie habe so gut», sagt Laumann und wendet die Schwestern, die habe ich schon jahrelang. Er sagt, wie viele Partei-genossen, dass es wichtiger ist, die Christenkonferenz zu sein, als die politische Partei. Er sagt, wie viele Partei-genossen, dass es wichtiger ist, die Christenkonferenz zu sein, als die politische Partei.

«Sie, wir sind hier», mit Laumann in den halbkreis-förmigen Saal. Zwei grüne Schwestern kommen voran und strecken ihm ihre Schwestern aus. «Sie habe so gut», sagt Laumann und wendet die Schwestern, die habe ich schon jahrelang. Er sagt, wie viele Partei-genossen, dass es wichtiger ist, die Christenkonferenz zu sein, als die politische Partei. Er sagt, wie viele Partei-genossen, dass es wichtiger ist, die Christenkonferenz zu sein, als die politische Partei.

Illustration von S. 18

CATERINA LOBENSTEIN

übrigen Parteien sieht es kaum anders aus. »Volksparteien leben davon, dass sie aus unterschiedlichen Erfahrungswelten schöpfen«, sagt Laumann. »Und natürlich ist die Erfahrungswelt eines Arbeitnehmers eine andere als die eines mittelständischen Unternehmers.«

Der mächtigste Flügel der CDU ist die Mittelstands- und Wirtschaftsunion, sie hat etwa 25.000 Mitglieder. Der Arbeiterflügel, die CDA, hat nur rund 10.000. Laumann hält das für eine Gefahr. Die Mehrheit der Bevölkerung, das seien nicht die, die Betriebe besitzen. Das seien die, die dort arbeiten. »Die CDU ist eine Volkspartei und kein wirtschaftsliberaler Klientelverein«, sagt er. Es klingt nicht wie eine Feststellung. Es klingt wie ein Wutausbruch.

Laumanns Temperament ist in der CDU legendär. Bei der Krisensitzung im Parteipräsidium am Morgen nach der desaströsen Bundestagswahl ist er ausgerastet. »Es reicht jetzt! Ich bin es endgültig leid!«, soll er gebrüllt haben. »Die CDU ist jetzt nur noch zweimal FDP!« So stand es später in den Zeitungen. Ein CDU-Mann aus dem Bundesvorstand sagt: »Wenn der Kajo mit seinen Pranken auf den Tisch haut, dann hört erst mal jeder zu.«

Auf seinem Grundstück in Birgte verabschiedet sich Karl-Josef Laumann von seinen Schweinen. Er gibt ihnen einen Klaps, dann zieht er den Kopf ein und tritt durch die kleine Tür des Stalls nach draußen. Er klopft sich den Dreck und das Stroh von den Sohlen und steigt in sein Auto. Ein alter Ford, der beim Fahren piept. »Der Wagen braucht ein Ersatzteil«, flucht Laumann. »Aber das Ersatzteil gibt es in der Werkstatt nicht.« Er fährt zu einer kleinen Siedlung im Dorfkern von Birgte. Rotklinkerhäuschen mit spitzen Dächern und gepflegten Vorgärten. »Hier wohnen ganz normale Arbeitnehmer«, sagt Laumann. »Handwerker, Krankenschwestern, einfache Büroangestellte.«

Laumann glaubt, dass man an den Häusern ein Problem ablesen kann, das der CDU bald um die Ohren fliegen könnte: das Problem, dass es für Normalverdiener immer schwieriger geworden ist, Wohneigentum aufzubauen. »Die Leute, die hier vor langer Zeit gebaut haben, die könnten sich solche Häuschen heute gar nicht mehr leisten«, sagt Laumann.

In Deutschland sind die Preise für Mieten und Immobilien in den vergangenen Jahren explodiert. Die Löhne der mittleren und unteren Gehaltsgruppen sind dagegen gar nicht oder nur moderat gestiegen.

Laumann findet, das dürfe seiner Partei nicht gleichgültig sein: »Ich habe hundertmal gesagt: Wir sind eine Eigentumspartei, eine Partei, die Leistung belohnen will. Wenn du fleißig bist, wenn du strebsam bist, wenn du sparsam bist, dann kommst du in deinem Leben auch zu etwas.« Dieses Etwas, sagt Laumann, sei für viele Menschen noch immer das Eigenheim – oder zumindest eine schöne Wohnung. Wenn beides unbezahlbar werde, müsse die CDU dieses Thema für sich reklamieren: »Wenn in Berlin die Mieten so hoch sind, dass

60 Prozent der Bürger für die Enteignung der Wohnungskonzerne stimmen, dann muss uns als Volkspartei doch interessieren, was da schief läuft.«

Ohne ein Zuhause, das man sich dauerhaft leisten kann, könne ein Wohnort kaum zur Heimat werden, glaubt Laumann. Und ohne Heimatgefühl könne ein Dorf wie Birgte nicht überleben. »Wenn du keine Heimat hast, dann gehst du nicht in die Feuerwehr. Dann engagierst du dich nicht im Schützenverein. Dieses Engagement, das ist unverzichtbar für eine bürgerliche Gesellschaft, wie sie die CDU verkörpert.«

Laumann redet sich in Rage – und liefert nebenher genau das, wonach die Parteistrategen in der CDU-Zentrale in diesen Wochen so verzweifelt suchen: eine Erzählung, ein Narrativ, das die Probleme der heutigen Zeit mit den konservativen Werten der CDU verbindet. Und das noch dazu jeder versteht.

Anfang Oktober, knapp zwei Wochen nach der Bundestagswahl, ist Laumann in der Stadthalle von Olpe zu Gast. Eine kleine Stadt im Sauerland, Kernland der CDU. An diesem Abend wird der 100. Todestag von Franz Hitze begangen, einem katholischen Sozialethiker, der in Olpe begraben liegt. Hitze, der wie Laumann aus einer Bauernfamilie stammte und später Abgeordneter im Reichstag wurde, war einer der wichtigsten deutschen Sozialpolitiker. Kein Sozialist, sondern ein tiefreligiöser Konservativer.

Hitze zählt zu den Vätern der deutschen Renten- und Sozialversicherung und war ein Vorreiter der Caritas. Norbert Blüm hielt ihn für den Wegbereiter der sozialen Marktwirtschaft. Karl-Josef Laumann sieht in ihm den Beweis, dass der Kampf für die Armen und Schwachen nicht nur von links ausgefochten wird. Dass nicht nur die SPD, sondern auch die CDU über ein sozialpolitisches Erbe verfügt. Laumann hat Hitzes Schriften während seiner Zeit als Schlosser gelesen, als er in der Landmaschinenfabrik im Betriebsrat saß.

In der Stadthalle spielt ein Posaunenchor, an einer Theke gibt es Pils, im Publikum sitzen Rentner mit Schiebermützen und Nonnen mit Flügelhauben. Auch der ehemalige Bürgermeister aus dem Nachbarort ist da, ein Mann im Sonntagsanzug, der seit mehr als vier Jahrzehnten CDU-Mitglied ist und sich seit der Rente um Langzeitarbeitslose kümmert.

Als Laumann die Bühne betritt, bedankt sich der Moderator, dass sich der Minister »in diesen ja nicht so ganz einfachen Zeiten« auf den Weg nach Olpe gemacht hat. Es ist der Abend, an dem der gescheiterte Kandidat Armin Laschet seinen Rückzug vom CDU-Vorsitz verkündet. In den Nachrichtentickern ploppen Eilmeldungen auf, über Twitter bringt sich der erste Parteikollege für Laschets Nachfolge ins Spiel. Innerhalb der CDU wird jetzt vor allem über eines geredet: über Posten. Laumann redet über Solidarität. Ein Wort, das er nicht als linken Kampfbegriff versteht, sondern als Synonym für christliche Nächstenliebe. Er beklagt, dass es in der heutigen Zeit fast immer

nur um die individuelle Freiheit gehe – und viel zu selten um soziale Bindungen.

Ein Geistlicher tritt auf die Bühne und zündet eine Kerze an. »Wer sind die Verlierer unserer Gesellschaft heute?«, fragt er. »Und was müssen wir tun, dass es weniger solcher Verlierer gibt?« Er bittet die Zuhörer, nicht mit Barmherzigkeit zu geizen. »Wir sind *fratelli tutti!*«, ruft er. Wir sind alle Brüder.

Fratelli tutti. Keine Worte, die man einem Politiker wie Friedrich Merz zuordnen würde. Merz, der Wirtschaftsanwalt, einst Aufsichtsrat von Black-Rock, dem weltweit größten Vermögensverwalter. Merz, der zum Parteitag auch mal im Privatflugzeug anreist. Doch als ausgerechnet dieser Friedrich Merz vor drei Wochen verkündete, dass er neuer Vorsitzender der CDU werden will, hörte er sich beinahe an wie Karl-Josef Laumann: »Es gibt ein großes Thema, das heißt soziale Gerechtigkeit. Und da ist die CDU, wie ich finde, nicht gut genug aufgestellt.«

Merz ist nicht der Einzige in der Partei, der jetzt viel von seinem sozialen Gewissen spricht. Da ist auch Carsten Linnemann, der scheidende Chef der Mittelstands- und Wirtschaftsunion, der nun für den Vizevorsitz der CDU kandidiert. Fragt man ihn, was er von Laumanns Kritik an den Christdemokraten hält, sagt er: »Karl-Josef hat recht. Wir haben die sozialen Themen nicht gut abgedeckt.«

Ist dies also die Stunde des Karl-Josef Laumann?

Das Gerücht, das über Laumann verbreitet wird, die Geschichte von der Schweineschokolade, geht noch weiter. Es besagt, dass Laumann nicht nur seine Schweine gefügig macht, sondern auch seine innerparteilichen Gegner. Selbst die, die mit dem Herz-Jesu-Flügel noch nie etwas anfangen konnten. Erst nimmt Laumann sie für seine Themen ein. Dann legt er sie um. So beschreibt es einer seiner Kabinettskollegen in Düsseldorf.

Vor zehn Jahren zum Beispiel, auf dem Bundesparteitag der CDU. Es war die Zeit der EU-Osterweiterung, es gab noch keinen Mindestlohn, und in manchen Branchen wurden Stundenlöhne von nicht mal fünf Euro gezahlt. Die SPD forderte ein Verbot der Billiglöhne. Laumann gehörte zu den wenigen Christdemokraten, die das für richtig hielten. Nun stieg er auf die Bühne und forderte, was viele Christdemokraten nicht einmal aussprechen wollten: einen Mindestlohn.

Laumann schimpfte auf Unternehmen, die sich nicht an Tarifverträge halten – kein Applaus. Er wetterte gegen Dumpinglöhne – kein Applaus. Dann aber argumentierte er, man müsse den Mindestlohn einführen, damit es die anderen nicht tun: »Kommunisten verstehen von Löhnen und von Wirtschaft nichts!«, rief er in den Saal. Da kamen die Delegierten in Fahrt. Erst gab es Applaus. Dann eine Mehrheit für Laumann. Das Wort »Mindestlohn« hatte er

geschickt vermieden. Er sagte stattdessen »Lohnuntergrenze«, ein Wort, das nicht so sehr nach roten Socken roch.

Laumann hat in seiner Partei nie die Richtung bestimmt. Aber er hat es hin und wieder vermocht, den Kurs der CDU in seinem Sinne zu korrigieren. Er hat den Mindestlohn durchgesetzt, obwohl ein Großteil der Partei dagegen war. Er hat für höhere Gehälter in der Pflege gestritten, lange bevor das Thema die Talkshows und Plenardebatten beherrschte. Und wie kein anderer Politiker hat er sich mit den Konzernen der Fleischindustrie angelegt. Das Gesetz, das im vergangenen Jahr beschlossen wurde, um die Schlachthofarbeiter zu schützen, geht in großen Teilen auf Karl-Josef Laumann zurück. Bis zuletzt wurde es von Kollegen aus seiner eigenen Partei bekämpft.

Laumann hat viel erreicht, er ist der mächtigste Außenseiter der CDU. Doch der Flügel, den er vertritt, hat seine frühere Kraft nicht wiedererlangt. Laumann selbst ist über die Jahre zu einer Art sozialem Maskottchen geworden. Einer, auf den die Partei zurückgreifen kann, wenn sie jene Wähler umgarnen will, die man im Berliner Regierungsviertel als »kleine Leute« bezeichnet. Die CDU kann dann auf Laumann verweisen. Folgen muss sie ihm deshalb noch lange nicht.

Der Europa-Abgeordnete Dennis Radtke, ein enger Parteifreund Laumanns und Chef des Arbeitnehmerflügels in Nordrhein-Westfalen, sagt: »Wir sind zur Folkloreabteilung unserer eigenen Partei verzweigt.«

Regina Görner, einst Mitglied im Bundesvorstand von CDU und CDA, warnt davor, die warmen Worte eines Friedrich Merz ernst zu nehmen: »Bei mir gehen da alle Warnlampen an.« Sie kenne Merz als jemanden, der puren Casino-Kapitalismus betrieben habe. Also das Gegenteil von sozialer Marktwirtschaft. Sie habe das so oft erlebt, sagt Görner: Erst hieß es, die CDU müsse die soziale Gerechtigkeit wieder in den Mittelpunkt rücken – und dann wollte keiner mehr was davon wissen. Görner hat sich mittlerweile aus der ersten Reihe der Politik zurückgezogen.

Mitte Oktober steht Karl-Josef Laumann auf der Bühne einer Messehalle in Münster. Hier findet an diesem Wochenende der Deutschlandtag der Jungen Union statt, das traditionelle Jahrestreffen des CDU-Nachwuchses. Es ist die erste große Zusammenkunft der Christdemokraten nach der Wahlniederlage. Eigentlich war Laumann für ein fünfminütiges Grußwort eingeladen. Er hält dann aber eine Grundsatzrede, fast 30 Minuten lang. Laumann sagt, eine Volkspartei könne nicht überleben, wenn wichtige Posten fast immer nur an die Akademiker, an die Juristen gingen. Er mahnt, auch den anderen eine Chance zu geben. Und das christliche Erbe der Partei nicht gänzlich zu vergessen. »Das C ist ein hoher Anspruch«, sagt Laumann. »Ein verdammt hoher Anspruch.«

Als Laumann fertig ist, spurtet Tilman Kuban zu ihm, der Chef der Jungen Union, ein studierter Jurist. »Lieber Karl-Josef, wir brauchen so authentische Köpfe wie dich!«, ruft er ins Mikrofon. »Jemand, der Schlosser gewesen ist, der weiß, was es heißt, an der Werkbank zu stehen.« Kuban überreicht Laumann ein paar Sneaker, weiße Turnschuhe mit schwarz-rot-goldenen Streifen. Er sagt: »Die CDU muss wieder laufen lernen, dafür gibt's noch ein paar Schuhe.« Laumann nimmt die Sneaker und verschwindet von der Bühne.

Tilman Kuban hat in seiner Partei den Begriff »Sneaker-Konservatismus« geprägt. Damit will er sagen: Die CDU fuße zwar auf konservativen Werten, doch jetzt müsse sie Lösungen für die Probleme der Gegenwart finden. Für die Turnschuh-Zeit. Deshalb verschenkt er die Sneaker an die Führungsleute seiner Partei. Angela Merkel hat welche bekommen, Friedrich Merz und jetzt auch Laumann.

Überall in Europa haben sich konservative Parteien in den vergangenen Jahren zu modernisieren versucht. Viele sind daran gescheitert. Die französischen Republikaner zum Beispiel, die einst den Präsidenten stellten und mittlerweile nur noch bei Regionalwahlen erfolgreich sind. Oder die Christdemokraten in den Niederlanden, die bei der letzten Wahl nicht mal mehr zehn Prozent der Stimmen bekamen. Andere probieren neue Spielarten des Konservatismus aus. Der britische Regierungschef Boris Johnson, Vorsitzender der Tories, hat erkannt, dass die Klassengegensätze die britische Gesellschaft zu zerreißen drohen. Er, der einst für eine liberale Wirtschaftspolitik stand und mit seinem Brexit-Populismus bekannt wurde, plädiert mittlerweile für höhere Löhne und einen Ausbau der öffentlichen Infrastruktur. Gerade hat er ein Programm aufgelegt, das den strukturschwachen Norden des Landes mit Milliardeninvestitionen unterstützen soll. Johnson hat es fertiggebracht, dass Arbeiter und einfache Angestellte mittlerweile zu großen Teilen für die Konservativen stimmen. »Mitfühlenden Konservatismus« nennt Johnson seine Politik. Es klingt wie das, was Karl-Josef Laumann schon seit Jahren sagt.

In Birgte steuert Laumann jetzt seinen Wagen an einem Acker vorbei. Vor einem alten Gehöft hält er an. Ein Bauernhof aus Naturstein mit grünen Fensterläden, davor ein paar alte Eichen und drei Futtersilos. »Hier bin ich groß geworden«, sagt er. In diesem Haus wurde er geboren, hier hat er eine Kindheit verbracht, wie sie damals auf dem Land üblich war: »Ich kam aus der Schule, da hat man sich das gute Zeug ausgezogen, das alte Zeug angezogen, und dann ging's los: Runkeln ziehen, Rüben ziehen, Kartoffeln suchen.«

Er fährt ein Stück weiter, zu einer winzigen Kapelle – die Kirche von Birgte. Daneben steht ein Haus mit beigefarbener Klinkerfassade und braun getönten Scheiben. »Meine Stammkneipe«, sagt Laumann. Früher sei er mehrmals pro

Woche hier gewesen. Seit er Minister ist, schaffe er es nur noch ein-, zweimal im Monat: »Bier trinken, Schnitzel essen – Kneipe halt.« Die Tür der Kneipe öffnet sich, ein alter Mann mit Hut und Gehstock wankt nach draußen. »Hallo, August!«, ruft Laumann. »Frühschoppen schon vorbei?« Ein katholisches Dorf, sagt Laumann, erkenne man auf den ersten Blick: »Daran, dass die Kirche direkt neben der Kneipe steht.«

Wer mit einem Minister sprechen will, kann versuchen, sich zu ihm hochzutelefonieren – und wird fast immer irgendwo hängen bleiben. Minister haben Vorzimmerdamen, sie haben Referentinnen, Assistenten und Pressesprecher. Sie haben Dienstlimousinen mit blickdichten Scheiben und Visitenkarten, auf denen keine Durchwahl steht. Karl-Josef Laumann hat seine private Nummer im Telefonbuch stehen. Er schreibt sie seinen Wählern auf, er gibt sie bei öffentlichen Auftritten bekannt. Eine seiner Mitarbeiterinnen erzählt, sie dränge ihn schon seit Jahren, die Nummer aus dem Telefonbuch zu nehmen. Laumann aber bleibe stur.

Vor der Pandemie hat Laumann einmal pro Woche eine Bürgersprechstunde abgehalten, immer sonntags nach der Messe in Birgte, bei sich zu Hause am Wohnzimmertisch. Bei schönem Wetter hat er sich mit den Bürgern in den Garten gesetzt, unter einen großen Pavillon, gleich neben dem Schweinestall. Ein Tisch, vier Gartenstühle, ein Kasten Bier. »Mein Wahlkreisbüro«, sagt er.

Weit weg von Birgte und Laumanns Schweinen, im Café Einstein im Berliner Regierungsviertel, sitzt Diana Kinnert. Vor ein paar Jahren war die heute 30-Jährige eine Art Shootingstar der CDU, eine junge Frau mit guten Kontakten zur Berliner Start-up-Szene. Weiblich, lesbisch, Tochter eines Polen und einer Philippinerin – anschlussfähig an die Großstadtmilieus, so würden es Parteistrategen sagen. Wie immer trägt Kinnert einen schwarzen Hut, sie nimmt ihn auch im Café nicht ab. Kinnert stammt wie Laumann aus Nordrhein-Westfalen, sie ist in Wuppertal geboren.

Karl-Josef Laumann? Sie lächelt, als sie anfängt, über ihn zu sprechen. »Kajo Laumann war ein wesentlicher Grund, warum ich in die CDU eingetreten bin.« Sie war damals noch in der Schule, und bevor sie Mitglied der Partei wurde, wurde sie Mitglied der CDA. »Das ist bis heute meine politische Heimat.« Laumann sei für sie ein Vorbild gewesen: »Der will das Leben der Leute verbessern, für den gibt es irgendwie keinen Unterschied zwischen Unten und Oben. Das ist sein Ding, und das wurde auch mein Ding.«

Peter Hintze, der frühere CDU-Generalsekretär, wurde aufmerksam auf Kinnert und machte sie zu seiner Büroleiterin, da war sie Mitte zwanzig. Kinnert saß in Talkshows, sie gab Interviews, es sah nach einer steilen Karriere aus. Wenn man so will, ist auch Karl-Josef Laumann schuld, dass

daraus nichts wurde. Mit Laumanns Themen kommt man in der CDU schwer nach oben. »Man merkt den Widerstand überall«, sagt Kinnert. »Wenn du die großen sozialen Fragen zum Thema machen willst, dann läufst du ganz schnell gegen die Wand.«

Kinnert merkte es im Kleinen: Wenn die »Segelschuhjungs« der Jungen Union, wie sie sie nennt, Tagungen veranstalteten, fuhren sie ins Schlosshotel. Die CDA fuhr in die Jugendherberge. Und sie merkte es im Großen: Nach den Wahlniederlagen der vergangenen Jahre habe sie jedes Mal auf eine echte Fehleranalyse gewartet – und vergeblich darauf gehofft, dass es dabei um die Schwäche des sozialen Flügels geht. »Es wird immer abgewunken. Wenn man vom Sozialen redet, heißt es: Da spielen wir das Spiel der Sozis. Und übrig bleibt oft nur: Wir müssen rechter werden, nationaler. Oder privatisieren, rationalisieren, uns an den Bedürfnissen der ohnehin Privilegierten orientieren. Es ist schon deprimierend.«

Diana Kinnert ist mittlerweile Unternehmerin, sie hat mehrere Start-ups gegründet. Schon klar, sagt sie, wenn sie hier in Berlin mit Laumann aufkreuzen würde, dann würden ihre Kollegen sagen: Was will der alte Mann? Seine Themen aber seien wichtig. Vor ein paar Wochen wurde in der Berliner Start-up-Szene der Arbeitskampf ausgerufen, Mitarbeiter des Lieferdienstes Gorillas waren wütend auf die Straße gezogen. Das Unternehmen hatte mehrere Fahrer entlassen, weil diese die Gründung eines Betriebsrats gefordert und zum Streik aufgerufen hatten. Die Stärkung der Betriebsräte, das ist eines von Laumanns politischen Lebensthemen. »Seine Anliegen sind nicht aus der Mode gekommen, im Gegenteil«, sagt Kinnert. »Man müsste sie nur ein wenig übersetzen.«

Aber ist das mit dem Übersetzen so einfach? Kirche, Kneipe, Schützenfest – das mag im Tecklenburger Land funktionieren. Funktioniert es auch in Sachsen und Thüringen, wo Dörfer veröden und die AfD die Rolle des sozialen Kümmerers zu übernehmen versucht? Funktioniert es in Hamburg-Billbrook, wo mehr als 80 Prozent der Menschen einen Migrationshintergrund haben? Die sozialen Probleme, gegen die Laumann kämpft, gibt es im ganzen Land. Doch das Milieu, aus dem er stammt und aus dem er seine politische Stärke zieht, ist vielerorts verkümmert. Selbst in erkatholischen Gegenden schrumpfen die Kirchengemeinden. Die Jungen, die Laumann so dringend bräuchte, um das soziale Erbe seiner Partei zu beleben, sitzen nicht im Gottesdienst. Sie hängen auf Instagram.

Laumann ist nicht auf Instagram. Er twittet auch nicht. Manchmal aber bekommt er mit, was seine jungen Parteikollegen in den sozialen Medien treiben. »Ich versteh das nicht«, sagt er. »Die fotografieren die Sonne. Und

dann schreiben sie drunter: Breche gerade auf zur Landtagssitzung in Düsseldorf.« Er guckt ratlos. »Ist das wichtig?«

Am Morgen bevor Karl-Josef Laumann in Birgte nach seinen Schweinen sieht, geht er zur heiligen Messe. St. Kalixtus, die große Kirche im Nachbarort von Birgte. Laumann kniet auf der Kirchenbank, die Arme auf die Lehne der Vorderbank gestützt. Neben ihm seine Tochter und die Enkelin. Laumann, so wird es ein Pfarrer später erzählen, ist fast jeden Sonntag hier. Er wurde hier getauft und gefirmt, er hat hier geheiratet.

Vorn im Altarraum huschen Messdiener in weißen Gewändern umher. Der Priester hält einen goldenen Kelch in die Höhe, die Glocke läutet, die Gemeinde erhebt sich zur Eucharistie. Laumann reiht sich in die Schlange der Gläubigen ein.

Als Karl-Josef Laumann vor der Bundestagswahl in seinem Ministerbüro saß, neben den Flaggen und der Vitrine mit den kleinen Treckern, kam er auf seinen Glauben zu sprechen. »Es war einfach so, dass ich, als ich ganz klein war, nie eingeschlafen bin, ohne dass ich wusste, der liebe Gott passt auf mich auf. Das ist ein schönes Gefühl. Und ich habe das immer noch. Ich habe mir meinen kindlichen Glauben bewahrt, den möchte ich auch behalten, bis ich tot bin.«

Haben Sie als Kind vor dem Einschlafen gebetet?

»Ja. Ich bete auch jetzt noch. Ich rede nicht darüber, was. Aber es ist schön, dass wir Katholiken eine Mama im Himmel haben.«

Was kommt nach dem Tod?

»Ich bin ein tiefgläubiger Mensch, ich glaube an den Himmel, und ich bin fest davon überzeugt, dass wir uns, wenn wir tot sind, für unser Leben verantworten müssen. Und vielleicht müssen wir Politiker das ein bisschen mehr, weil wir vieles gewusst haben.«

Laumann empfängt die Hostie. Schräg über ihm im Chorraum thront eine barocke Statue: der heilige Kalixtus, der Patron, der der Kirche ihren Namen gab. Kalixtus, so besagt es die Überlieferung aus dem alten Rom, war ein Sklave, der von seinem Herrn freigelassen wurde. Er nutzte seine Freiheit, um sich zu bilden. Später wurde er Diakon, im Jahr 217 sogar Bischof von Rom. Ein hoher Geistlicher aus dem Sklavenstand – das fanden viele Römer unerhört.

Der Priester hebt die Hände zum Segen. Gehet hin in Frieden. Laumann bekreuzigt sich.

Draußen vor der Kirche fängt ihn ein altes Ehepaar ab. Er mit Mantel und Hut, sie mit adretter Frisur und goldenen Ohrringen. Sie wollen ein Handyfoto mit dem Minister.

»Seht mal zu, dass ihr da einen Guten an die Spitze bekommt!«, sagt die alte Dame, als sie sich lächelnd neben Laumann stellt. Laumann antwortet: »Ich sach immer: Augen zu und CDU!«

Wer auch immer neuer Parteivorsitzender wird – ihm bleibt nur ein halbes Jahr Zeit bis zur ersten Bewährungsprobe: der Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen. Karl-Josef Laumann will dann einen der Wahlkreise in seiner Gegend gewinnen, als Direktkandidat. Zuvor aber muss Laumann sich in seiner eigenen Partei durchsetzen.

Anfang Oktober, eine Mehrzweckhalle in Lengerich, einem kleinen Ort in der Nähe von Birgte. Hier wird an diesem Abend entschieden, wer für die CDU ins Rennen geht. In dem viel zu großen Saal stehen Bankreihen wie im Bierzelt, nur ohne Bier und Brezen. Auf den Tischen Mineralwasser und Säfte, nicht mal ein Keks ist irgendwo zu sehen. Es gibt eine Pressebank, sie ist leer.

Karl-Josef Laumann betritt die Halle eine halbe Stunde bevor es losgeht. Er schreitet durch die Reihen wie ein Wirt durch seinen Gasthof. Hier ein kurzer Plausch, dort eine kleine Umarmung, ein paar Winker und nette Worte zu alten Weggefährten.

Zuerst hält Laumanns Gegenkandidat seine Bewerbungsrede. Ein junger Versicherungskaufmann, dervon »Problemlösungsstrategien«, von Erneuerung und Digitalisierung spricht. Laumann, der nicht für Erneuerung steht, sondern seiner Partei seit fast einem halben Jahrhundert angehört, geht vor die Tür. Er wirkt unruhig, er steckt sich eine Zigarette an. Später wird er sagen: »Klar war ich nervös. Wenn man in solchen Momenten nicht mehr nervös ist, sollte man besser mit der Politik aufhören.« Dann ist er an der Reihe.

Laumann beginnt mit seiner Herkunft. Hauptschulabschluss. Lehre. Maschinenschlosser. Er weiß, wie sicher ihm der Applaus ist, wenn er sagt: »Als die Schöpfung unser Tecklenburger Land geschaffen hat, war sie in Höchstform.« Dann wird er politisch. Er sagt, der ökologische Wandel sei ja richtig, aber er werde nur funktionieren, »wenn man dabei die Menschen in unserer Gegend damit nicht wirtschaftlich kaputt macht«.

Laumann spricht nicht über Erneuerung, nicht über Digitalisierung und Problemlösungsstrategien. Er spricht über das, worin er den Kern der Demokratie sieht: dass einer, der das Volk vertritt, das Volk auch verstehen muss. Er sagt: »Wenn mich einer anruft, bin ich dran. So war das, so ist das, und so wird es bleiben.« Die Leute im Saal jubeln und klatschen. Laumann nennt ihnen seine Festnetznummer.

Dann die Abstimmung, Laumann gewinnt. Mit 78 zu 4 Stimmen.

...

Hinter der Geschichte

Für dieses Dossier haben die Autoren mit gut einem Dutzend Wegbegleitern, Parteikollegen und politischen Gegnern von Karl-Josef Laumann gesprochen. Sie haben den Minister in seiner Heimat und auf Terminen begleitet und ihn zu zwei langen Gesprächen in Düsseldorf und Berlin getroffen. Es ist üblich, dass Politiker die Zitate aus solchen Gesprächen vor Veröffentlichung autorisieren, mitunter wandeln sie dann das Gesagte stark ab. Karl-Josef Laumann hat kein einziges Wort geändert.

AMELIE MARIE WEBER

Amelie Marie Weber (*1995), entschied im Alter von 14 Jahren, Journalistin zu werden. Deshalb absolvierte sie bereits als Schülerin zahlreiche Praktika in verschiedenen Redaktionen. Nach dem Abitur in Kaiserslautern begann sie ihr Studium der Medien- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Mannheim und arbeitete als freie Journalistin für den SWR und die *Rheinpfalz*. Anschließend absolvierte die Pfälzerin ein Volontariat im Politik-Ressort von *Focus Magazin*. 2020 wechselte sie in die Zentralredaktion der Funke Mediengruppe. Als Head of Social Media gründete sie dort einen TikTok-Kanal, der inzwischen zu den erfolgreichsten deutschen Politik-Formaten auf der Plattform zählt. Mit ihren Videos erreicht die Journalistin Millionen junge Menschen. Im Herbst 2021 wurde sie vom *Medium Magazin* in die Liste der »Top 30 bis 30«-Journalist:innen aufgenommen. Der Mediendienst *Kress* zählt Amelie Marie Weber zu den »25 Top Nachwuchsführungskräften« im Journalismus.



**Amelie Marie Weber ist nominiert in der Kategorie »Thema des Jahres
›Deutschland hat die Wahl‹« mit »Du hast die Wahl«, erschienen
am 1. Februar 2021 auf dem TikTok-Kanal der Funke Zentralredaktion.**

Du hast die Wahl

Die Plattform TikTok boomt. Keine App wurde im Jahr 2021 häufiger heruntergeladen, keine wurde intensiver genutzt. Vor allem junge Menschen zwischen 14 und 25 Jahren sind dem TikTok-Hype verfallen.

Dort, inmitten von fröhlichen Comedians und knapp bekleideten Cheerleadern, hat es sich Amelie Marie Weber zur Aufgabe gemacht, politische Themen zu vermitteln. Viele deutsche TikTok-User durften im Superwahljahr 2021 erstmals zur Wahlurne schreiten. Diesen Erstwählerinnen und -wählern bot die Redakteurin der FUNKE Zentralredaktion eine Orientierung in der Welt der Politik. Sie entwarf das Konzept zu »Du hast die Wahl« und gründete den Kanal im Februar 2021 für FUNKE. Seitdem erläutert sie dort die Basics der Demokratie: »Was sind Erst- und Zweitstimmen?«, »Wie funktioniert die Briefwahl?« oder »Wofür steht die SPD?«.

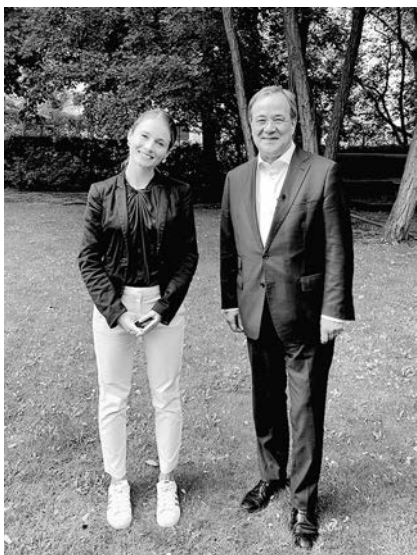
In unterhaltsamen Erklärvideos und interessanten Interviews mit dem Spitzenpersonal der Parteien bringt die 26-Jährige den Zuschauerinnen und Zuschauern die Hintergründe des politischen Berlins näher und weckt Interesse und Verständnis für Politik. So interviewte Weber vor der Bundestagswahl unter anderem Armin Laschet, Annalena Baerbock und Olaf Scholz exklusiv für den Kanal und stellte ihnen die Fragen, die junge Menschen wirklich interessieren. Wie stehen die Kanzlerkandidaten zur Cannabis-Legalisierung? Was sagen sie zum Wahlrecht ab 16? Aber auch: »An wen ging Ihre letzte sms?« oder »Wer ist Ihr Lieblingsrapper?«

Die originellen Inhalte kommen sehr gut an: »Du hast die Wahl« zählt inzwischen rund 70.000 Follower, die einzelnen Videos werden von bis zu 3 Mio. Menschen angesehen. Mehr als 1,3 Mio. Likes und über 50.000 Kommentare beweisen den Erfolg des Kanals.

Für Amelie Marie Weber ist »Du hast die Wahl« ein »Herzensprojekt«. Sie sagt: »Wir können uns entweder darüber ärgern, dass junge Menschen nur noch Comedy- und Tanzvideos konsumieren – oder wir können selbst dafür sorgen, dass politische Informationen ihren Platz neben diesen Inhalten finden. Wer, wenn nicht wir Journalistinnen und Journalisten, soll denn seriöse Nachrichten im Netz zur Verfügung stellen?«.

Als Head of Social Media kümmert sich Weber rund um die Uhr um den Kanal. Sie recherchiert, schreibt die Drehpläne, moderiert, schneidet und ist auch für die Strategie und das Community Management verantwortlich. Video-Redakteurin Carolin Enders unterstützt sie beim Drehen und Schneiden. So entstehen Videos, die professionell wirken und dennoch wunderbar in die schnelle, bunte TikTok-Welt passen. Die Clips bei »Du hast die Wahl« sind neutral und seriös, aber immer auch unterhaltsam.







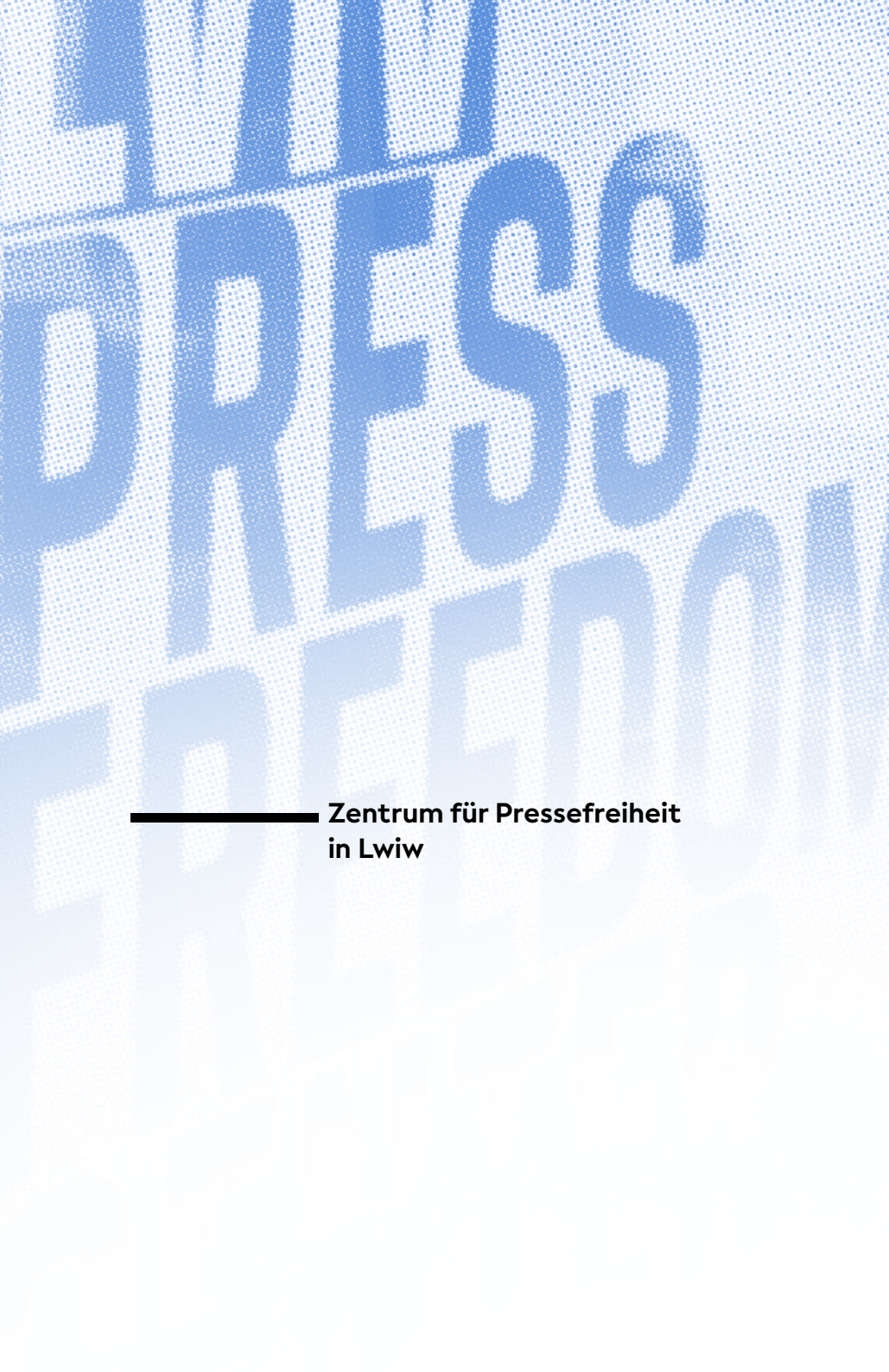
»Es ist mir ein Anliegen, jungen Menschen so früh wie möglich die Werte der Demokratie zu vermitteln«, sagt Weber. Der perfekte Ort für diese Mission sei der, an dem Jugendliche die meiste Zeit verbringen: das Internet. Mit »Du hast die Wahl« möchte sie auch aufzeigen, wie wichtig unabhängiger Journalismus ist und Einblicke hinter die Kulissen eines der größten Medienhäuser Deutschlands gewähren. Deshalb gibt es immer wieder auch Videos zu Fragen wie »Woher kommen unsere Infos?« oder »Wie entsteht eigentlich ein Artikel?«.

Ich will beweisen, dass Politik und Demokratie nicht nur sehr wichtig sind, sondern auch eine Menge Spaß machen können.

Seitdem die Bundestagswahl vorbei und die Koalition gebildet ist, kümmert sich die FUNKE-Redakteurin vor allem um die Einordnung aktueller politischer Geschehnisse auf TikTok und interviewt Bundesminister und -ministerinnen, sowie sonstiges Spitzenpersonal aus dem Berliner Politikbetrieb. Pro Monat veröffentlicht sie ungefähr zwölf

Videos, insgesamt sind bereits weit mehr als 150 Clips erschienen – viele weitere sollen folgen. Amelie Marie Webers Mission ist klar: »Ich will beweisen, dass Politik und Demokratie nicht nur sehr wichtig sind, sondern auch eine Menge Spaß machen können.«

**SON
— DER
PREIS**



**Zentrum für Pressefreiheit
in Lwiw**

ZENTRUM FÜR PRESSEFREIHEIT IN LWIW

Jury und Kuratorium verleihen 2022 einen Sonderpreis an das Zentrum für Pressefreiheit in Lwiw, das gemeinsam von IMI (Institut für Masseninformatiön) und Reporter ohne Grenzen (RSF) getragen wird.



Sonderpreis

28. Mai, Donbass. Schüsse, Explosionen. Oleksiy Matsuka, Chefredakteur des ukrainischen Fernsehsenders UA, interviewt Bewohner der Stadt Bakhmut. Frage des Journalisten: Wie lässt sich hier in Kriegszeiten überleben? In dem Moment eröffnen die russischen Angreifer das Feuer.

28. Mai, Donbass. Maryan Kushnir von Radio Liberty und der Fotograf Serhiy Nuzhnenko geraten unter Beschuss von russischer Artillerie. In der Nähe von Bakhmut filmt Kushnir die ukrainische Gegenoffensive, als eine Rakete vor seinem Auto explodiert.

29. Mai, Donbass. Reporter Oleksandr Zahorodniy und sein Kameramann Ivan Holovach berichten live über die Flucht von Bewohner:innen aus Bakhmut. Über die Autobahn nach Lysychansk wollen sich die Menschen in Sicherheit bringen, doch es ist eine Falle. Russische Raketen schlagen auf der Autobahn ein ...

Zwei Tage, drei Kriegsszenen. Schlaglichter. Die lassen erahnen, in welche Gefahr sich Journalistinnen und Journalisten in der Ukraine begeben, was Kriegsberichterstattung bedeutet. Alle fünf Männer, von denen hier die Rede ist, haben die Angriffe überlebt. Haben Verletzung und Tod riskiert und sind noch einmal davongekommen. Viele andere Kolleginnen und Kollegen haben weniger Glück.

Dilerbek Schakirov, Bürgerjournalist, in Cherson erschossen. Ewgeni Sakun, Kameramann, bei der Bombardierung des Kiewer Sendeturms getötet. Stefan Weichert und Emil Filtenborg, dänische Reporter, bei Ohtyrka von Schüssen schwer verletzt.

Krieg, Tod, Flucht, Zerstörung. Seit dem Angriff Russlands auf die Ukraine schauen wir erschüttert und fassungslos auf das Leid, das ein imperialistisches Regime in Europa verursacht. Schauen wir gleichzeitig voller Bewunderung auf die Menschen, die sich mit aller Kraft gegen das Wüten eines machtbesessenen Kreml-Autokraten, dessen Entourage und Militärs wehren. Und auf die vielen Journalistinnen und Journalisten, die trotz Lebensgefahr aus der Ukraine berichten.

Aus Solidarität mit den Medienschaffenden in der Ukraine ehren Jury und Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises das Zentrum für Pressefreiheit in Lwiw mit einem Sonderpreis. Der russische Angriffskrieg ist auch ein Krieg um Informationen. Um die Freiheit der Presse und eine unabhängige

Berichterstattung. Der diesjährige Sonderpreis würdigt alle Journalistinnen und Journalisten, die bei größter persönlicher Gefährdung dafür eintreten.

Das Zentrum für Pressefreiheit in Lwiw ist ein Produkt des Krieges. Gleich Anfang März, kurz nach Beginn der russischen Invasion, wurde es gegründet. Von der NGO Reporter ohne Grenzen gemeinsam mit deren ukrainischem Partner, dem Institut für Masseninformation IMI. Es soll gefährdete Journalistinnen und Journalisten unterstützen – und das ganz praktisch.

»Die Journalistinnen und Reporter in der Ukraine müssen unter extrem gefährlichen Bedingungen arbeiten«, sagt IMI-Direktorin Oksana Romaniuk. »Ihr Mut ermöglicht es uns allen, das tatsächliche Ausmaß der russischen Aggression zu erkennen. Ihre Arbeit schützt das Recht der Menschen auf Information und hilft im Kampf gegen Fälschungen.«

Dabei spielt das Zentrum in Lwiw eine besondere Rolle. Hier können sich Journalistinnen und Journalisten notwendige Schutzausrüstungen ausleihen – wie schussichere Westen und Helme – und sich mit medizinischen Notfallpaketen versorgen. Das Haus stellt geflohenen und ausländischen Reporterinnen und Reportern Arbeitsplätze und Internet zur Verfügung, kümmert sich wo nötig um psychologische Betreuung und finanzielle Hilfe. Auch einen sicheren Schutzraum gibt es, falls die Stadt angegriffen wird.

Hunderte Anfragen erreichen die Verantwortlichen von Lwiw täglich. »Der Bedarf ist immens«, stellt Christian Mihr, Geschäftsführer der deutschen Sektion von Reporter ohne Grenzen, fest. Dringende Hilferufe von Medienschaffenden in der Ukraine, die bei humanitären Problemen, Transportfragen oder Ausrüstung schnell Unterstützung brauchen. Und wegen der großzügigen Spenden aus ganz Europa auch mit Hilfe rechnen können.

Krieg, Tod, Flucht und Zerstörung. Die Gewalt, die von Autokraten und diktatorischen Regimen ausgeht, bedroht nicht nur das Leben von Medienschaffenden. Wo Unterdrückungssysteme an der Macht sind, ist alles gefährdet, was den Namen Presse und Pressefreiheit verdient.

60 Jahre Theodor-Wolff-Preis – 60 Jahre Unterstützung der Pressefreiheit. In der gegenwärtigen weltpolitischen Lage sendet der Sonderpreis ein demokratisches Zeichen nach Lwiw! Verbunden mit der Hoffnung auf Frieden.

Bascha Mika



ZEITUNGEN & PLATTFORMEN

Aachener Nachrichten
Aachener Zeitung
Allgäuer Zeitung
Allgemeine Zeitung Coesfeld
Audible
Augsburger Allgemeine
Badische Neueste Nachrichten
Badische Zeitung
Berliner Morgenpost
Berliner Zeitung
Braunschweiger Zeitung
Cellesche Zeitung
Christ und Welt
Correctiv
Darmstädter Echo
Der Freitag
Der neue Tag
Der Prignitzer – Unabhängige
Tageszeitung für das Land
Brandenburg
Der Tagesspiegel
Die Welt
Die ZEIT
Donaukurier
Dresdner Neueste Nachrichten
FAZ
Frankfurter Allgemeine
Sonntagszeitung
Frankfurter Rundschau
Fränkische Nachrichten
Freie Presse
FUNKE Mediengruppe
General-Anzeiger Bonn
Gießener Allgemeine Zeitung
Gießener Anzeiger

Gmünder Tagespost
Goslarsche Zeitung
Hamburger Abendblatt
Handelsblatt
Hannoversche Allgemeine Zeitung
Hellweger Anzeiger
Holsteinischer Courier
Idsteiner Zeitung
IPPEN.MEDIA
Katholische Sonntagszeitung
Kölner Stadt-Anzeiger
Leipziger Volkszeitung
Lippische Landes-Zeitung
Lüneburger Landeszeitung
Main-Post
Mannheimer Morgen
Märkische Allgemeine Zeitung
Merkur
Mittelbayerische Zeitung
Neue Osnabrücker Zeitung
Neue Rhein Zeitung
Neue Ruhr Zeitung
Neue Westfälische
Nordkurier
Nordwest Zeitung
Nürnberger Nachrichten
Nürnberger Zeitung
Nürtinger Zeitung
Osterholzer Kreisblatt
Ostfriesen-Zeitung
OVB Heimatzeitungen
Passauer Neue Presse
Perspective Daily
RedaktionsNetzwerk Deutschland
Rems-Zeitung

Zum Journalistenpreis der Digitalpublisher und Zeitungsverleger –
Theodor-Wolff-Preis 2022 wurden Beiträge von mehr als
400 Journalistinnen und Journalisten aus folgenden Zeitungen
und journalistischen Plattformen eingereicht:

Remscheider General-Anzeiger
Reutlinger General-Anzeiger
Rhein-Zeitung
Rheinische Post
Rheinische Post
Rhön- und Saalepost
Rhön- und Streubote
Riffreporter
RUMS
Saarbrücker Zeitung
Sächsische Zeitung
Schleswig-Holstein am
Wochenende
Schleswig-Holsteinischer
Zeitungsverlag
Schwäbische Post
Schwäbische Zeitung
Schwarzwälder Bote
Solinger Tageblatt
Spotify
Stuttgarter Zeitung
Süddeutsche Zeitung
Süddeutsche Zeitung Magazin
Südkurier
Südwest Presse
taz – die tageszeitung
The Pioneer
Thüringer Allgemeine
Übermedien
VierNull
VRM Stories
WAZ
WAZ am Sonntag
Weilburger Tageblatt
Weißburger Tagblatt

Welt am Sonntag
Weser-Kurier
WESTFALEN-BLATT
WESTFALENPOST
ZEIT Campus
ZEIT Magazin
Zeitungsverlag Waiblingen

PREISTRÄGER*INNEN

1962—2021

1962

Thaddäus Troll, Bremer Nachrichten
· **Gerd Czechatz**, Frankfurter Rundschau
· **Dr. Ansgar Fürst**, Badische Zeitung, Freiburg
· **Hans-Jürgen Hoyer**, Frankfurter Rundschau
· **Heinz Keil**, Westdeutsche Allgemeine Zeitung, Essen
· **Friedrich Ludwig Müller**, Frankfurter Neue Presse
· **Dr. Günther Rühle**, Frankfurter Allgemeine Zeitung
· **Walter Rudolf Schloesser**, Europa Union, Köln
· **Heinz Stuckmann**, Die Zeit, Hamburg
· **Georg Zimmermann**, Hamburger Abendblatt

1963

Dr. Paul Arnsberg, Rheinischer Merkur, Koblenz
· **Jürgen Dennert**, Sonntagsblatt, Hamburg
· **Rainer Fabian**, Rheinischer Merkur, Koblenz
· **Dr. Hans Gerlach**, Kölner Stadt-Anzeiger
· **Dr. Hermann Harster**, Bild am Sonntag, Hamburg
· **Rudolf Küstermeier**, Deutsche Presse Agentur, Hamburg
· **Dr. Clara Menck**, Frankfurter Allgemeine Zeitung
· **Dr. Christian Schütze**, Stuttgarter Zeitung
· **Ansgar Skriver**, Die Zeit, Hamburg

1964

Klaus Bresser, Kölner Stadt-Anzeiger
· **Werner Diederichs**, Westfalenpost, Hagen
· **Erich Faßbender**, Frankfurter Rundschau
· **Karl-Hermann Flach**, Frankfurter Rundschau
· **Erich Helmendorfer**, Frankfurter Allgemeine Zeitung und Augsburgener

Allgemeine · **Kai Hermann**, Die Zeit, Hamburg
· **Sepp Scherbauer**, Sportbericht, Stuttgart
· **Werner Spanehl**, Süddeutsche Zeitung, München
· **Dr. Dietrich Strothmann**, Die Zeit, Hamburg
· **Dr. Johannes Gaitanides**, Münchner Merkur
· **Wilhelm Greiner**, Rhein-Neckar-Zeitung, Heidelberg
· **Hans Schäfer**, Kieler Nachrichten

1965

Dr. Fritz Richert, Stuttgarter Zeitung
· **Valeska von Roques**, Vorwärts, Bad Godesberg und Welt der Arbeit, Köln-Deutz
· **Peter Miska**, Frankfurter Rundschau
· **Werner Holzer**, Frankfurter Rundschau
· **Dr. Ernst Müller-Meiningen**, Süddeutsche Zeitung, München
· **Reiner Dederichs**, Kölner Stadt-Anzeiger
· **Bruno Keppler**, Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung, Mannheim
· **Heidrun Kayser**, Christ und Welt, Stuttgart
· **Dr. Margret Wicke-Kampf**, Kölner Stadt-Anzeiger
· **Dr. Klaus Hattemer**, Handelsblatt, Düsseldorf
· **Werner Spanehl**, Deutsche Post, München
· **Günter Bruns**, Bremer Nachrichten
· **Hans Lerch**, Triererischer Volksfreund
· **Alexander Rost**, Welt am Sonntag, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, Kölner Stadt-Anzeiger
· **Vitus Dröschner**, freier Journalist, Hamburg
· **Marianne Eichholz**, freie Journalistin, Berlin
· **Hans-Werner Graf Finck von Finkenstein**, Die Welt, Hamburg

Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main) · **Heinz Held**, freier Journalist, Köln · **Kai Hermann**, Die Zeit, Hamburg · **Peter Brügge**, Der Spiegel, Hamburg · **Dr. Joachim Kaiser**, Süddeutsche Zeitung, München · **Karl-Heinz Krumm**, Frankfurter Rundschau · **Dr. Rolf Michaelis**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Thomas von Randow**, Die Zeit, Hamburg · **Heinrich Rieker**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Dr. Theo Sommer**, Die Zeit, Hamburg · **Paul Wilhelm Wenger**, Rheinischer Merkur, Koblenz

1967

Dr. Lothar Ruehl, Die Welt, Hamburg · **Wolfgang Horlacher**, Stuttgarter Zeitung · **Günter Matthes**, Tagesspiegel, Berlin · **Hans Ulrich Kempfski**, Süddeutsche Zeitung, München · **Hermann Schreiber**, Der Spiegel, Hamburg · **Dr. Jürgen Dennert**, Sonntagsblatt, Hamburg · **Hans-Joachim Langner**, Neue Ruhr Zeitung, Essen · **Dr. Helmuth de Haas**, Die Welt, Hamburg · **Barbara Bondy**, Süddeutsche Zeitung, München · **Christian Ferber**, Die Welt, Hamburg · **Dr. Fred Hepp**, Süddeutsche Zeitung, München · **Herbert von Borch**, Süddeutsche Zeitung, München · **Joachim Nawrocki**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Bodo Harenberg**, Die Zeit, Hamburg · **Ernst Maria Lang**, Süddeutsche Zeitung, München · **Klaus Pielert**, Industriekurier, Düsseldorf und Neue Ruhr Zeitung, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Robert Haerdter**, Stuttgarter Nachrichten · **Heinz Schewe**, Die Welt, Hamburg · **Dr. Bernd Nellessen**, Die Welt, Hamburg · **Klaus Meier-Ude**, Frankfurter Rundschau · **Ben Witter**, Die Zeit, Hamburg · **Eugen Skasa-Weiss**, Stuttgarter Zeitung · **George Salmony**, Süddeutsche Zeitung, München · **Dr. Theo Löbsack**, Stuttgarter Zeitung · **Claus Bardtholdt**, Die Zeit, Hamburg · **Christian Habbe**, Die Welt, Hamburg · **Wilhelm Hartung**, Die Welt, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, Die Welt, Hamburg · **Martin Bernstorff**, Christ und Welt, Stuttgart · **Chrysostomus Zodel**, Schwäbische Zeitung, Leutkirch · **Walter Henkels**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Eka Gräfin von Merveldt**, Die Zeit, Hamburg · **Heiner Radzio**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Dieter E. Zimmer**, Die Zeit, Hamburg · **Jost Nolte**, Die Welt, Hamburg · **Eduard Verhülsdonk**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Peter Gerisch**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Lothar Vetter**, Frankfurter Rundschau · **Dr. Günther von Lojewski**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Rudolf Schöpfer**, Ruhr Nachrichten, Dortmund · **Westfalenpost**, Hagen, Westfälische Nachrichten, Münster, · **Kölnische Rundschau**

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York · **Immanuel Birnbaum**, Süddeutsche Zeitung, München · **Hans Gresmann**, Die Zeit, Hamburg · **Rudolf Heizler**, Kölnische/Bonner Rundschau · **Dr. Günter Zehm**, Die Welt, Hamburg · **Dr. Fritz-Ullrich Fack**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Rudolf Herlt**, Die Welt, Hamburg · **Helmut M. Braem**, Süddeutsche Zeitung, München · **Wolf Schön**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Heinrich Rieker**, Rheinischer Merkur, Koblenz · **Petra Michaely**, freie Journalistin, Scheidterberg · **Dieter Hünerkoch**, Weser-Kurier, Bremen · **Marie-Luise Scherer**, Berliner Morgenpost · **Gerhard Krug**, Die Welt, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, Süddeutsche Zeitung, München · **Dr. Lothar Ruehl**, Die Welt, Hamburg · **Jürgen Offenbach**, Stuttgarter Nachrichten · **Reinhard Appel**, Deutsche Zeitung/Christ und Welt, Stuttgart · **Hans-Joachim Noack**, Frankfurter Rundschau · **Hans Baumann**, Die Welt, Essen · **Dr. Franz Thoma**, Süddeutsche Zeitung, München · **Thea Winandy**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Manfred Sack**, Die Zeit, Hamburg · **Norbert Ely**, Wiesbadener Kurier · **Lutz Krusche**, Frankfurter Rundschau, Paris · **Günter Schmidt**, Neue Ruhr Zeitung, Essen · **Ulla Plog-Handke**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Gerd Lenhart**, Rheinpfalz, Speyer · **Rolf Kunkel**, Die Zeit, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Dr. Hermann Pörzgen**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Manfred Thier**, Stuttgarter Zeitung · **Dr. Heinz Verfürth**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Diether Stolze**, Die Zeit, Hamburg · **Dirk Schubert**, Deutsche Zeitung/Christ und Welt, Stuttgart · **Christian Ferber**, Die Welt, Hamburg · **Joachim C. Fest**, Der Spiegel, Hamburg · **Martin Urban**, Süddeutsche Zeitung, München · **Michael Bickel**, Schrobenshausener Zeitung · **Günther Leicher**, Allgemeine Zeitung, Mainz · **Bruno Manz**, Münchner Merkur · **Horst Vetten**, Die Zeit, Hamburg · **Cecilia von Studnitz**, Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Hamburg · Lokal- und Stadtteil-Redaktion des Hamburger Abendblatt

1973/74

Heinz Heck, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Wolfgang Wagner**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Ilse Nicolas**, Die Welt, Berlin · **Kurt Diekmann**, Nordwest-Zeitung, Oldenburg · **Raimund Hoghe**, Westfalen-Blatt, Bielefeld · **Hans-Georg Kösters**, Neue Ruhr Zeitung, Essen · **Hans-Joachim Neisser**, Rheinische Post, Düsseldorf · **Hans-Joachim Deckert**, Mannheimer Morgen · **Georg Heller**, Stuttgarter Zeitung · **Nina Grunenberg**, Die Zeit, Hamburg · **Horst Schüler**, Hamburger Abendblatt · **Manfred Delling**, Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Hamburg · **Dr. Hellmuth**

Karasek, Kölner Stadt-Anzeiger ·
Friedrich Luft, Die Welt, Berlin ·
Michael Globig, Die Zeit, Hamburg
1974/75

Kurt Becker, Kölner Stadt-Anzeiger ·
Andreas Kohlschütter, Die Zeit,
Hamburg · Karl-Heinz Krumm, Frank-
furter Rundschau · Uwe Jacobi,
Heilbronner Stimme · Wilfried
Hommen, Kölnische Rundschau ·
Johannes Lübeck, Lübbecker Kreis-
zeitung, Bünde · Dr. Peter Gillies,
Die Welt, Bonn · Walter Kannen-
gießer, Frankfurter Allgemeine
Zeitung · Albert Müller, Die Welt,
Bonn · Jürgen Diebäcker, Rheinische
Post, Düsseldorf · Horst-Werner
Hartelt, Neue Ruhr/Neue Rhein Zei-
tung, Düsseldorf · Günter Engelhard,
Deutsche Zeitung, Bonn · Dr. Rudolf
Goldschmit, Süddeutsche Zeitung,
München · Klaus Bruns, Die Welt,
Hamburg · Manfred Lehnen,
Hannoversche Allgemeine Zeitung
1975/76

Malte Buschbeck, Süddeutsche
Zeitung, München · Jürgen Engert,
Der Abend, Berlin · Kurt Frank, Rhein-
zeitung, Koblenz · Jürgen C. Jagla,
Kölnische Rundschau · Dietrich
Ratzke, Frankfurter Allgemeine
Zeitung · Fritz Wirth, Die Welt,
Bonn · Dr. Dieter Buhl, Die Zeit,
Hamburg · Jens Gundlach, Hann-
oversche Allgemeine Zeitung · Ute
Kaltwasser-Blankenbach, Kölner
Stadt-Anzeiger · Rudolf H. Riener,
Schwäbische Zeitung, Leutkirch ·
Dr. Hermann Rudolph, Frankfurter
Allgemeine Zeitung

1978

Birgit Lahann, Welt am Sonntag,
Hamburg · Herbert Riehl-Heyse,
Süddeutsche Zeitung, München ·
Karl Feldmeyer, Frankfurter Allge-
meine Zeitung · Dr. Klaus-Peter
Schmid, Die Zeit, Hamburg · Sibylle
Krause-Burger, Stuttgarter Zeitung
· Annelie Stankau, Kölner Stadt-
Anzeiger · Alexander Hoffmann,
Frankfurter Rundschau · Josef Dörr,
Rhein-Zeitung, Koblenz · Rolf Düd-
der, Westfälische Rundschau, Dortmund
1979

Claus Heinrich Meyer, Süddeutsche
Zeitung, München · Josef-Otto
Freudenreich, Badische Neueste
Nachrichten, Karlsruhe · Dr. Herbert
Kremp, Die Welt, Bonn · Erpo Frhr.
Droste zu Vischering, Reutlinger
General-Anzeiger · Herbert Kolbe,
Neue Ruhr Zeitung, Duisburg ·
Dr. Rainer Flöhl, Frankfurter
Allgemeine Zeitung · Dietrich
Möller, Korrespondent Osteuropa ·
Peter Sartorius, Süddeutsche Zei-
tung, München · Max Conradt, Ham-
burger Abendblatt · Klaus Hellweg,
Haller Tagblatt, Schwäbisch Hall ·
Kersten Boeer, Die Welt, Bonn ·
Dagmar Siegmann, Hannoversche
Allgemeine Zeitung

1981

Norbert Lewandowski, Rheinische
Post, Düsseldorf · Friedrich
Meichsner, Die Welt, Bonn · Brigitte
Scherer, Frankfurter Allgemeine
Zeitung · Hans-Joachim Noack,
Frankfurter Rundschau · Karl
Wagemann, Neue Ruhr Zeitung,

Essen · **Gabriele Fischer**, Osterholzer Kreisblatt · **Evi Simeoni**, Stuttgarter Zeitung · **Christian Potyka**, Süddeutsche Zeitung, München

1982

Dr. Helmut Herles, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Anton Sterzl**, Aachener Volkszeitung · **Robert Leicht**, Süddeutsche Zeitung, München · **Christine Jäckel**, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Volker Stutzer**, Passauer Neue Presse · **Dr. Thomas Brey**, Deutsche-Presse-Agentur, Essen · **Peter-Matthias Gaede**, Frankfurter Rundschau

1983

Dr. Josef Joffe, Die Zeit, Hamburg · **Heinz W. Koch**, Badische Zeitung, Freiburg · **Dr. Olaf Ihlau**, Süddeutsche Zeitung, München · **Martin Kolbus**, Idsteiner Zeitung · **Heinz Welz**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Jürgen Wolff**, Rottenburger Post

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, Stuttgarter Nachrichten · **Christian Schmidt-Häuer**, Die Zeit, Hamburg · **Joachim Neander**, Die Welt, Bonn · **Claus Peter Mühleck**, Tauber-Zeitung, Bad Mergentheim · **Jutta Stössinger**, Frankfurter Rundschau · **Kathrin Kramer**, Badische Zeitung, Freiburg · **Anke Breitlauch**, Nordsee-Zeitung, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, Hannoversche Allgemeine Zeitung · **Marianne Wichert-Quoirin**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Thomas Kielinger**, Die Welt, Bonn · **Claudia Michels**,

Frankfurter Rundschau · **Dr. Daniel Salber**, Dürener Zeitung · **Walter Schmühl**, Dürener Zeitung · **Angela Steffan**, Fränkische Nachrichten, Wertheim · **Dr. Susanne Mayer**, Stuttgarter Zeitung

1986

Rudolph Chimelli, Süddeutsche Zeitung, München · **Cordt Schnibben**, Die Zeit, Hamburg · **Franz Pfluger**, Reutlinger General-Anzeiger · **Bernd Behr**, Münstersche Zeitung · **Kurt Leidner**, Pirmasenser Zeitung · **Hans Frieder Baisch**, Pirmasenser Zeitung · **Bernhard Kolb**, Pirmasenser Zeitung · **Sylvia Schreiber**, Schwäbische Zeitung, Leutkirch · **Monika Egler**, Stuttgarter Zeitung

1987

Carlos Widmann, Süddeutsche Zeitung, München · **Reinhard Breidenbach**, Allgemeine Zeitung, Mainz · **Rolf Antrecht**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Rudolf Eickeler**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Waltraud Kirsch-Mayer**, Mannheimer Morgen · **Thomas Hauser**, Badische Zeitung, Freiburg · **Monika Schäfer-Feil**, Darmstädter Echo · **Gabriele Stief**, Hannoversche Allgemeine Zeitung

1988

Ulrich Wildermuth, Südwest Presse, Ulm · **Knut Teske**, Die Welt, Bonn · **Werner Birkenmaier**, Stuttgarter Zeitung · **Meinrad Heck**, Fränkische Nachrichten, Bad Mergentheim · **Toni Keppeler**, Schwäbisches Tagblatt, Tübingen · **Ulrike Pfeil**, Schwäbisches Tagblatt, Tübingen · **Petra Pluwatsch**, Kölner

Stadt-Anzeiger · **Ulrich Hauser**,
Neue Ruhr Zeitung, Essen

1989

Hans Schiemann, Rheinischer Merkur/
Christ und Welt, Bonn · **Justin
Westhoff**, Der Tagesspiegel, Berlin ·
Dr. Uwe Wittstock, Frankfurter
Allgemeine Zeitung · **Hermann
Meyer-Hartmann**, Hildesheimer
Allgemeine Zeitung · **Max Conradt**,
Hamburger Abendblatt · **Ferdos
Forudastan**, Badische Zeitung,
Freiburg · **Cordula von Wysocki**,
Kölnische Rundschau

1990

Dr. Joachim Sobotta, Rheinische
Post, Düsseldorf · **Renate Marsch**,
Deutsche Presse-Agentur, Warschau
· **Werner Meyer**, Abendzeitung,
München · **Ida Sandl**, Eßlinger Zeitung
· **Franz Freisleder**, Süddeutsche
Zeitung, München · **Thomas Becker**,
Die Zeit, Hamburg · **Ingo Lamberty**,
Der Tagesspiegel, Berlin

1991

Axel Hacke, Süddeutsche Zeitung,
München · **Ulrich Schacht**, Welt am
Sonntag, Hamburg · **Dieter Strunz**,
Berliner Morgenpost · **Alexander
Richter**, Neue Ruhr/Neue Rhein
Zeitung, Essen · **Cornelia Färber**,
Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung,
Essen · **Jörg Bartel**, Neue Ruhr/
Neue Rhein Zeitung, Essen ·
Heinrich Thies, Hannoversche
Allgemeine Zeitung · **Johannes
Leithäuser**, Frankfurter Allgemeine
Zeitung · **Michael Knopf**, Franken-
post, Hof · **Thomas Seehuber**,
Windsheimer Zeitung

1992

Jürgen Schreiber, Frankfurter
Rundschau · **Heimo Schwillk**,
Rheinischer Merkur, Bonn · **Christian
Wernicke**, Die Zeit, Hamburg · **Eva
Schweitzer**, taz – die tageszeitung,
Berlin · **Ulrich Neufert**, Hannove-
rsche Allgemeine Zeitung · **Martin
E. Süskind**, Süddeutsche Zeitung,
München · **Göran Schattauer**,
Ostthüringer Zeitung, Gera ·
Lorenz Maroldt, Neue Zeit, Berlin

1993

Michael Best, Freies Wort, Suhl ·
Christoph Dieckmann, Die Zeit,
Hamburg · **Dr. Anton Notz**, Stut-
tgarter Nachrichten · **Gabi Novak-
Oster**, Rhein-Zeitung, Koblenz ·
Sabine Schwieder, Cellesche Zeitung ·
Wolfgang Ehemann, Fränkischer
Tag, Bamberg · **Ralf Schuler**, Neue
Zeit, Berlin · **Christoph Schwennicke**,
Badische Zeitung, Freiburg · **Nico
Fried**, Badische Zeitung, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, Süddeutsche
Zeitung, München · **Dr. Wolfgang
Mauersberg**, Hannoversche
Allgemeine Zeitung · **Dr. Eckart Klaus
Rolloff**, Rheinischer Merkur, Bonn ·
Frank Nipkau, Westfalen-Blatt, Biele-
feld · **Wolfgang Schreiber**, Solinger
Tageblatt · **Klaus Broichhausen**, Frank-
furter Allgemeine Zeitung · **Hilmar
Höhn**, Badische Zeitung, Freiburg ·
Wolf-Rüdiger Mühlmann, Thüringen-
post, Schleiz

1995

Alexander Osang, Berliner Zeitung ·
Dietrich Schröder, Märkische

Oderzeitung, Frankfurt/Oder · **Wolfgang Wiedlich**, General-Anzeiger, Bonn · **Petra Mies**, Frankfurter Rundschau · **Michael Thumser**, Frankenpost, Hof · **Ulrich Deupmann**, Süddeutsche Zeitung, München · **Gudrun Bayer**, Nürnberger Zeitung · **Corinna Emundts**, taz – die tageszeitung, Berlin

1996

Johannes Winter, Frankfurter Rundschau · **Ulrich Hammerschmidt**, Freie Presse, Chemnitz · **Frank Jansen**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Philipp Maußhardt**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Sabine Rückert**, Die Zeit, Hamburg · **Kuno Kruse**, Die Zeit, Hamburg · **Hermann Beckfeld**, Ruhr Nachrichten, Dortmund · **Jürgen Dahlkamp**, Frankfurter Allgemeine Zeitung

1997

Guido Eckert, Süddeutsche Zeitung, München · **Reiner Luyken**, Die Zeit, Hamburg · **Ralf Hoppe**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Andreas Wenderoth**, Berliner Zeitung · **Dr. Peter Intelmann**, Emdener Zeitung · **Hans-Uli Thierer**, Südwest Presse, Ulm · **Dr. Friedrich Karl Fromme** (Lebenswerk)

1998

Sabine Riedel, Frankfurter Rundschau · **Gerd Kröncke**, Süddeutsche Zeitung, München · **Ulrich Schmitt**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Dr. Kurt Oesterle**, Schwäbisches Tagblatt, Tübingen · **Wilfried Massmann**, Neue Westfälische, Bielefeld · **Andreas König**,

Havelberger Volksstimme · **Dr. Thomas Löffelholz** (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Karin Großmann**, Sächsische Zeitung, Dresden · **Dr. Joachim Käppner**, Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt, Hamburg · **Annette Ramelsberger**, Süddeutsche Zeitung, München · **Brigitte Desalm**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Bernhard Stuhlfelner**, Straubinger Tagblatt · **Hubert Wolf**, Westdeutsche Allgemeine Zeitung, Essen · **Wolf J. Bell** (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Evelyn Roll**, Süddeutsche Zeitung, München · **Ullrich Fichtner**, Frankfurter Rundschau · **Jutta Voigt**, Die Woche, Hamburg · **Hans Kratzer**, Erdinger Neueste Nachrichten · **Andreas Dörr**, Reutlinger General-Anzeiger · **Mario Vigl**, Badische Zeitung, Freiburg · **Roderich Reifenrath** (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, Süddeutsche Zeitung, München · **Jana Simon**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Joachim Rogosch**, Stuttgarter Zeitung · **Thilo Knott**, Eßlinger Zeitung · **Michael Thiem**, Eßlinger Zeitung · **Silke Lambeck**, Berliner Zeitung · **Frank Schauka**, Märkische Allgemeine, Potsdam · **Suska Döpp**, Kölnische Rundschau · **Jens Meifert**, Kölnische Rundschau

2002

Regine Sylvester, Berliner Zeitung · **Wolfgang Büscher**, Die Welt, Berlin · **Irena Brežná**, Freitag, Berlin · **Peter Schwarz**, Waiblinger Kreiszeitung · **Lothar Häring**, Schwäbische Zeitung, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, Die Welt, Berlin · **Dr. Stefan Ulrich**, Süddeutsche Zeitung, München · **Birgit Walter**, Berliner Zeitung · **Michael Ohnewald**, Stuttgarter Zeitung · **Tobias Schuhwerk**, Allgäuer Zeitung, Kempten · **Dr. Herbert Kremp** (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, Berliner Zeitung · **Andrea Böhm**, Die Zeit, Hamburg · **Thomas Delekat**, Die Welt, Berlin · **Barbara Hardinghaus**, Hamburger Abendblatt · **Stefani Geilhausen**, Rheinische Post, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, Financial Times Deutschland, Hamburg · **Nicol Ljubić**, Die Zeit, Hamburg · **Lara Fritzsche**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Waltraud Schwab**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Wolfgang Görl**, Süddeutsche Zeitung, München

2006

Dr. Stefan Geiger, Stuttgarter Zeitung · **Maxim Leo**, Berliner Zeitung · **Marc Brost**, Die Zeit, Hamburg · **Jens Voitel**, Emdener Zeitung · **Christine Kröger**, Weser-Kurier · **Karl Feldmeyer** (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, Die Welt, Berlin · **Astrid Geisler**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Sebastian Glubrecht**, Süddeutsche Zeitung, München · **Marlon Gego**, Aachener Zeitung, Aachener Nachrichten · **Christoph Wöhrle**, Berliner Morgenpost · **Sibylle Krause-Burger** (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, Die Zeit, Hamburg · **Thomas Kistner**, Süddeutsche Zeitung, München · **Marc-Joachim Obert**, Frankfurter Rundschau · **Stephan Hermsen**, Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung, Essen · **Miriam Opresnik und Özlem Topçu**, Hamburger Abendblatt

2009

Henning Sußebach, Die Zeit, Hamburg · **Bastian Obermayer**, Süddeutsche Zeitung, München · **Thomas Scheen**, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Regina Köhler**, Berliner Morgenpost · **Nina Grunenberg** (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, Die Zeit, Hamburg · **Dr. Arne Perras**, Süddeutsche Zeitung, München · **Sabine Rennefan**, Berliner Zeitung · **Detlef Schmalenberg**, Kölner Stadt-Anzeiger · **Frank Buchmeier**, Stuttgarter Zeitung · **Prof. Dr. Joachim Kaiser** (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau · **Rena Lehmann**, Rhein Zeitung, Koblenz · **Jan Rübél**, Berliner Morgenpost · **Dr. Uwe**

Ebbinghaus, Frankfurter Allgemeine Zeitung · **Kirsten Küppers**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Klaus Harpprecht** (Lebenswerk)

2012

Harald Martenstein, Die Zeit, Hamburg · **Lars Fischer**, Wümmen-Zeitung, Lilienthal · **Dr. Philip Cassier**, Berliner Morgenpost · **Alexander Gorkow**, Süddeutsche Zeitung, München · **Volker Zastrow**, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

2013

Robin Alexander, Welt am Sonntag, Berlin · **Jochen Arntz**, Süddeutsche Zeitung, München · **Jan Haarmeyer**, Hamburger Abendblatt · **Andrea Jeska**, Die Zeit, Hamburg · **Kai Müller**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Alfred Grosser** (Lebenswerk)

2014

Johannes Ehrmann, Der Tagesspiegel, Berlin · **Benjamin Piel**, Elbe-Jeetzel-Zeitung, Lüchow · **Kai Strittmatter**, Süddeutsche Zeitung, München · **Kerstin Kohlenberg**, Die Zeit, Hamburg · **Peter Unfried**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Rudolph Chimelli** (Lebenswerk)

2015

Tobias Großekemper, Ruhr Nachrichten, Dortmund · **Rudi Kübler** und **Christine Liebhardt**, Südwest Presse Online, Ulm · **Roland Schulz**, SZ Magazin, München · **Konrad Schuller**, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung · **Bernd Ulrich**, Die Zeit, Hamburg · **Barbara Sichtermann** (Lebenswerk)

2016

Nicole Bastian und **Jens Münchrath**, Handelsblatt, Düsseldorf · **Tobias Haberl**, SZ Magazin, München · **Karsten Krogmann** und **Marco Seng**, Nordwest-Zeitung Online, Oldenburg · **Heinrich Wefing**, Die Zeit, Hamburg

2017

Anja Reich, Berliner Zeitung · **Marc Neller**, Welt am Sonntag, Berlin · **Hans Monath**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Nicolas Richter**, Süddeutsche Zeitung, München · **Deniz Yücel** (Sonderpreis)

2018

Anna Lena Mösken, Berliner Zeitung · **Lorenz Wagner**, SZ Magazin, München · **Malte Henk**, Die Zeit, Hamburg · **Vanessa Vu**, Zeit Online, Hamburg · **Hannes Koch**, taz – die tageszeitung, Berlin · **Günter Bannas** (Lebenswerk)

2019

Daniel Schulz, taz – die tageszeitung, Berlin · **Dr. Gregor Peter Schmitz**, Augsburger Allgemeine · **Marius Buhl**, SZ Magazin, München · **Maris Hubschmid**, Der Tagesspiegel, Berlin · **Andrian Kreye**, Süddeutsche Zeitung, München · **Michael Jürgs** (Lebenswerk)

2020

Katja Fücksel, Der Tagesspiegel, Berlin · **Tina Kaiser**, Welt am Sonntag, Berlin · **Hans-Georg Gottfried Dittmann**, Mindener Tageblatt · **Julia Schaaf**, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

· **Katrin Langhans**, Süddeutsche
Zeitung, München

2021

Hatice Akyün, Der Tagesspiegel,
Berlin · **Wolfgang Bauer**, Zeit
Magazin, Hamburg · **Anna
Petersen**, Landeszeitung für die
Lüneburger Heide · **Jeanne Jacobs**,
Sophie Anfang, **Emily Engels**, **Felix
Müller**, **Paul Nöllke** und **Lukas
Schauer**, Abendzeitung, München ·
Elisa Schwarz, Süddeutsche
Zeitung, München

PREISTRÄGER*INNEN

A—Z

A

Hatice Akyün
Robin Alexander
Sophie Anfang
Rolf Antrecht
Reinhard Appel
Dr. Paul Arnsberg
Jochen Arntz
Dr. Franziska Augstein

B

Hans Frieder Baisch
Günter Bannas
Claus Bardtholdt
Jörg Bartel
Nicole Bastian
Gitta Bauer
Wolfgang Bauer
Hans Baumann
Gudrun Bayer
Kurt Becker
Thomas Becker
Hermann Beckfeld
Bernd Behr
Wolf J. Bell
Martin Bernstorff
Dr. Joachim Besser
Michael Best
Michael Bickel
Maxim Biller
Werner Birkenmaier
Immanuel Birnbaum
Nikolaus Blome
Andrea Böhm
Barbara Bondy

Herbert von Borch
Kersten Boeer
Helmut M. Braem
Reinhard Breidenbach
Anke Breitlauch
Klaus Bresser
Dr. Thomas Brey
Irena Brežná
Klaus Broichhausen
Marc Brost
Peter Brügge
Günter Bruns
Klaus Bruns
Frank Buchmeier
Dr. Dieter Buhl
Marius Buhl
Malte Buschbeck
Wolfgang Büscher
Horst von Buttlar

C

Dr. Philip Cassier
Rudolph Chimelli
Max Conradt
Gerd Czechatz

D

Jürgen Dahlkamp
Hans-Joachim Deckert
Reiner Dederichs
Thomas Delekat
Manfred Delling
Dr. Jürgen Dennert
Brigitte Desalm
Ulrich Deupmann

Jürgen Diebäcker
Christoph Dieckmann
Werner Diederichs
Kurt Diekmann
Hans-Georg Gottfried
Dittmann
Suska Döpp
Andreas Dörr
Josef Dörr
Vitus Dröscher
Rolf Düdder

E

Dr. Uwe Ebbinghaus
Guido Eckert
Monika Egler
Johannes Ehrmann
Marianne Eichholz
Rudolf Eickeler
Norbert Ely
Dr. Carolin Emcke
Corinna Emundts
Günter Engelhard
Emily Engels
Jürgen Engert

F

Rainer Fabian
Dr. Fritz-Ullrich Fack
Cornelia Färber
Erich Faßbender
Karl Feldmeyer
Christian Ferber
Joachim C. Fest
Ullrich Fichtner

Hans-Werner
Graf Finck von
Finckenstein
Gabriele Fischer
Lars Fischer
Karl-Hermann Flach
Dr. Rainer Flöhl
Ferdos Forudastan
Kurt Frank
Franz Freisleder
Josef-Otto
Freudenreich
Nico Fried
Lara Fritzsche
Dr. Friedrich Karl
Fromme
Katja Füchsel
Dr. Ansgar Fürst

G

Peter-Matthias Gaede
Dr. Johannes
Gaitanides
Marlon Gego
Dr. Stefan Geiger
Stefani Geilhausen
Astrid Geisler
Peter Gerisch
Dr. Hans Gerlach
Dr. Peter Gillies
Michael Globig
Sebastian Glubrecht
Dr. Rudolf
Goldschmidt
Alexander Gorkow
Wolfgang Görl
Wilhelm Greiner
Hans Gresmann
Tobias Großkemper
Alfred Grosser

Karin Großmann
Nina Grunenberg
Jens Gundlach
Jochen-Martin Gutsch

H

Jan Haarmeyer
Dr. Helmuth de Haas
Christian Habbe
Tobias Haberl
Axel Hacke
Dr. Robert Haerdter
Ulrich Hammerschmidt
Barbara Hardinghaus
Bodo Harenberg
Lothar Häring
Klaus Harpprecht
Dr. Hermann Harster
Horst-Werner Hartelt
Wilhelm Hartung
Dr. Klaus Hattemer
Thomas Hauser
Ulrich Hauser
Heinz Heck
Meinrad Heck
Dr. Hans Heigert
Rudolf Heizler
Heinz Held
Georg Heller
Klaus Hellweg
Erich Helmensdorfer
Malte Henk
Walter Henkels
Jana Hensel
Dr. Fred Hepp
Dr. Helmut Herles
Dr. Rudolf Herlt
Kai Hermann
Stephan Hermsen
Alexander Hoffmann

Raimund Hoghe
Hilmar Höhn
Werner Holzer
Wilfried Hommen
Ralf Hoppe
Wolfgang Horlacher
Hans-Jürgen Hoyer
Maris Hubschmid
Dieter Hünerkoch

I-J

Dr. Olaf Ihlau
Dr. Peter Intelmann
Christine Jäckel
Uwe Jacobi
Jeanne Jacobs
Jürgen C. Jagla
Frank Jansen
Andrea Jeska
Dr. Josef Joffe
Michael Jürgs

K

Prof. Dr. Joachim Kaiser
Tina Kaiser
Ute Kaltwasser-
Blankenbach
Walter Kannengießer
Dr. Joachim Käppner
Dr. Hellmuth Karasek
Heidrun Kayser
Heinz Keil
Hans Ulrich Kempfski
Toni Keppeler
Bruno Keppler
Thomas Kielinger
Waltraud Kirsch-Mayer
Thomas Kistner
Mely Kiyak
Michael Knopf

Thilo Knott
Hannes Koch
Heinz W. Koch
Kerstin Kohlenberg
Regina Köhler
Andreas Kohlschütter
Bernhard Kolb
Herbert Kolbe
Martin Kolbus
Andreas König
Hans-Georg Kösters
Kathrin Kramer
Hans Kratzer
Sibylle Krause-Burger
Holger Kreitling
Dr. Herbert Kremp
Andrian Kreye
Christine Kröger
Karsten Krogmann
Gerd Kröncke
Gerhard Krug
Karl-Heinz Krumm
Lutz Krusche
Kuno Kruse
Rudi Kübler
Rolf Kunkel
Kirsten Küppers
Rudolf Küstermeier

L

Birgit Lahann
Silke Lambeck
Ingo Lamberty
Ernst Maria Lang
Hans-Joachim Langner
Katrin Langhans
Rena Lehmann
Manfred Lehnen
Günther Leicher
Kurt Leidner

Johannes Leithäuser
Gerd Lenhart
Maxim Leo
Hans Lerch
Norbert Lewandowski
Christine Liebhardt
Nicol Ljubić
Dr. Theo Löbsack
Dr. Thomas Löffelholz
Dr. Günther
von Lojewski
Giovanni di Lorenzo
Johannes Lübeck
Friedrich Luft
Reiner Luyken

M

Bruno Manz
Lorenz Maroldt
Renate Marsch
Harald Martenstein
Wilfried Massmann
Günter Matthes
Dr. Wolfgang
Mauersberg
Philipp Maußhardt
Dr. Susanne Mayer
Friedrich Meichsner
Klaus Meier-Ude
Jens Meifert
Dr. Clara Menck
Eka Gräfin
von Merveldt
Claus Heinrich Meyer
Werner Meyer
Hermann Meyer-
Hartmann
Dr. Rolf Michaelis
Petra Michaely
Claudia Michels

Petra Mies
Peter Miska
Dr. Klaus-Ulrich Moeller
Dietrich Möller
Hans Monath
Anna Lena Mösken
Claus Peter Mühleck
Wolf-Rüdiger
Mühlmann
Albert Müller
Felix Müller
Friedrich Ludwig Müller
Kai Müller
Dr. Ernst Müller-
Meiningen
Jens Münchrath

N

Joachim Nawrocki
Joachim Neander
Hans-Joachim Neisser
Marc Neller
Dr. Bernd Nellessen
Ulrich Neufert
Ilse Nicolas
Frank Nipkau
Hans-Joachim Noack
Paul Nöllke
Jost Nolte
Dr. Anton Notz
Gabi Novak-Oster

O

Bastian Obermayer
Mark-Joachim Obert
Dr. Kurt Oesterle
Jürgen Offenbach
Michael Ohnewald
Miriam Opresnik
Alexander Osang

P

Dr. Arne Perras
Anna Petersen
Ulrike Pfeil
Franz Pfluger
Benjamin Piel
Klaus Pielert
Ulla Plog-Handke
Petra Pluwatsch
Dr. Hermann Pörzgen
Christian Potyka
Dr. Heribert Prantl

R

Heiner Radzio
Annette Ramelsberger
Thomas von Randow
Dietrich Ratzke
Andreas
 Graf Razumovsky
Anja Reich
Roderich Reifenrath
Sabine Rennefanz
Dr. Fritz Richert
Alexander Richter
Nicolas Richter
Sabine Riedel
Herbert Riehl-Heyse
Heinrich Rieker
Rudolf H. Riener
Joachim Rogosch
Evelyn Roll
Dr. Eckart Klaus Roloff
Valeska von Roques
Alexander Rost
Jan Rübel
Sabine Rückert
Dr. Hermann Rudolph
Dr. Lothar Ruehl
Dr. Günther Rühle

S

Dr. Manfred Sack
Dr. Daniel Salber
George Salmony
Ida Sandl
Peter Sartorius
Julia Schaaf
Ulrich Schacht
Hans Schäfer
Monika Schäfer-Feil
Göran Schattauer
Lukas Schauer
Frank Schauka
Thomas Scheen
Sepp Scherbauer
Brigitte Scherer
Marie-Luise Scherer
Heinz Schewe
Hans Schiemann
Walter Rudolf
 Schloesser
Detlef Schmalenberg
Dr. Klaus-Peter Schmid
Günter Schmidt
Christian Schmidt-
 Häuer
Ulrich Schmitt
Dr. Gregor Peter
 Schmitz
Walter Schmühl
Cordt Schnibben
Wolf Schön
Rudolf Schöpfer
Hermann Schreiber
Jürgen Schreiber
Sylvia Schreiber
Wolfgang Schreiber
Dietrich Schröder
Dirk Schubert
Hans Wilhelm Schueler

Tobias Schuhwerk
Ralf Schuler
Horst Schüler
Konrad Schuller
Daniel Schulz
Roland Schulz
Dr. Christian Schütze
Waltraud Schwab
Elisa Schwarz
Peter Schwarz
Eva Schweitzer
Christoph Schwennicke
Sabine Schwieder
Heimo Schwillk
Marco Seng
Barbara Sichtermann
Dagmar Siegmann
Evi Simeoni
Jana Simon
Eugen Skasa-Weiss
Ansgar Skriver
Dr. Joachim Sobotta
Dr. Theo Sommer
Werner Spanehl
Annelie Stankau
Angela Steffan
Dr. Anton Sterzl
Gabriele Stief
Diether Stolze
Jutta Stössinger
Dr. Rudolf Strauch
Kai Strittmatter
Dr. Dietrich
 Strothmann
Dieter Strunz
Heinz Stuckmann
Cecilia von Studnitz
Bernhard Stuhlfelner
Volker Stutzer
Martin E. Süskind

Henning Sußebach
Regine Sylvester

T

Knut Teske
Michael Thiem
Dr. Manfred Thier
Hans-Uli Thierer
Heinrich Thies
Dr. Franz Thoma
Michael Thumser
Özlem Topçu
Thaddäus Troll

U

Bernd Ulrich
Dr. Stefan Ulrich
Peter Unfried
Martin Urban

V

Dr. Heinz Verfürth
Eduard Verhülsdonk
Horst Vetten
Lothar Vetter
Mario Vigil
Erpo Frhr. Droste
zu Vischering
Jutta Voigt
Jens Voitel
Vanessa Vu

W

Karl Wagemann
Lorenz Wagner
Dr. Wolfgang Wagner
Birgit Walter
Heinrich Wefing
Heinz Welz
Andreas Wenderoth

Paul Wilhelm Wenger
Christian Wernicke
Justin Westhoff
Marianne Wichert-
Quoirin
Dr. Margret Wicke-
Kampf
Carlos Widmann
Wolfgang Wiedlich
Ulrich Wildermuth
Thea Winandy
Johannes Winter
Fritz Wirth
Ben Witter
Dr. Uwe Wittstock
Christoph Wöhrle
Hubert Wolf
Jürgen Wolff
Cordula von Wysocki

Y-Z

Deniz Yücel
Volker Zastrow
Dr. Günter Zehm
Dieter E. Zimmer
Georg Zimmermann
Chrysostomus Zodel



Theodor-Wolff-Preis

Das Kuratorium

Helmut Heinen (Vorsitzender)
Herausgeber
Kölnische Rundschau

Dr. Frauke Gerlach
Direktorin / Geschäftsführerin
Grimme-Institut

Peter Stefan Herbst
Chefredakteur
Saarbrücker Zeitung

Prof. Bascha Mika
Autorin

Heinrich Meyer
Herausgeber
Neue Ruhr/Rhein-Zeitung

Die Jury

Nikolaus Blome
Politikchef *RTL/ntv*

Nico Fried
Leiter Parlamentsredaktion Berlin,
Süddeutsche Zeitung

Christian Lindner
Chefreporter Digital,
Nordsee-Zeitung

Julia Lumma
Stv. Chefredakteurin
Content Development,
VRM, Mainz

Lorenz Maroldt
Chefredakteur,
Der Tagesspiegel

Anna Petersen
Redakteurin,
*Landeszeitung für
die Lüneburger Heide*

Benjamin Piel
Chefredakteur,
Mindener Tageblatt

Anja Reich
Chefin Dossier,
Berliner Zeitung

Cordula von Wysocki
Chefredakteurin,
Kölnische Rundschau



**Die Entdeckerfreude ist
vielleicht die beste Freude,
die er sich schaffen kann,
und sie ist doppelt kostbar
wegen ihrer Seltenheit.**

**THEODOR
WOLFF**

Herausgeber

Bundesverband Digitalpublisher
und Zeitungsverleger e.V. (BDZV)
Haus der Presse, Markgrafenstraße 15
10969 Berlin

Verantwortlich für den Inhalt Anja Pasquay

Redaktion Juliane Gringer

Gestaltung und Satz Julia Neller

Fotos und Illustrationen

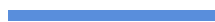
Alles Andere · Marcus Anhäuser
Joachim Budde · Marie-Therese Cramer
Stefan Dimitrov · Nike Flamm · Francesco
Giordano · Tobias Hahn · Martin Hangen
Marc Hillesheim · Robin Hinsch
Ulla Jürgensonn · Margret Klose
Horst Komuth · VRM/Kopp · Thomas
Koschel · Frank Kreidler · NIAID
Sophie Peschke · Privat · Manfred
Rinderspacher · Alexander Rink
Jürgen Schabel · Ute Friederike Schernau
Annett Schuft · Nikolaus Urban · Jana Weiss

Druck DCM Druck Center

Papier Arena extrawhite smooth ·
Constellation Snow E/R 55 Aida

60 JAHRE JOURNALISTENPREIS DER DIGITAL-
PUBLISHER UND ZEITUNGSVERLEGER

1962



2022

THEO— —DOR WOLFF —PREIS

AUF DER GRUNDLAGE DER VON THEODOR WOLFF GESETZTEN MASSSTÄBE – DEMOKRATISCHE UND GESELLSCHAFTSPOLITISCHE VERANTWORTUNG, POLITISCHER SENSUS, GRÜNDLICHE RECHERCHE, EINGEHENDE ANALYSE UND BREITE INFORMATION SOWIE VORBILDLICHKEIT IN SPRACHE, STIL UND FORM – WERDEN BEITRÄGE AUSGEZEICHNET, DIE EIN BEDEUTSAMES THEMA BEHANDeln ODER WEGEN IHRES NEUIGKEITSGEHALTS UND DER ART DER PRÄSENTATION FÜR EINEN WACHEN JOURNALISMUS BEISPIELHAFT ERSCHEINEN. HIERFÜR EIGNEN SICH BESONDERS DIE KLASSISCHEN JOURNALISTISCHEN STILFORMEN – HINTERGRUNDBERICHT, REPORTAGE, FEATURE, KOMMENTAR, GLOSSE UND LEITARTIKEL.